

# Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

**Hanns Koren** (Graz), **Franz Lipp** (Linz)  
und **Oskar Moser** (Klagenfurt-Graz)

geleitet von

**Klaus Beitzl** und **Leopold Schmidt**

**Neue Serie**  
**Band XXX**

**Gesamtserie**  
**Band 79**



WIEN 1976

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Gedruckt**  
**mit Unterstützung**  
**des**  
**Bundeskanzleramtes**  
**des**  
**Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung**  
**der**  
**Burgenländischen Landesregierung**  
**der**  
**Kärntner Landesregierung**  
**der**  
**Niederösterreichischen Landesregierung**  
**der**  
**Oberösterreichischen Landesregierung**  
**der**  
**Salzburger Landesregierung**  
**der**  
**Steiermärkischen Landesregierung**  
**der**  
**Tiroler Landesregierung**  
**der**  
**Vorarlberger Landesregierung**  
**des**  
**Magistrates der Stadt Wien**

---

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien.  
Verantwortlicher Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt; alle A-1080 Wien,  
Laudongasse 15—19. — Druck: Holzwarth & Berger, A-1010 Wien, Börseplatz 6.  
AU ISSN 0029-9669

### Abhandlungen und Mitteilungen

Walter Berger, Die Kultmale (Bildstöcke, Wegkreuze usw.) des Marchfeldes, Niederösterreich (mit 139 Fig., 3 Taf. und 3 Karten) . . .	1
Herbert Schempf, Weistümer aus Vorarlberg als Quellen insbesondere der rechtlichen Volkskunde . . . . .	105
Leopold Kretzenbacher, Ein Innviertler Mahnbild-Fresko zu Polling (mit 4 Abb.) . . . . .	118
Karl Fiala, Schildaufhängen mit Habergeiß in Salzburg . . . . .	126
Werner Galler, Der „Bindhocker“. Zum einbeinigen Arbeitssitz in Niederösterreich (mit 2 Abb. und 3 Zeichnungen) . . . . .	128
Dieter Weiß, Das volkulturelle Verhalten einer Arbeiter- und einer Bauernfamilie (Fallstudie) Kurzbericht über ein Untersuchungsmodell (mit 1 Tab.) . . . . .	137
Elfi Lukas, Der Einfluß des Fernsehens auf die bäuerliche Wohnkultur des Obdacherlandes . . . . .	148
Leopold Schmidt, Die Volkskultur der Babenbergerzeit . . . . .	187
Gerda Grober-Glück, Zur Aussegnung der ledigen Wöchnerin in Österreich. Nach den Sammlungen des Atlas der deutschen Volkskunde (mit 2 Karten) . . . . .	211
Elfriede Grabner, „Nostalgie“ als Krankheit. Vom medizinischen Fachausdruck zum rezenten Modewort . . . . .	226
Walter Puchner, Kretische Renaissance- und Barockdramatik in Volksaufführungen auf den Sieben Inseln . . . . .	232
Karl Heinz Burmeister, Die alten Gerichtsstätten in Vorarlberg. Dingstätten, Tanzlauben, Gerichtsstuben . . . . .	259
Karl Fiala, Eine Wallfahrt nach Maria Luschari. Erinnerungen aus dem Lande Salzburg . . . . .	288
Alois M. Wolfram, Fahnen- und Feuerwehrbräuche in Scheibbs, NÖ	292

### Chronik der Volkskunde

Österreichisches Freilichtmuseum im Jahre 1975 (Schmidt) . . . . .	73
„Museum Tiroler Bauernhöfe“ im Entstehen (Michael Martischnig) . . . . .	73
Weihnachtsausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde 1975 im Wiener Rathaus und im Museum Hollabrunn (Klaus Beitzl)	75
Georg Spyridakis † (Walter Puchner) . . . . .	75
„Gutes altes Puppenspiel“ (Schmidt) . . . . .	79
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1975 (Klaus Beitzl) . . . . .	153
Bericht über das 8. Internationale Hafnerei-Symposion (Ingolf Bauer) . . . . .	158
Volkskunde im Rahmen des 13. Österreichischen Historikertages 1976 in Klagenfurt (Klaus Beitzl) . . . . .	160
Hauptschuldirektor i. R. Prof. Franz Schunko † (Leopold Schmidt) . . . . .	164

Die Andrian-Werburg-Medaille der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Fritz E. Barth) . . . . .	243
Institut für Gegenwartsvolkskunde in Mattersburg (Schmidt) . . . . .	243
Walter Berger † (Schmidt) . . . . .	244
Ingrid Kretschmer, VI. Internationale Arbeitskonferenz des Ethnologischen Atlasses Europas und seiner Nachbarländer . . . . .	296
Walter Puchner, Griechische Volksschauspielforschung. Ein Kongreßbericht . . . . .	297
Hanns Koren 70 Jahre (Moser) . . . . .	299
Karl Haiding 70 Jahre (Moser) . . . . .	301
Hohe Auszeichnung für Univ.-Prof. Dr. Ernst Burgstaller . . . . .	302

### Literatur der Volkskunde

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich, 13. Lieferung (Schmidt) . . . . .	80
Irmgard Wirth, Mit Menzel in Bayern und Österreich (Schmidt) . . . . .	80
Viktor Herbert Pöttler, Alte Volksarchitektur (Oskar Moser) . . . . .	81
Rudolf Zinnhobler und Peter und Wolfgang Pfarl, Der heilige Wolfgang. Leben, Legende, Kult (Schmidt) . . . . .	82
Wolfgang Sperner, Ausflugsziele in Oberösterreich (Schmidt) . . . . .	83
Georg Matthäus Vischer, Topographia Ducatus Stiriae 1681. Neuausgabe (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	83
Peter Rosegger, Die Welt ist gut genug. Betrachtungen und Plaudereien (Schmidt) . . . . .	85
Der Leobener Strauß, Bd. 3 (Schmidt) . . . . .	86
Oskar Moser, Die Sagen und Schwänke der Apollonia Kreuter (Schmidt) . . . . .	86
Elli Zenker-Starzacher, Der Senavogel und andere Kärntner Märchen (Schmidt) . . . . .	87
Julius Schmidt, Ist die Kugel aus dem Lauf / Hält kein Teufel sie mehr auf. Spruchweisheiten des Jägers (Schmidt) . . . . .	87
Karl Freiherr von Leoprechting, Bauernbrauch und Volksglaube in Oberbayern (Neuausgabe) (Schmidt) . . . . .	89
Simon Aiblinger, Vom echten bayerischen Leben. Bräuche, Feste, Zeitvertreib (Schmidt) . . . . .	89
Paul Friedl, Geister im Waldgebirg (Schmidt) . . . . .	90
Ludwig Merkle, Himmlisches Blumengärtlein. Erbauliches aus alten Andachts- und Gebetsbüchern (Schmidt) . . . . .	91
Paul Ernst Rattelmüller, Das große Leben Christi, gezeigt an der Jahreskippe des Fürstbischofs von Brixen (Schmidt) . . . . .	92
Irmgard Gierl, Stickereien in Bauernstuben. Alte Kreuzstichmuster (Schmidt) . . . . .	92
Lisl Fanderl, Bäuerliches Stricken. Alte Muster aus dem alpenländischen Raum (Schmidt) . . . . .	93

Hermann J ü l g, Volkstänze aus dem Schwarzwald (Karl Horak) . . .	94
Leopold K r e t z e n b a c h e r, Südost-Überlieferungen zum apokryphen „Traum Mariens“ (Schmidt) . . . . .	94
Lebendiges Gestern. Erwerbungen [des Museums für Deutsche Volkskunde, Berlin] von 1959 bis 1974 (Schmidt) . . . . .	96
Frankfurter Wörterbuch. Herausgegeben von Wolfgang Brückner, bearbei- tet von Rosemarie Schanze, 5. Lfg. (Schmidt) . . . . .	97
Wolfgang M i e d e r, Das Sprichwort in unserer Zeit (Schmidt) . . . .	98
Heinz R ö l l e k e (Hg.), Die älteste Märchensammlung der Brüder Grimm (Schmidt) . . . . .	98
Edmund S p i e s s, Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zu- stande nach dem Tode (Neudruck) (Kretzenbacher) . . . . .	99
János T ó t h, Die Volksarchitektur des Örség-Gebietes (ungar.) (Oskar Moser) . . . . .	100
Alberto C i r e s e, Enrica D e l i t a l a, Chiarella R a p a l l o, Giulio A n g i o n i, Plastica effimera in Sardegna (Schmidt) . . . . .	101
Märchen der Weltliteratur:	
Harri M e i e r und Dieter W o l l, Portugiesische Märchen.	
Hans-Jürgen Z a b o r o w s k i, Märchen aus Korea (Schmidt) . . . .	101
Malaiische Geschichten. Aus dem Malaiischen übertragen von Hans O v e r b e c k (Schmidt) . . . . .	102
Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und ver- gleichenden Erzählforschung, Bd. I, Lieferungen 1—2 (Schmidt)	165
Wien im Mittelalter. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Histo- rischen Museum der Stadt Wien 1975/76 (Leopold Kretzenbacher)	166
Hannelore und Helmut F i e l h a u e r, Die Sagen des Bezirkes Scheibbs (Niederösterreich). (Richard Beißl) . . . . .	168
Hasso H o h m a n n, Giebellucken und Stadgitter. Kunstvolle Ziegelgitter in Steiermark (Oskar Moser) . . . . .	171
Walter K a i n z, Weststeirische Volksdichtung. Reime, Rätsel, Lieder, Kinderspiele und Sprüche. Neuauflage (Leopold Kretzenbacher) .	172
Michael U n t e r l e r c h e r, In der Einsicht. Aus dem Leben eines Kärntner Bergbauernbuben. Neuauflage (Oskar Moser) . . . .	173
Erich H a m b ö c k, Bauen in Kärnten — Ein Handbuch. Neuauflage (Oskar Moser) . . . . .	173
Torsten G e b h a r d, Der Bauernhof in Bayern. 168 Seiten mit 265 Foto- grafien und 44 Zeichnungen (Oskar Moser) . . . . .	175
Festschrift für Torsten G e b h a r d. Jahrbuch der bayerischen Denkmal- pflege, Bd. 29 (Leopold Schmidt) . . . . .	177
Raimund S c h u s t e r, Volkskunst im Bayerischen Wald. Hinterglasbilder der Neukirchener Schule. 2. Aufl. (Schmidt) . . . . .	178
Eduard S t e m p l i n g e r's Immerwährender Bayerischer Kalender. Rund 1517 wahre Anekdoten usw. (Schmidt) . . . . .	179
Museen in Baden-Württemberg. Herausgegeben vom Württembergischen Museumsverband (Schmidt) . . . . .	179
Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 17, 1974, herausgegeben von Erhard Riemann (Schmidt) . . . . .	180

Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch, Bd. 5 (Schmidt) . . . . .	182
Ante Lešaja, Moreška. Das Korčulaner ritterliche Schwertfechter-Spiel (kroat.) (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	182
Ludwig Pauli, Keltischer Volksglaube. Amulette und Sonderbestattungen am Dürrenberg bei Hallein (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	182
Visnja Huzjak, Holzarchitektur im Turopolje (kroat.) (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	185
Leopold Schmidt, Gegenwartsvolkskunde. Eine bibliographische Einführung (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	245
Die Funktion der schriftlichen Quelle in der Sachkulturforchung (Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde, Bd. 1)	246
Felix Czeike, Wiener Kunst- und Kulturlexikon (Schmidt) . . . . .	247
Alfred Hoffmann, Viktor Stampfl, Ernst Bruckmüller (Hg.), Bauernland Oberösterreich (Schmidt) . . . . .	248
Reinhold Pilz, Mit dem Auto wandern. Steiermark und Burgenland (Schmidt) . . . . .	248
Fritz Markmiller (Hg.), Beiträge zur Geschichte der Kröninger Hafnerei (Schmidt) . . . . .	249
Ludwig Schmidt, Felszeichen, Felsbilder und sonstige Felsbearbeitungen in der Pfalz (Schmidt) . . . . .	249
Convivium Musicorum. Festschrift Wolfgang Boetticher. Hg. Heinrich Hüsch und Dietz-Rüdiger Moser (Schmidt) . . . . .	250
Herbert und Elke Schwedt, Malerei auf Narrenkleidern (Schmidt) . . . . .	251
Tagungsbericht 1974 des Verbandes europäischer Freilichtmuseen (Schdt.)	252
Walter Haas, Franz Alois Schumachers „Isaac“. Eine Volksschauspielparodie aus dem 18. Jahrhundert (Schmidt) . . . . .	253
Jean Cuisenier, Die Volkskunst in Frankreich. Übersetzt von Torsten Gebhard (Schmidt) . . . . .	254
Tamás Hofer und Edith Fél, Ungarische Volkskunst (ung.) (Schmidt)	255
Märchen der Weltliteratur. Neue Bände (Schmidt):	
Laurids Bødker, Dänische Volksmärchen (Neuaufgabe) . . . . .	256
Helmtraut Sheikh-Dilthey, Märchen aus dem Pandschab . . . . .	256
Felix Karlinger und Elisabeth Zacherl, Südamerikanische Indianermärchen . . . . .	256
Gerda Grober-Glück, Motive und Motivationen in Redensarten und Meinungen (Schmidt) . . . . .	303
Betty J. Bäuml und Franz H. Bäuml, A Dictionary of Gestures (Schmidt) . . . . .	305
Ethnologische Nahrungsforschung. Vorträge des zweiten Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung, Helsinki 1975.	
Ulrich Tolksdorf, Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen (Schmidt) . . . . .	306
Das Sühnekreuz von Trausdorf an der Wulka, Burgenland. Beiträge von H. Schmid, K. Kaus, W. Meyer, A. Ratz (Emil Schneeweis) . . . . .	307
Hans Mairhofer-Irrsee, Der Riese von Lengau (Schmidt) . . . . .	309

Unvergängliches Kärnten. Beiträge zur Heimatkunde Kärntens (Schmidt) . . . . .	309
Peter Assion, Altdeutsche Fachliteratur (Schmidt) . . . . .	310
Alfred Cammann, Märchenwelt des Preußenlandes (Schmidt) . . . . .	311
Ulf Diederichs und Christa Hinze, Norddeutsche Sagen (Schmidt) . . . . .	312
Leander Petzoldt, Schwäbische Sagen (Schmidt) . . . . .	312
Johannes Künzig, Schwarzwaldsagen (Schmidt) . . . . .	313
Ype Poortings, De ring fan it ljocht. Fryske folksforhalen (Schmidt)	313
Gerhard Heilfurth, Der erzgebirgische Volksänger Anton Günther (Schmidt) . . . . .	314
Paul Friedl, 461 Haus- und Sympathiemittel (Schmidt) . . . . .	314
Annette Thoma, Bei uns. Mit Zeichnungen von Emil Thoma (Schmidt)	315
Irmgard Gierl, Raritäten aus Schmellers Bayrischem Wörterbuch (Schmidt) . . . . .	315
Ludwig Merkle, Alte Bergsteigerei (Schmidt) . . . . .	316
Joachim Naumann, Hessische Töpferei zwischen Spessart, Rhön und Vogelsberg.	
Ralf Wendt, Bauernkultur aus Mecklenburg III. Die Keramik (Schmidt)	316
Günther Franz, Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (Schmidt) . . . . .	317
Luis Carlen, Naters — Blatten — Belalp (Schweizer Heimatbücher, Bd. 168) (Schmidt) . . . . .	317
Student und Hochschule im 19. Jahrhundert. Studien und Materialien (Schmidt) . . . . .	318
Leo Zehnder, Volkskundliches in der älteren schweizerischen Chronistik (Schmidt) . . . . .	318
Peter Korniss, Bräutigam des Himmels. Bilder ungarischer Volks- bräuche (Schmidt) . . . . .	319
Imre Katona, Die Habaner Keramik in Ungarn (ung.) (Schmidt) . . . . .	319
St. D. Imellos, Das Werk des Aelianus über die Eigenschaften der Tiere (griech.) (Walter Puchner) . . . . .	320
Theodoro Vidal, Los Milagros en metal y en cera de Puerto Rico (Schmidt) . . . . .	323

# Die Kultmale (Bildstöcke, Wegkreuze usw.) des Marchfeldes

Von Walter Berger

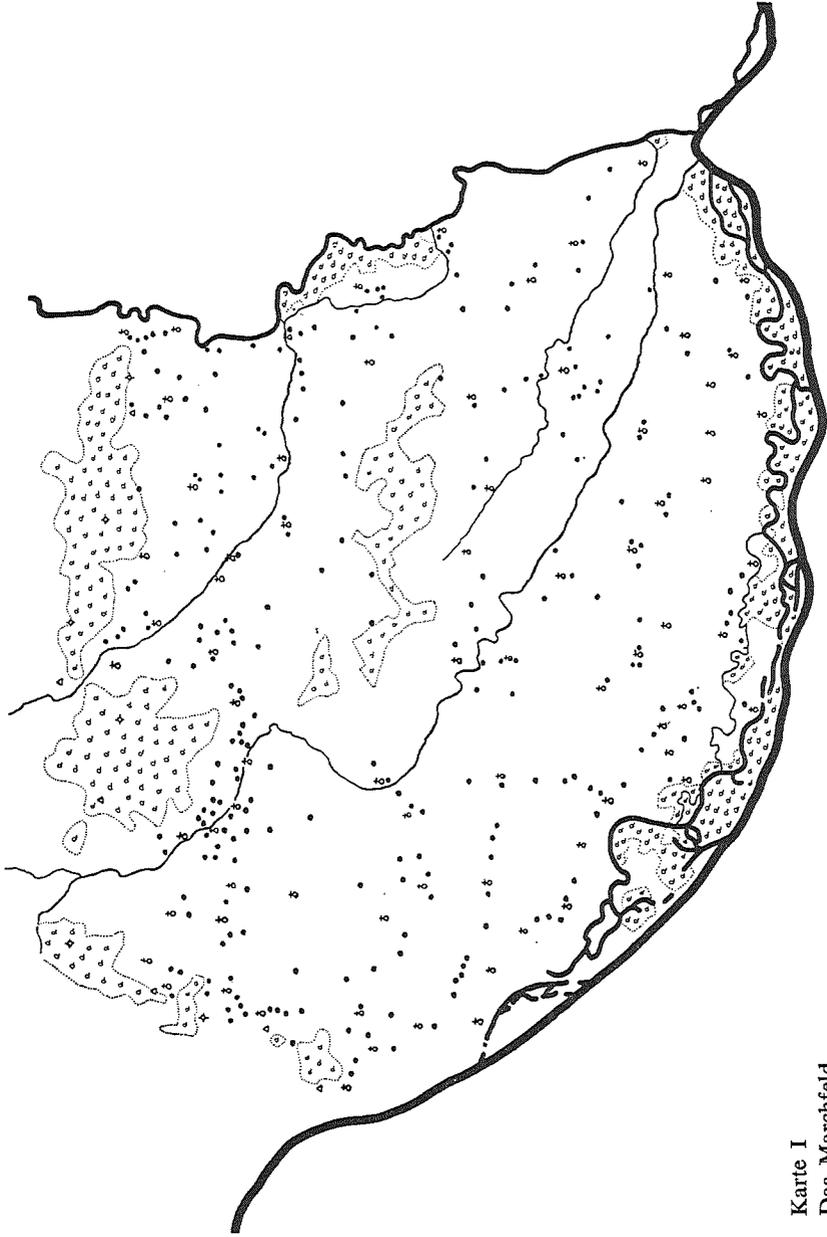
## Einleitung.

In weiten Bereichen der Volkskunde gilt für unsere Generation, daß sie die erste und zugleich die letzte ist. Die erste Generation, welche den kulturellen, geistigen wie seelischen Wert des Materials in seinem ganzen Umfang erkennt und mit modernen, zum Teil geradezu exakt-wissenschaftlichen Methoden an seine Auswertung gehen kann, — und zugleich die letzte Generation, welche dieses selbe Material noch zur Verfügung hat. Mehr oder weniger weitgehend zur Verfügung hat, denn erschütternd ist die Menge des mittlerweile ohnehin bereits unwiederbringlich Zerstörten und Verschwundenen. Immerhin sind auch die Überreste eindrucksvoll genug und vorläufig immer noch ausreichend, um Volkskunde „lebendig“, „in freier Natur“ betreiben zu können. Freilich: die Zeit drängt, und was nicht wir noch unter Dach bringen, wird für unsere Söhne und Enkel vielfach nicht mehr greifbar sein. Dieser Zeitdruck begründet — und mag es auch entschuldigen, wenn derartige Studien lückenhaft ausfallen und wenn sie auf manche, durchaus bedeutsame Spezialfragen nicht eingehen, vor allem auf solche, die umfangreichere Quellen- und Literaturstudien erfordern würden.

Dies alles gilt in besonderem Maße für die Erforschung der „Kultmale“, der „religiösen Kleinstbauwerke“, der „Lichtsäulen“ und „Bildstöcke“, „Wegkreuze“ und „Marterln“. Wie sehr hier das Material in den letzten Jahrzehnten gelichtet wurde, zeigt allein der Vergleich eines beliebigen Areals auf der alten Ausgabe der „Österreichischen Karte 1 : 50.000“ mit der neueren Ausgabe. In dem auf das Blatt 42 „Gänsersdorf“ entfallenden Bereich meines Untersuchungsgebietes beispielsweise weist die alte Ausgabe (mit Berichtigungen bis 1935/42) noch 169 „Bildstöcke“ und „Kreuze oder Marterln“ auf; in der neuen Ausgabe (1959) sind es deren nur mehr 103, und von diesen sind weitere 16 heute schon wieder verschwunden. Es steht also gegenwärtig noch knapp die Hälfte von dem, was vor einem Menschenalter gestanden ist! — ein erschütterndes Beispiel „geistiger“ oder „kulturel-

ler Umweltzerstörung". Man mag es ja noch einsehen, wenn der — verkehrstechnisch eben nicht zu umgehenden — Verbreiterung und Begradigung der Hauptstraßen manches zum Opfer fallen muß, was an deren Rand steht. Es würde freilich nur verhältnismäßig geringe Mühe und Kosten verursachen, solche Kultmale, ein paar Meter weiter feldeinwärts versetzt, in alter Form neu aufzustellen. Von dieser Möglichkeit wird aber nur in seltenen Ausnahmefällen Gebrauch gemacht, wenn es sich um Einzelobjekte von besonderem künstlerischen Wert handelt. Die für die volkskundliche und kulturgeschichtliche Forschung ebenso wie für das „Gesicht“ und die „Seele“ der Landschaft so bedeutungsvolle „Masse“ wird hingegen bedenkenlos liquidiert. Etwas günstiger ist die Lage bei den abseits der modernisierten Straßen an Feldwegen und Rainen stehenden Kultmalen, aber auch hier ist vieles bereits untergegangen, zum Teil mutwillig zerstört worden. Der Geist des Jahres 1945, wo die „reaktionären“ Bildpfeiler und Heiligenfiguren mit Vorliebe als Schießscheiben benutzt wurden, scheint noch keineswegs ganz überwunden zu sein. Möglicherweise ist auch der heute so aktive Antiquitätenhandel mit im Spiel; wie wäre es sonst zu verstehen, daß von dem noch bei Kapner 1970, S. 127, als intakt beschriebenen „Kugelkreuz“ nördlich von Süßenbrunn heute wohl noch die Säule steht, die bekrönende Kugel mit dem kunstvollen schmiedeeisernen Kreuz aber spurlos verschwunden ist?

Zweck der vorliegenden Arbeit soll es nun sein, in einem einigmaßen gut abgegrenzten, nicht zu großen und nicht zu kleinen Gebiet die Entwicklung der „Lichtpfeiler“ und „Bildstöcke“ durch Zeit und Raum möglichst eingehend zu verfolgen und eine gewisse Ordnung in die Mannigfaltigkeit der Formen zu bringen. Dabei wird, vorwiegend aus arbeitstechnischen Gründen, die morphologische und — soweit man davon überhaupt reden kann — die kunstgeschichtliche Betrachtung in den Vordergrund gestellt. Das Marchfeld bot sich in diesem Sinne als Untersuchungsgebiet an, schon allein durch seine günstige Lage am Rande der Stadt Wien. Die Begrenzung im Osten und Süden durch den Verlauf der March und der Donau ist klar, wenngleich diese Linie damit keineswegs zu einer kulturgeographischen Grenze erklärt werden soll. Weniger eindeutig ist die Begrenzung im Norden und Westen. Wählt man hier als Abschluß die rein geomorphologisch natürliche Grenzlinie, also den Rand der Ebene, den Verlauf des Großen Wagrams, dann geht diese Grenze mitten durch die Ortschaften, zerschneidet also zweifellos kulturell aufs engste Zusammengehöriges. Es empfiehlt sich also, hier auch die Umrahmung der Ebene noch dazu zu nehmen, also die südliche bzw. südöstliche Abdachung des Weinviertler Hügellandes, und damit die Grenze des Untersuchungsgebietes auf die ersten Höhenzüge zu verlegen, die,



Karte I  
Das Marchfeld

langgestreckt, unbesiedelt und weitgehend bewaldet, eine einigermaßen reale kulturelle Trennungslinie darbieten. Das ist also, im Osten beginnend, die Linie Hirschensprung — Gemeindewald — Matzener Wald — Im Greut — Wartberg — Traunwald — Hochleiten und dann, jenseits der Talmulde des Rußbachs, die Linie Donaubrunn — Rinnersteig — Tradenberg — Kronawettberg — Bisamberg.

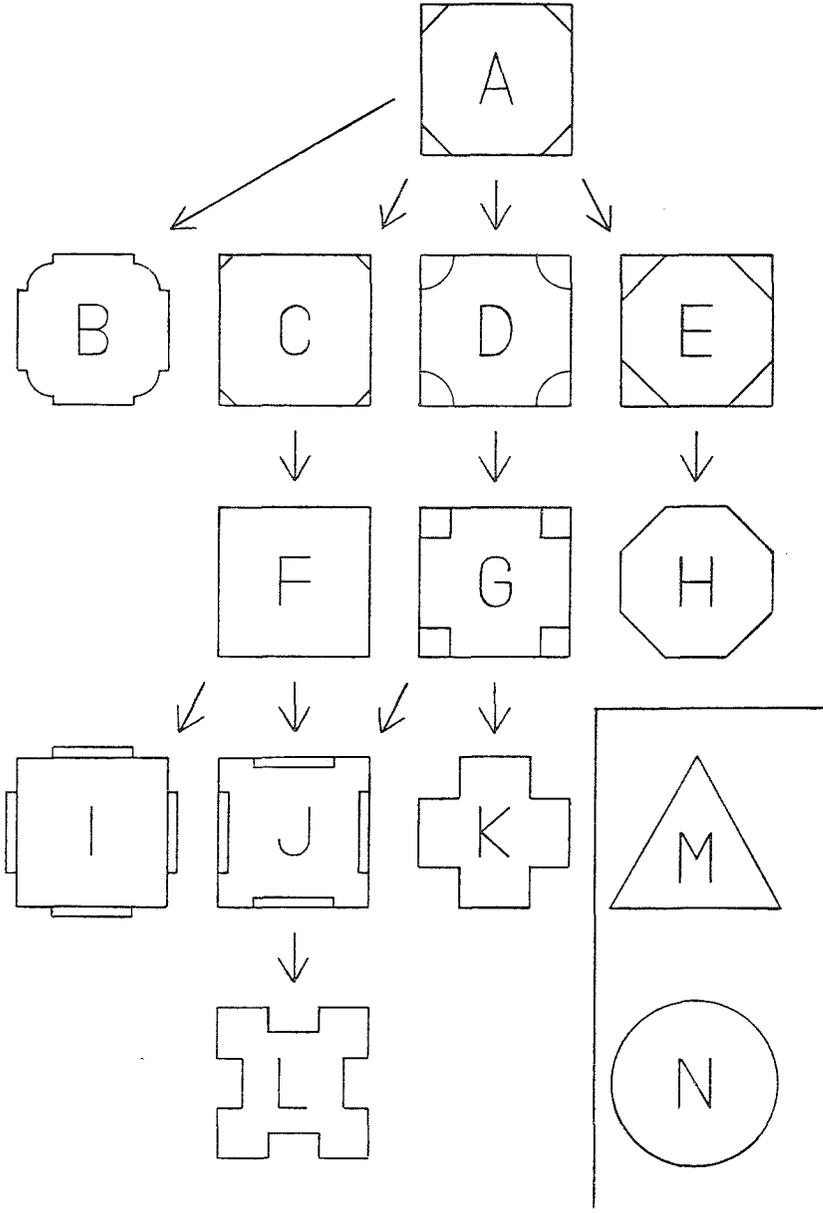
Innerhalb dieses Raumes sind die Kultmale keineswegs gleichmäßig verteilt, sie spiegeln vielmehr, verständlicherweise, die allgemeinen Besiedlungsverhältnisse wieder (siehe Karte I). Wir erkennen eine Zone besonders dichter Häufung am Nordrand des Marchfeldes, längs des großen Wagrams also, wo sich, perlschnurartig dicht gereiht, die großen Ortschaften von Großebersdorf und Wolkersdorf im Westen bis Weikendorf und Angern im Osten hinziehen. Eine zweite, freilich viel weniger dicht besetzte Zone zieht sich nördlich der Donau und westlich der March hin. Der weiter nördlich bzw. westlich anschließende mittlere Teil des Marchfeldes ist dagegen arm an Kultmalen <sup>1)</sup>.

Es soll gleich vorweg genommen werden, daß unser Untersuchungsgebiet bezüglich seiner „Bildstöcke“ und „Wegkreuze“ sich in keiner Weise vom übrigen südöstlichen Weinviertel, also von seiner nördlichen und nordwestlichen Nachbarschaft, aber auch von dem Gebiet des Wiener Beckens im Süden jenseits der Donau wesentlich unterscheidet. Mit anderen Worten: es gibt keinen für das Marchfeld allein kennzeichnenden und auf dieses beschränkten Kultmal-Typus. Wohl finden wir einzelne Stücke von eigenwilliger Form, wie das Presovskykreuz bei Untersiebenbrunn oder der barocke Pfeiler bei der Eisenbahnstation Schöfeld-Lasse, aber solche Formen sind auch innerhalb des Marchfeldes einmalige Besonderheiten und können daher nicht als „kennzeichnende Typen“ verallgemeinert werden.

Außer Betracht gelassen wurden einerseits die Kapellen — wobei als „Kapelle“ jedes Bauwerk verstanden sein soll, das einen, wenn auch noch so kleinen, betretbaren Innenraum entwickelt, andererseits die Nepomukstandbilder und andere mehr oder weniger lebensgroße barocke Figuren auf niedrigem Sockel. Unberücksichtigt blieben ferner die Produkte der neueren fabrikmäßigen Konfektion, also die leidigen

---

<sup>1)</sup> Geologisch-bodenkundlich bedeutet dies: die Schwarzerdezone im Norden ist sehr reich, die Alluvionenzone im Süden und Osten mäßig reich, die Schotter- und Flugsandzone in der Mitte ist arm an Kultmalen. — Klöster oder Wallfahrtskirchen, die sonst oft als Ballungszentren für Kultmale in Erscheinung treten, fehlen im Marchfeld. Hier wäre allenfalls das Mariabrunn bei Großenbrunn zu erwähnen; dieses bildete vor allem ein Wallfahrtsziel für die Slowaken, welche bei dem uralten Marchübergang von Marchegg herüber gekommen sind. In Kultmalen hat diese Wallfahrt und der verhältnismäßig kurze Anmarschweg aber, zumindest soweit heute festzustellen ist, keinerlei Niederschlag gefunden. (Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Schneeweis.)



Gußisenkreuze der Zeit um 1900 ebenso wie die um nichts besseren Kunststeinkreuze der späteren Jahrzehnte.

Aber auch das verbleibende, hier in Betracht gezogene Material — es handelt sich immerhin um insgesamt mehr als 250 Exemplare — konnte aus zeit- und raumbedingten Gründen leider nicht derartig monographisch bearbeitet werden, wie es z. B. bereits mit einem Teil der hessischen Steinkreuze geschehen ist (Niemeyer, Azzola et al. 1969). Es mußten vor allem die jüngeren, gemauerten Kultmale mehr summarisch erfaßt werden. Das braucht aber kein Nachteil zu sein, da, was an Einzelheiten unberücksichtigt blieb, wohl an allgemeiner Überschaubarkeit gewonnen wurde<sup>2)</sup>.

Bezüglich allgemeiner Fragen betreffs Herkunft und Entwicklung, Sinngebung und Formgestaltung der „Lichtpfeiler“, „Bilsäulen“ und „Wegkreuze“ im österreichischen Raum sei auf die grundlegende Arbeit von Franz Hula (1948) „Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs“ verwiesen.

### Versuch einer Nomenklatur und Systematik

Jede wissenschaftliche Bearbeitung steht und fällt weitgehend mit dem Vorhandensein einer eindeutigen, allgemein verständlichen und allgemein anerkannten Nomenklatur. Damit sieht es auf unserem Gebiet nun höchst unbefriedigend aus. Auf diese Tatsache wurde bereits mehrfach hingewiesen (vgl. die Vorträge von Riebeling und Gottschalk sowie von Brockpähler auf der 5. Tagung der AG Denkmalforschung 1971 in Fulda, referiert bei Schneeweis 1971, S. 262 und 263). Wenn Schneeweis betont, daß „die stärkere Berücksichtigung der Funktion ein maßgeblicher Faktor für Nomenklatur und Klassifikation“ wäre, so wird diese Forderung aus dem Gesichtswinkel des Volkskundlers zweifellos mit Recht gestellt. In der Praxis ergeben sich allerdings alsbald erhebliche Schwierigkeiten, indem nämlich die Funktion, also der ursprüngliche „Sinn“ und „Zweck“ eines Kultmales, vielfach nicht

---

<sup>2)</sup> Ich folge damit mehr oder weniger der Praxis, die auch Skudnigg (1967) bei der Bearbeitung der Bildstöcke in Kärnten angewendet hat. — Die 6. Tagung der A. G. Denkmalforschung (Fritzlar 29. 4.—1. 5. 1972) hat einen „Entwurf zur Erfassung freistehender religiöser Male“ (Gottschalk/Schemmel) herausgebracht, der zwölf Maschinschreibseiten umfaßt. So wertvoll dieses Unternehmen grundsätzlich erscheint, muß doch hier klar ausgesprochen werden, daß eine Arbeit nach diesen Richtlinien für uns in Österreich leider nicht in Frage kommen kann. Die ungeheure Menge des Materials — auch heute noch stehen viele tausende von Kultmalen in unserer Landschaft, abgesehen von den vielen wohl verschwundenen, aber irgendwo noch archivalisch festgehaltenen und damit erfaßbaren — steht in krassem Gegensatz zu dem bescheidenen Grüppchen von Bearbeitern, die noch dazu überwiegend bloß als Amateur- und Freizeitforscher tätig sind.

mehr oder nur mehr unsicher bzw. mit größten Schwierigkeiten und Zeitaufwänden festgestellt werden kann. Es empfiehlt sich also meines Erachtens, eine „objektive“, „greifbare“, das heißt rein morphologische Nomenklatur und Systematik zu erarbeiten, die ja mit einer funktionellen Analyse keineswegs in Widerspruch zu stehen braucht<sup>3)</sup>.

Nun fehlt freilich schon einmal ein klarer unmißverständlicher Sammelname für das ganze uns hier betreffende Material. Die im Volk geläufigen Namen für die einzelnen Objekte sind in der Regel „Kreuz“ in irgendwelchen Zusammensetzungen, und das auch dann, wenn keinerlei wirkliches Kreuz dabei vorhanden ist (wie z. B. im Falle des „Weißen Kreuzes“ bei Raasdorf oder des „Dicken Kreuzes“ bei Münichsthal). Da aber das Kreuz auch sonst bei der Mehrzahl unserer Objekte nur ein kleiner, zusätzlicher, oft jüngerer oder andererseits bereits verloren gegangener Bestandteil ist, erscheint das Wort „Kreuz“ als wissenschaftlich gebrauchte Sammelbezeichnung sinnlos. Ebenso ist das landläufige „Bildstock“ als Terminus allein durch seine Wortbestandteile „Bild“ und „Stock“ stark eingeengt; ein Lichtpfeiler findet darin ebenso wenig Platz wie eine Bildsäule oder ein hölzernes Feldkreuz. Im Gegensatz dazu erscheint der von unseren hessischen Kollegen verwendete Ausdruck „Flurdenkmal“ wieder einerseits zu weit gefaßt — denn hier müßten auch Grenzsteine, Wappenfähle und dgl. einbezogen werden —, andererseits wiederum zu eng, denn das, was uns hier beschäftigt, steht nicht nur außerhalb der Ortschaften inmitten der Fluren, sondern oft auch mitten in den Dörfern. Ich möchte daher — nach Absprache mit meinem Kollegen Harald Boesch — den Sammelnamen „Kultmal“ verwenden und überlasse es erfahreneren Fachkollegen, diesen Terminus anzunehmen oder durch etwas Besseres zu ersetzen.

Wäre damit ein gemeinsamer übergeordneter Begriff gefunden, so bleibt die Gliederung und Systematik ein weiteres Problem. Hulas (1948) Ausdrücke „Totenleuchte“ und „Bildstock“ sind wiederum vorwiegend funktionell bestimmt und damit für die reine Beschreibung ungeeignet; wer weiß schon heute bei einem „Tabernakelpfeiler“ aus dem 16. bis 18. Jahrhundert in der Regel zu sagen, ob in seiner tiefen Nische ursprünglich ein Licht oder ein Bild gestanden ist. Es gilt also, auch für das Ordnungsschema klare, rein morphologische Begriffe zu finden. In diesem Sinne wollen wir zuerst die Einzelteile eines solchen typischen „Licht- oder Bildstockes“ betrachten und sie mit einwandfreien Namen bezeichnen.

---

<sup>3)</sup> Auch in der Pflanzenkunde beispielsweise sind Bezeichnungen wie „Schlingpflanze“, „Wasserpflanze“ oder „Schmarotzer“ rein funktionell und bilden trotzdem kein Konfliktmaterial zu rein systematisch-morphologischen Begriffen wie „Rachenblütler“, „Gräser“ oder „Nachtschattengewächse“.

Ein Kultmal besteht in der Regel aus drei Teilen: dem Sockel (Basis)<sup>4)</sup>, dem Schaft und dem Kopf. Der schlankere, tragende und verbindende Schaft ist entweder ein mehrkantiger (prismatischer) Pfeiler oder eine drehrunde (annähernd zylindrische) Säule. Der auffälligste und von der Sinnggebung her wesentlichste Teil ist der Kopf; dieser ist entweder ein (mehr oder weniger quaderförmiger, gelegentlich tafelförmiger) Block oder eine freiplastische Figur, gelegentlich auch eine Kugel oder ein Kreuz. Der Block kann ein (massiv geschlossener) Vollblock sein, ein Nischenblock (mit einer oder mehreren, mehr oder weniger seichten Nischen) oder ein Höhlenblock (mit tiefem Hohlraum; von Hula als „Tabernakel“ bezeichnet). In der Regel wird der Block nach oben abgeschlossen durch ein Dach — das sehr mannigfaltig gestaltet sein kann — und bekrönt durch ein Kreuz (Steinkreuz oder Schmiedeeisenkreuz).

Schaft und Kopf sind die wesentlichen und auffälligen Bestandteile eines Kultmales, daher kombiniert sich aus ihnen die Typusbezeichnung: „Blockpfeiler“ — allenfalls „Reliefvollblockpfeiler“, — „Figurensäule“ usw. Wo Schaft und Kopf miteinander verschmelzen, entsteht der einheitliche — in der Regel vierkantige — Stock, im allgemeinen ein Nischenstock. Der geläufige Breitpfeiler ist nach diesem Schema nichts als ein mehr oder weniger stark wandartig verbreiteter Stock, in der Regel mit Giebedach. Es fällt auf, daß der gute alte Name „Bildstock“ in dieser ganzen Systematik keinen Platz mehr hat; in der wenig exakten und konsequenten Umgangssprache mag er als Sammelbezeichnung, als gebräuchliches Synonym für „Kultmal“ ganz allgemein, ruhig weiter bestehen bleiben<sup>5)</sup>.

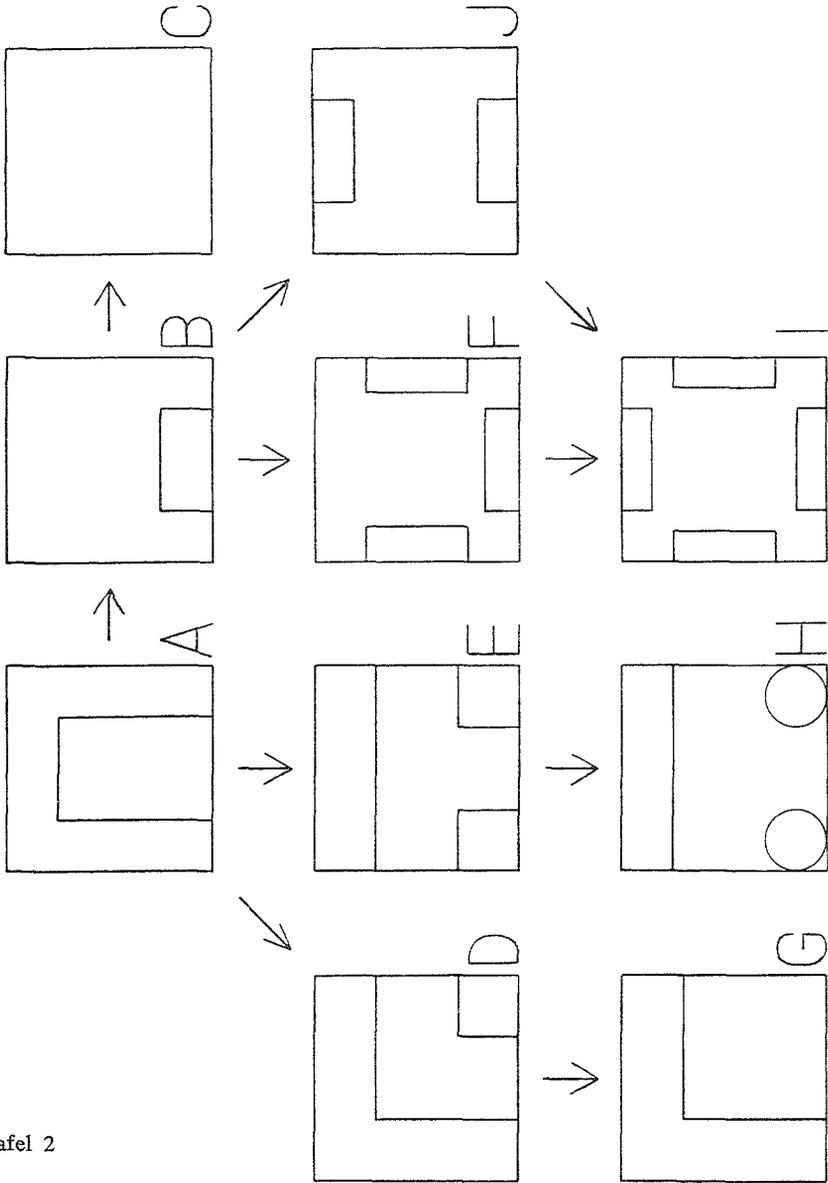
Mit diesem noch recht rohen und vereinfachten Schema sind natürlich nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Vor allem aberrante eigenwillige Einzelformen werden immer eine individuelle Beschreibung nötig machen.

Mit der Frage der Nomenklatur und Systematik eng verbunden ist das Problem der Signaturen auf Landkarten. Darauf soll aber hier überhaupt nicht eingegangen werden; soweit ich Verbreitungskarten bringe, habe ich bewußt möglichst einfache und unspezifische Zeichen (Kreise, Dreiecke usw.) gewählt, die nur für den jeweiligen Sonderfall gültig sein sollen.

---

<sup>4)</sup> Die Basis ist oft der jüngste Teil an einem heute bestehenden Kultmal, da sie, der Verwitterung am meisten ausgesetzt, bei allfälligen Restaurierungsarbeiten meist erneuert wird, oft dann auch bloß aus Beton gegossen.

<sup>5)</sup> Auch Wörter wie „Muschel“, „Marmor“ oder „Akazie“ bedeuten in der Umgangssprache etwas ganz anderes als in der Fachsprache des einschlägigen Wissenschaftlers.

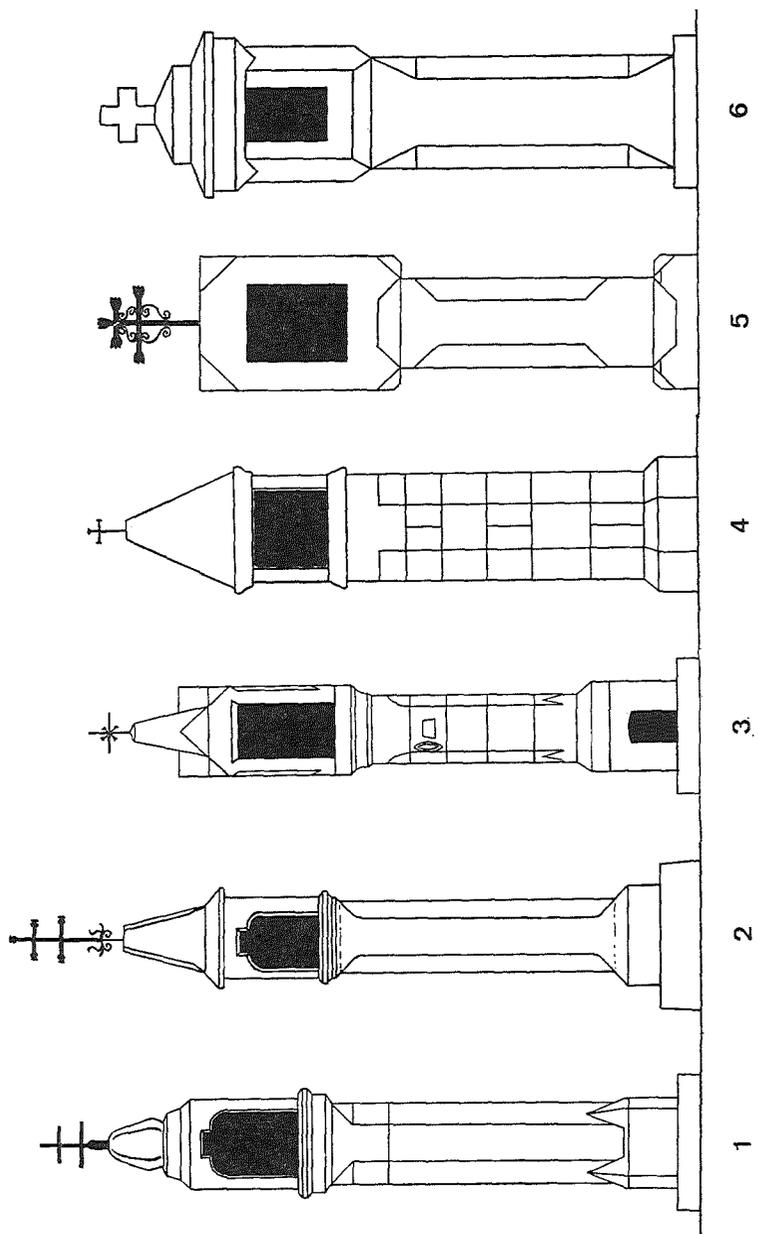


Tafel 2

## Blockpfeiler der Spätgotik und Frührenaissance

Die beiden ältesten erhaltenen Kultmale unseres Gebietes sind die „Lichtstöcke“ (Höhlenblockpfeiler) im Ortsbereich von Obersdorf (Südostteile des Dorfangers) (Fig. 1, Hula 1948, Tf. 9/13) und von Großengersdorf (Westteil des Ortes) (Fig. 2, Hula 1948, Tf. 9/11). Sie sind beide spätgotisch — Hula reiht sie in die Kategorie „1450 bis 1550“ ein — und einander sehr ähnlich. Dies und die unmittelbare Nachbarschaft — Entfernung voneinander keine 3 km! — legt den Schluß nahe, daß es sich um zwei Schöpfungen desselben Meisters handelt. Beide Kultmale haben jeweils über einer einfachen quadratischen Basisplatte einen aus einem Stück gehauenen vierkantigen Pfeilerschaft, sehr stark abgefast, der von Obersdorf mit den kennzeichnenden dreieckigen vorspringenden Zwickeln in den unteren Ausnehmungen der Abfasung. Über einem schwach profilierten, wenig vorspringenden Gesimse sitzt ein Höhlenblock, der, im Umriß einfach quaderförmig, innen tief ausgehöhlt ist und sich mit, an den Kanten leicht abgeschrägten, Kragsturzbögen nach zwei benachbarten Seiten öffnet. Ein abgeknickter Pyramidenhelm — der untere Teil mit viereckiger Grundfläche sanft ansteigend, der obere steil und zur achtkantigen Pyramide übergehend — bekrönt jeweils das Ganze. Die Spitze der Pyramide fehlt in beiden Fällen, und an ihrer Stelle sitzt ein Schmiedeeisenkreuz jüngeren Datums. Beide Kultmale stehen an Wegegabelungen — das in Großengersdorf an der Einmündung der Kellergasse, das in Obersdorf an der Abzweigung der Straße nach Seyring — und damit wahrscheinlich an ihrem ursprünglichen Standort.

Etwas jünger als die beiden beschriebenen dürfte der Höhlenblockpfeiler am Westrand von Stillfried sein (Fig. 3, Hula 1948, Tf. 7/2). Er ist datiert und damit sicher das älteste datierte Kultmal unseres Gebietes, doch ist in der Jahreszahl „15.Z.“ (auf der Südseite) gerade die entscheidende Ziffer heute nicht mehr lesbar; Hula gibt als Entstehungsjahr 1502 an, was durchaus möglich erscheint. Die kräftige vierkantige doppelte Basis enthält auf der Vorderseite des Basisblockes eine flache Nische mit schwach bogenförmig gewölbter Decke. Der über einem abgeschrägten Rand aufwachsende Pfeilerschaft ist aus fünf breiten Quadern zusammengefügt und an den Kanten kräftig abgefast, wenn auch nicht so stark wie bei den beiden vorherigen Exemplaren. Über einem einfachen ausgekehlten Gesimse steht der aus Quaderplatten aufgebaute Höhlenblock, dessen Innenraum sich auch hier „um's Eck“ nach zwei benachbarten Richtungen (hier W und S) öffnet. Der Höhlenblock hat über jeder Seitenfläche einen annähernd rechtwinklig-dreieckigen Giebel; zwischen diesen wächst in der Mitte eine schlanke vierkantige Pyramide auf, deren Spitze allerdings auch hier verloren gegangen und durch ein jüngeres Schmiedeeisenkreuz



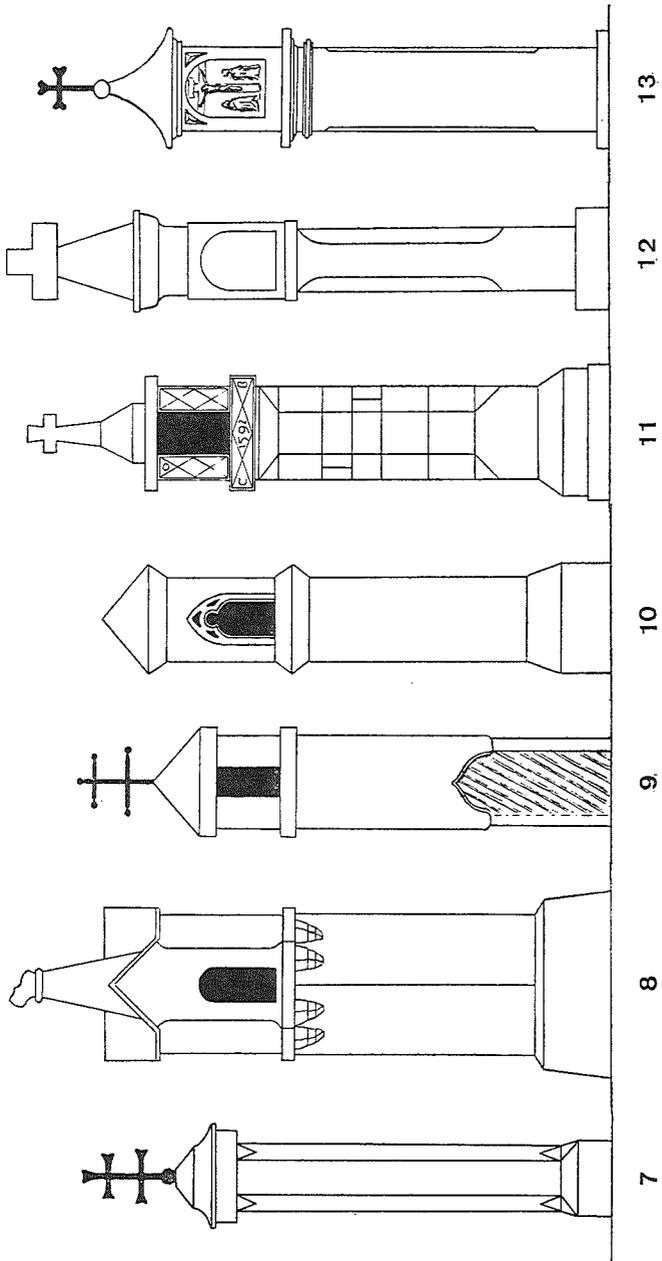
ersetzt worden ist. Der südseitige Giebel trägt unter der schon erwähnten Jahreszahl ein seltsames Zeichen, das einem Kamm oder Rechen mit fünf abwärts gerichteten gekrümmten Zinken gleicht, möglicherweise aber erst durch einen mißglückten Restaurierungsversuch diese Gestalt bekommen hat; links davon ist ein stark verwittertes Gebilde, das einem Monogramm Mariens ähnlich sieht, und rechts ein „Z“. Bemerkenswerter noch ist auf der (westlichen) Vorderseite des Schaftes, und zwar auf dem zweiten Quader von oben, neben einem kleinen pechnasenförmigen Vorsprung, eine gut und deutlich erhaltene Raute, spindelförmig — das heißt schlank, mit gerundeten Seiten und spitzigen Enden — mit wulstiger Begrenzung. Also ein eindeutiges Geschlechtssymbol, noch in ziemlich „naturalistischer“ Darstellung<sup>6)</sup>. (Vgl. auch Berger, 1972, S. 192, 9bb. 5, 14.)

Hier ist ein fragmentär erhaltener Pfeiler in Weikendorf vor der Kirche anzuschließen, den Hula (1948, Tf. 30/5) unter der Datierung „1757“ anführt; die Einstufung bezieht sich auf die in die schmale Vorderseite der abdeckenden quadratischen Platte eingemeißelte Jahreszahl „.1.7.5.7.“. Diese Inschrift ist aber ersichtlich viel später angebracht worden, sicher zu dem Anlaß, als auf den des Kopfes beraubten Schaft eine große, von einem barocken Podest getragene Freiplastik der heiligen Elisabeth aufgesetzt wurde. Die Platte mit der Jahreszahl gehört aber noch zum Bestand des alten tragenden Pfeilers, erkennbar daran, daß dieser aus Kalksandstein besteht, der barocke Aufbau aber aus Leithakalk. Der Schaft ist ein mäßig abgefaster Vierkantpfeiler, aufgebaut aus fünf gleich hohen Quaderscheiben. Von besonderem Interesse ist auf der Vorderseite der obersten Scheibe die — freilich durch die Verwitterung stark beschädigte — Darstellung von drei Werkzeugen, einer Art Zange, eines — abwärts weisenden — gekrümmten Messers und eines hauenblattförmigen Blattes trägt (Fig. 139). Möglicherweise handelt es sich hierbei um eine Rebschere, ein Pflugsech und eine Weingartenhau. Derartige Werkzeugdarstellungen finden wir auf spätgotischen Tabernakelpfeilern aus der Zeit um 1500 im nördlichen Weinviertel nicht selten (Berger, 1972, S. 193 ff.), freilich hier allgemein in Wappenkartuschen eingefügt.

Annähernd gleichartig dürfte ferner der Höhlenblockpfeiler in Langenzersdorf in der Kellergasse sein (Fig. 4, Hula, 1948, Tf. 6/6); auch von Hula wird er in die Kategorie „1450—1550“ eingestuft. Über einer achteckigen, an der Oberkante etwas abgeschragten Basisplatte steht hier ein vierkantiger Pfeilerschaft, aus sechsmal je zwei Quadern aufgebaut, die mit um 90 Grad verdrehter Mittelfuge übereinander stehen. Der Pfeiler ist stark abgefast und trägt nun am oberen

---

<sup>6)</sup> Dem Fruchtbarkeitssymbol der Raute liegt als Vorbild das weibliche Genitale zugrunde.



Ende der Abfassung die dreieckig vorspringenden Zwickel. Über einem einfachen, mit einer kräftigen scharfen Kante vorspringenden Gesimse steht der, wieder aus Platten aufgebaute einfache Höhlenblock; die Bekrönung, über einem weiteren Gesimse, bildet eine monolithische vierkantige spitze Pyramide, wieder mit einem jüngeren Schmiedeeisenkreuz.

In dieselbe Zeit gehört ferner ein Höhlenblockpfeiler bei Lasse (Fig. 5, Hula, 1948, Tf. 12/15). Bereits die Basisplatte zeigt hier eine kennzeichnende spätgotische Eigenheit: ihre oberen Kanten sind unten ca. 45 Grad abgeschrägt, und diese Abschrägungen überkreuzen sich an den Ecken und werden bis zu den Stirnflächen fortgeführt, wo sie in kleine, oben etwas abgewalmte Giebelchen enden. Der vierkantige Pfeilerschaft ist mäßig kräftig abgefast. Der verhältnismäßig sehr kräftige und plumpe Höhlenblock ist auf der Unterseite ebenso gestaltet wie die geschilderte Oberseite der Basisplatte. Er besitzt eine große tiefe rechteckige Nische und trägt über jeder Seitenfläche einen annähernd rechtwinkelig-dreieckigen Giebel; das Ganze mag wohl so ähnlich ausgesehen haben wie bei dem Höhlenblockpfeiler von Stillfried, wo eine waagrechte Fuge ungefähr durch die Mitte der Giebel geht. Heute ist bei dem Exemplar von Lasse das obere Werkstück mit dem bekrönenden Helm verloren; an seiner Stelle wächst aus dem waagrechten Abschluß ein hübsches, wohl barockes, schmiedeeisernes Kreuz.

Spätgotische Züge trägt ferner ein Höhlenblockpfeiler bei Obersdorf (Fig. 6, Hula, 1948, Tf. 13/5), den Hula in die Kategorie „1500 bis 1650“ einordnet. Der monolithische, stark abgefaste Vierkantpfeiler trägt einen ebenfalls abgefasten, auch an den Unterkanten abgeschrägten Höhlenblock mit verhältnismäßig recht enger Nische. Die Bedachung dürfte jünger sein; sie besteht aus einer sehr sanft geneigten Pyramide, die von einer waagrechten quadratischen Platte und einem darauf stehenden einfachen Steinkreuz bekrönt wird.

Zeitlich schwer einzuordnen, aber vermutlich eher etwas jüngeren Datums ist schließlich ein unvollständig erhaltener Pfeiler am Nordende von Obersdorf (an der Abzweigung der Straße nach Seyring) (Fig. 7), der heute in eine Nische eines Bauernhauses eingebaut ist. Eine quadratische Basisplatte trägt hier einen stark abgefasten Vierkantpfeiler mit dreieckigen Zwickeln an den oberen und unteren Enden der Abfassung. Der Block fehlt; auf den Schaft folgt unmittelbar die Bedachung, bestehend aus einer quadratischen Platte und einer sanft ansteigenden, abgetreppten und leicht geschwungenen — fast barock anmutenden — Pyramide. Die Bekrönung bildet auch hier wieder ein neueres Schmiedeeisenkreuz.

Alle bisher beschriebenen spätgotischen Kultmale sind aus Hau-

stein verschiedener Art. Daß auch damals schon als Baumaterial gelegentlich Ziegel verwendet wurden, zeigt das schöne und eigenwillige „Presovskyykreuz“ östlich von Untersiebenbrunn (Fig. 8). Bei ihm trägt ein quaderförmiger Basisblock und ein kräftiger unabgefaster Vierkantpfeiler einen gegliederten Block von der Art, daß über jeder Pfeilerkante ein giebelbekrönter kleiner Risalit sitzt, der, unter einem schwach vorspringenden einfachen Gesimse, von je zwei einfach profilierten Konsolen gestützt wird und sich mit einer seichten rundbogigen Nische öffnet. Die Blockzone ist also gegen den Schaft sozusagen um 45 Grad verdreht. Als zentrale Bekrönung trägt das Presovskyykreuz eine aus Haustein gefertigte schlanke vierkantige Pyramide, die in ein Steinkreuz endet, von dem allerdings nur mehr spärliche Reste erhalten sind. Dieses Kultmal steht an einer markanten Stelle, wo von der Landstraße Untersiebenbrunn—Schöfeld zwei Feldwege abzweigen, nach Nordwesten und nach Nordosten.

Ein anderes zum Großteil aus Ziegeln errichtetes und ebenfalls recht eigenartiges Kultmal steht in Franzensdorf (Fig. 9, Hula, 1948, Tf. 8/15). Auf einem vierkantigen, nicht abgefasten Schaft sitzt ein — vermutlich neuerer — aus Platten zusammengefügt schmuckloser Höhlenblock mit tiefer Nische und längsgerichtetem Giebeldach, das wieder von einem jüngeren Schmiedeeisenkreuz bekrönt wird. Das Eigenartige ist hier der untere Teil des Schaftes, der einen einfachen Blendkielbogen aufweist; dieser ruht seitlich, also an den Pfeilerkanten, auf zwei dünne Säulchen auf, zwischen denen das etwas vertiefte Feld von unregelmäßigen schräglaufenden dichtgescharten Furchen überzogen ist. Auch dieses Kultmal steht an einer Wegegabelung, wo am Ostende der Ortschaft Franzensdorf die Straßen nach Leopoldsdorf und Breitstetten auseinander gehen.

Es hat den Anschein, als ob Ziegel als Baustoff für Kultmale in der Gotik und Renaissance nur selten verwendet wurden. Freilich mag das auch bloß daher rühren, daß Ziegelmauerwerk dem Haustein gegenüber wesentlich vergänglicher ist und daher vielleicht nur in seltenen Ausnahmefällen aus jenen älteren Zeiten erhalten geblieben ist.

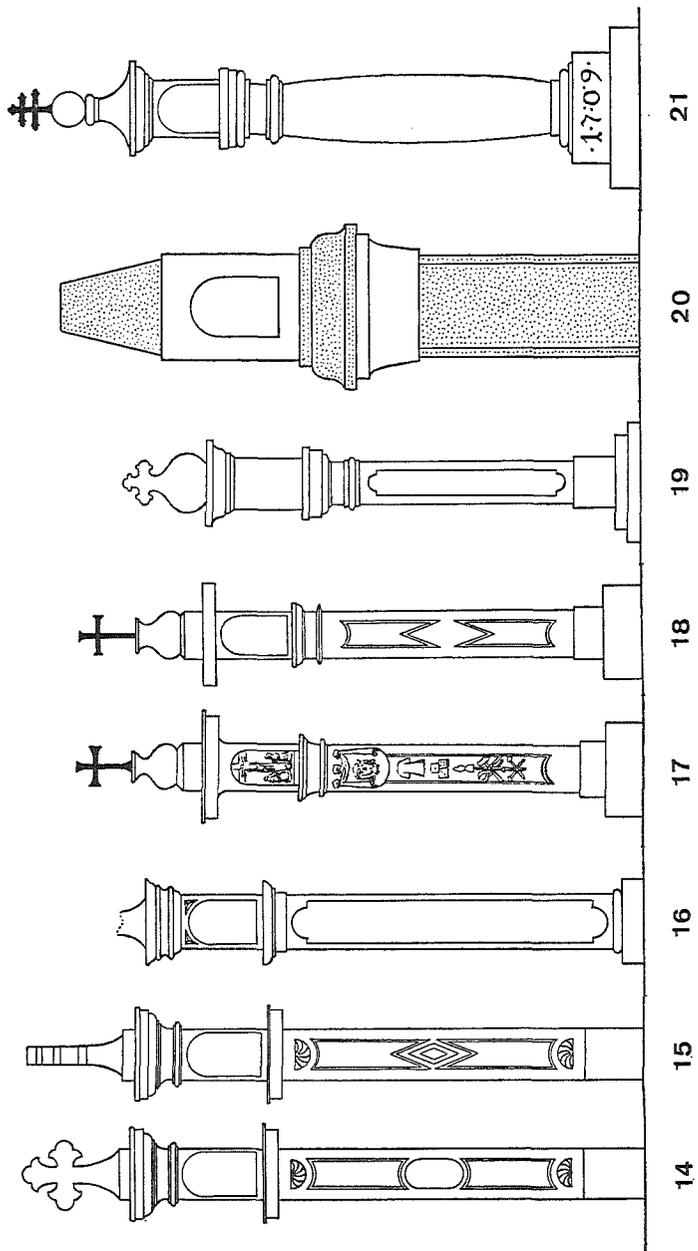
Hier ist noch ein von Hula (1948, Tf. 5/3) angeführter, aber von ihm nur auf Grund einer Zeichnung wiedergegebener, weil bereits damals verschwundener „Lichtstock“ aus Prottes anzuschließen (Fig. 10), der offensichtlich auch aus Ziegeln erbaut war. Eine quadratische, nach oben abgeschrägte Basisplatte trug einen kräftigen vierkantigen, nicht abgefasten Pfeilerschaft, der über einem einfachen keilförmigen Gesimse sich mit gleicher Breite im Höhlenblock fortsetzte und von einer sanft ansteigenden Pyramide bekrönt wurde. Der Block hatte eine tiefe Nische, die sich mit einem Spitzbogen öffnete, welcher offenbar von einem Hausteinrahmen eingefast war; diese Ein-

fassung trug im Bereich der Bogenkrümmung beiderseits einen durchbrochenen gotischen Maßwerkzwickel.

Der Schritt von der Spätgotik zur Frührenaissance wird merkbar bei dem „Breitenkreuz“ (auch „Gerichtskreuz“) auf dem Wolkersdorfer Berg nördlich von Wolkersdorf an der Brünner Reichsstraße (Figur 11, Hula, 1948, Tf. 10/12). Von der datierenden Inschrift „C 15 . . B (?)“ ist leider gerade wieder die entscheidende zweite Hälfte heute nicht mehr einwandfrei lesbar; Hula gibt als Entstehungsjahr 1559 an, mir scheint die letzte Ziffer eher eine 2 („Z“) zu sein, was allerdings unwesentlich ist. Über einer doppelten, oben abgeschrägten kräftigen quadratischen Basisplatte erhebt sich ein Pfeilerschaft, aufgebaut aus sechs verschieden dicken und zum Teil aus zwei Hälften zusammengefügt Quader und sehr stark abgefast. Darauf sitzt der aus Platten zusammengefügte, nach drei Seiten sich öffnende Höhlenblock, bei dem ursprünglich wohl alle vorderen und seitlichen Flächenteile mit einem Zieratband aus Malkreuzen oder Rauten überzogen waren, also wieder mit einem Fruchtbarkeits-Symbolmotiv. Durch die starke Verwitterung ist diese Ornamentierung weitgehend verwischt oder ganz verschwunden und heute nur mehr auf der Vorderseite (Ostseite) deutlich erkennbar, wo auch, an der Stirn der Bodenplatte, die erwähnte Jahreszahl eingehauen ist. Die Bekrönung bildet wieder ein schlanker Pyramidenhelm, der in ein Steinkreuz endigt. (Ähnlich müssen wir uns auch den Abschluß der Kultmale Fig. 1 bis 5 im ursprünglichen Zustand vorstellen.) Auch das Wolkersdorfer Breitenkreuz steht an der Einmündung eines Feldweges in die Brünner Reichsstraße. (Vgl. auch Berger, 1972, S. 193, Abb. 6.)

Annähernd gleichaltrig dürfte der schlichte Vollblockpfeiler am nördlichen Ortsende von Königsbrunn sein (Fig. 12). Über einer quadratischen Basisplatte erhebt sich ein mäßig abgefaster Vierkantpfeiler und darüber ein geschlossener quaderförmiger Vollblock der auf den vier Flächen schwach vertiefte Rundbogenfelder trägt; in diesen müssen wir uns sicher ursprünglich gemalte Bilder vorstellen. Über einem schmäleren (auf die Breite des Schaftes zurückspringenden) Zwischenstück folgt ein einfaches, aber kräftiges Gesimse und darüber ein vierkantiger Pyramidenhelm, bekrönt von einem einfachen, sehr kräftigen Steinkreuz.

Vollzieht sich in diesem Kultmal bereits, im Sinne Hulas, der Schritt vom gotischen „Lichtstock“ zum „Bildstock“ der Renaissance, so besitzt der als „Pestsäule“ bezeichnete Reliefvollblockpfeiler von Stammersdorf (Fig. 13, Kapner, 1970, S. 141) bereits ganz Renaissancecharakter. Er ist im Jahre 1954 restauriert und auf dem ehemaligen Ortsfriedhof neben der Kirche aufgestellt worden. Im allgemeinen Bauplan hat sich gegenüber den Blockpfeilern der Spät-

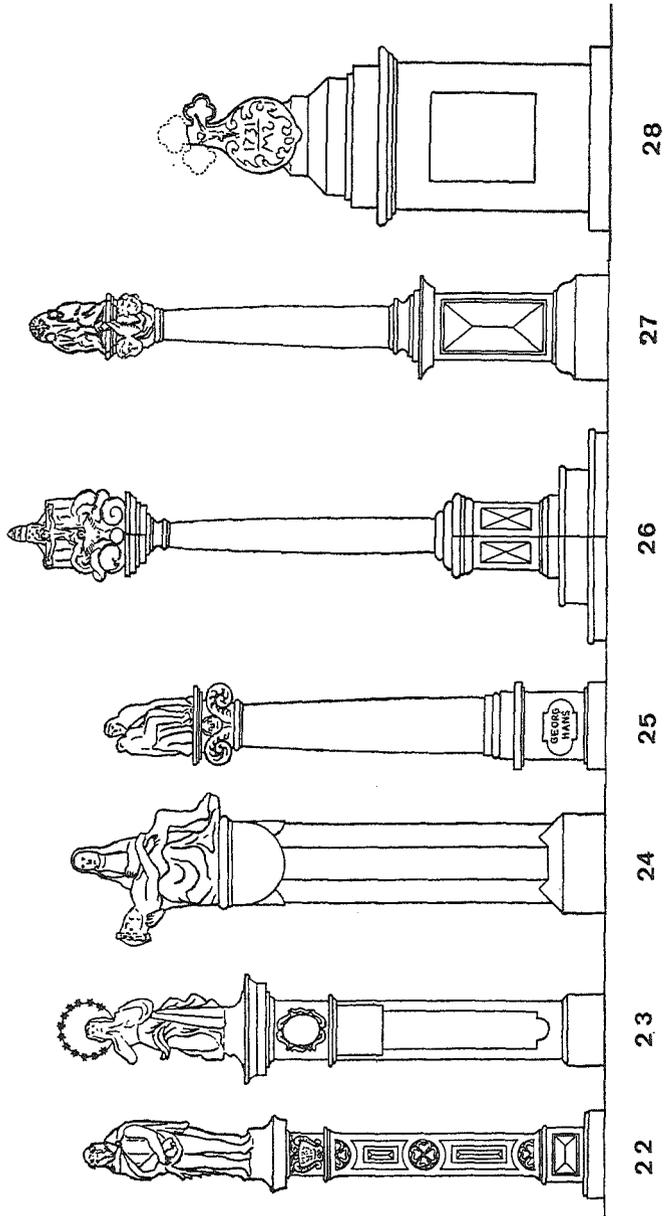


gotik allerdings nur wenig geändert. Auf einer quadratischen Basisplatte trägt ein sehr schwach abgefaster Vierkantpfeiler über einem kräftigen und kompliziert zusammengesetzten Gesimse den massiven Vollblock, welcher auf allen vier Seitenflächen reliefplastische Darstellungen zeigt und zwar: Südseite: Gekreuzigter zwischen zwei trauernden Frauen; Ostseite: Pietà unter dem Kreuz; Nordseite: Hl. Nikolaus von Myra (Patron der Pfarrkirche Stammersdorf); Westseite: Christus unter dem Kreuz stürzend, Geißler über ihm, im Hintergrund die Stadt Jerusalem. Ein konkav geschwungenes Pyramidendach trägt über einer kleinen Kugel ein metallenes Kreuz, dessen Arme in Herzen endigen.

### **Tabernakelpfeiler der Spätrenaissance und des Frühbarock**

Der kennzeichnende allgemeine Aufbau des Kultmales — Sockel, Schaft, unteres Gesimse, Block, oberes Gesimse, Pyramidendach mit bekrönendem Kreuz — wie wir ihn an den gotischen Exemplaren kennengelernt haben, bleibt durch die Renaissance und ins Barock hinein gleich, bloß die Einzelheiten werden dem Zeitstil entsprechend abgewandelt.

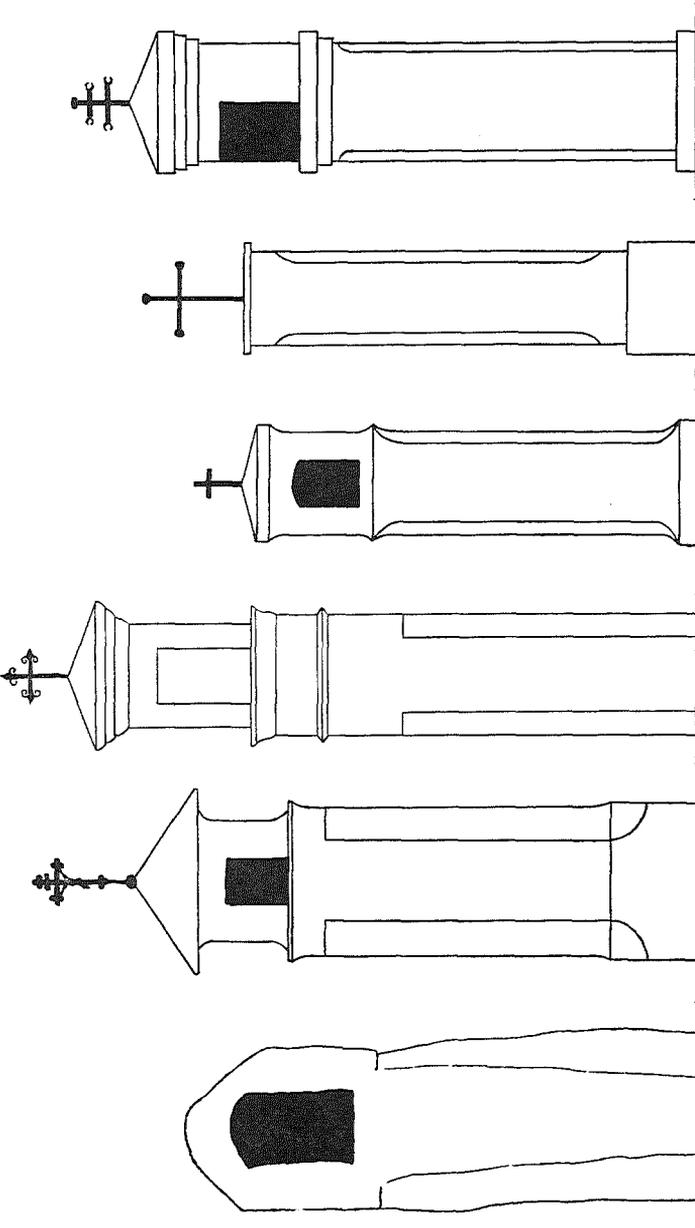
Aus der Übergangszeit von der Spätrenaissance zum Frühbarock stammt der Vollblockpfeiler von Hagenbrunn (nördlicher Ortsrand, an der Straße nach Königsbrunn) (Fig. 14, 15), datiert 1659. Der über einer großen quadratischen Basisplatte aufwachsende vierkantige, nicht abgefaste Pfeilerschaft ist auf allen vier Seiten einfach, aber kräftig ornamentiert, wobei die Motive vorwiegend Heilszeichen aus dem Formenschatz der Volkskunst sind: die West- und Ostseite trägt je eine Raute in der Mitte der Schaftfläche, die Nord- und Südseite ein Oval; am oberen und unteren Ende aber sitzen auf allen vier Seitenflächen halbierte Wirbelräder in kerbschnittartiger Ausführung. Die übrigen freien Flächen sind überall nach Art von Türfüllungen vertieft, wobei die erwähnten Symbole wie auch die stehengebliebenen und dadurch nun erhöhten Längskanten gegen die vertieften Flächen durch profilierte Rahmen abgesetzt sind. Auf dem Schaft liegt ein einfaches, aber sehr kräftiges Gesimse, und darüber folgt der Block schlank, quaderförmig geschlossen, auf jeder Seitenfläche mit einem rundbogigen Bildfeld, darin auf der Südseite eine Inschrift, von der allerdings nur der Beginn „DIES CREUTZ HAT GREGORIUS KRAUS FÜR SEINE HAUSFRAU . . .“ und die Jahreszahl „1659“ einwandfrei lesbar sind. Auf den übrigen drei Seiten sind halbplastische Darstellungen und zwar: auf der Westseite und auf der Ostseite jeweils der Gekreuzigte zwischen zwei trauernden Gestalten — wohl Maria und Johannes — auf der Nordseite der heilige Sebastian. Auf den Block folgt ein weiteres, ziemlich reich profiliertes Gesimse, darüber



ein schmaler, konkav geschwungener Pyramidenhelm und als Bekrönung ein großes Steinkreuz mit stark bewegt geschwungenen, schon ganz barock anmutenden Umrißlinien, die Arme in dreisproßartige Enden auslaufend. (Vgl. auch Berger, 1972, S. 192, Abb. 3, 13).

Ähnlich ist das Pitzingerkreuz beim Salmhof an der Straße von Markthof nach Marchegg (Fig. 16), das vermutlich etwas jünger ist. Die vier Flächen des Schaftes sind hier durch eine einfache umlaufende Zierfurchen belebt: ein rechteckiger Streifen, an beiden Enden mit angesetzten schmälere Halbkreisen. Der Vollblock hat an der Westseite eine glatte Fläche, auf den drei anderen Seiten rundbogige Bildflächen, die oben von je zwei kleinen, kerbschnittartig vertieften Zwickeln begleitet sind. Die Felder auf der Nord- und Ostseite sind leer — möglicherweise haben sie ursprünglich gemalte Bilder enthalten —, die Südseite trägt eine unleserlich gewordene Inschrift. Das Gesimse über dem Vollblock ist reich profiliert, der konkav geschwungene Pyramidenhelm ist abgebrochen.

Aus dem späten 17. Jahrhundert stammt auch das „Trillerkreuz“ am Südennde von Großjedlersdorf (an der heutigen Brünnerstraße) (Fig. 17, 18, Kapner 1970, S. 130). Über der dreiteiligen quadratischen Basis erhebt sich wieder ein unabgefaster Vierkantpfeiler mit nach Art von Vertäfelungen vertieften Seitenflächen. Auf der Vorderseite (Ostseite) erscheinen darin, z. T. über die Umrahmung hinausgreifend, die Leidenswerkzeuge Christi und zwar: zu oberst, nach Art eines Wappemantels gerafft, das Schweißstuch, darunter der Rock, dann die drei Würfel, dann, überkreuzt, Hammer und Zange und dazwischen aufrecht die Lanze, und zu unterst, ebenso angeordnet, die drei Kreuznägeln. Die anderen drei Seitenflächen enthalten in der Mitte je eine große Raute und am oberen und unteren Ende halbkreisförmige Scheibchen ohne Profil, also die selbe Heilszeichen-Kombination wie bei dem Tabernakelpfeiler von Hagenbrunn. Über dem Schaft folgt ein doppeltes, schwaches und wenig profiliertes Gesimse und darauf der Vollblock. Dieser trägt auf der vorderen und den beiden seitlichen Flächen wieder Rundbogenfelder mit Reliefdarstellungen und zwar: Ostseite (Vorderseite): Gekreuzigter zwischen zwei trauernden Gestalten; Südseite: Ölbergzene; Nordseite: Schmerzensmutter mit Schwert. Die ansonsten glatte hintere (westliche) Fläche trägt die Inschrift: „ANDREAS TRILLER RÖM. KAY. MAY. DIENER VND HOFANTRALOR VND SEINE PETE HAVSFRAWEN ALS MARIA VND ANNA MARIA“. Hierauf folgt ein kräftiges Gesimse, das in der Hauptsache aus einer quadratischen Platte mit lotrechten Abschlußflächen besteht. Auf dieser Fläche ist, rundum laufend, die Inschrift angebracht: „HIN GETH TIE ZEIT HERRKOMBT DER TOT O MENSCHEN THUE BUES, UND FÖRCHTE GOTT. IN



34

33

32

31

30

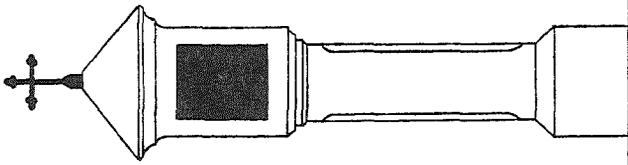
29

GOTT STEHT UNSER HOFFNUNG". Bekrönt wird das Ganze, über einer, in der Breite des Pfeilers und des Tabernakels gehaltenen Platte, von einem barock geschwungenen, unten bauchig konvexen, oben konkaven vierkantigen Balusterhelm, auf dessen waagrechtter Abschlußfläche ein einfaches schmiedeeisernes Tatzenkreuz steht. Dieses Trillerkreuz ist vor wenigen Jahren gut restauriert worden. (Vgl. auch Berger, 1972, S. 192, Abb. 4).

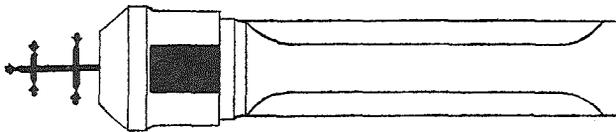
Hieran schließt sich ein Vollblockpfeiler westlich von Großenzersdorf an der Straße nach Eßling (Fig. 19, Hula, 1948, Tf. 16/14), der ebenfalls aus dem ausgehenden 17. Jahrhundert stammt. Über der dreiteiligen Basis steht ein unabgefaster Vierkantpfeiler mit barocker Zierfurchung wie bei dem Bildstock vom Salmhof. Über einem doppelten Gesimse — das untere schwach, das obere kräftig und reich profiliert — folgt der auf der Hinterseite (Südseite) glatte und leere, auf den übrigen drei Seiten mit rundbogigen Bildfeldern belegte Vollblock und darüber, über einem weiteren kräftigen und reich profilierten Gesimse, der Helm in Form einer vierkantigen barocken Zwiebel mit kräftigem, in Dreisproß-Arme endigenden Steinkreuz, ähnlich wie bei dem Pfeiler von Hagenbrunn. Auch dieses Kultmal ist in jüngster Zeit gut restauriert worden; dabei wurden die Bildfelder des Tabernakels mit neuen bunten Keramiken gefüllt: auf der Vorderseite (Nordseite) mit einer Muttergottes, auf der Ost- und der Westseite mit den Wappen von Großenzersdorf und Niederösterreich. Dieses Kultmal ist ein altes Grenzzeichen der Stadt Großenzersdorf gegen die Gemeinde Eßling und steht damit heute an der Landesgrenze von Niederösterreich und Wien.

Ein sehr hübscher und sehr gut restaurierter Vollblockpfeiler, am Schaft datiert mit „1631“ und „1764“, steht beim Mariabrunn am Ostrand von Großenbrunn. Dieses Kultmal ist aber hier sicher nicht bodenständig; nach Auskunft von Einheimischen wurde es aus dem „Waldviertel“ nach Großenbrunn versetzt. Der Form nach dürfte es am ehesten aus dem Raum von Eggenburg oder aus dem Pulkautal stammen.

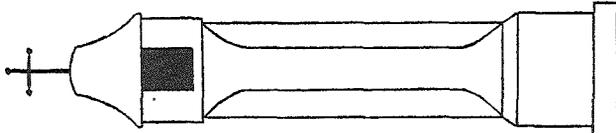
Die Errichtung eines derartigen hausteinernen „Wegkreuzes“ war zweifellos schon vom Material her eine recht kostspielige Angelegenheit, und man versteht es daher, daß einzelne Werkstücke aus verfallenen Exemplaren weiter verwendet wurden. Ein kurioses Stück solcher Art steht an der Straße von Bockfließ nach Großenzersdorf (Fig. 20); es ist aus den unvollständigen Trümmern zweier verschiedener Blockpfeiler zusammengesetzt, deren Entstehungszeit noch dazu fast 70 Jahre auseinander liegt. Die beiden Exemplare unterscheiden sich deutlich durch das verschiedenartige Gesteinsmaterial: das ältere ist aus rötlich-grauem glimmerreichem Sandstein, das jüngere aus rost-



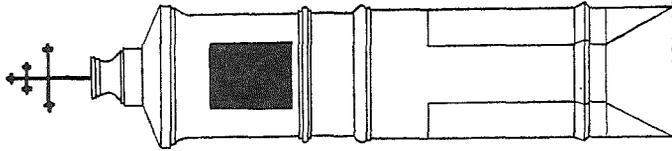
35



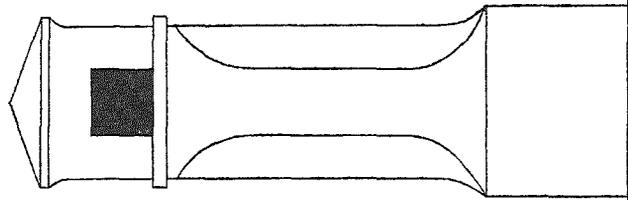
36



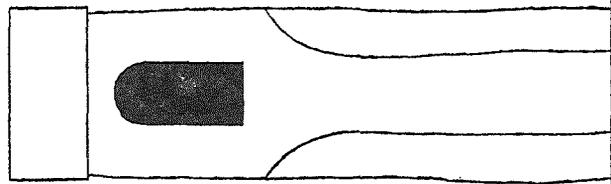
37



38



39

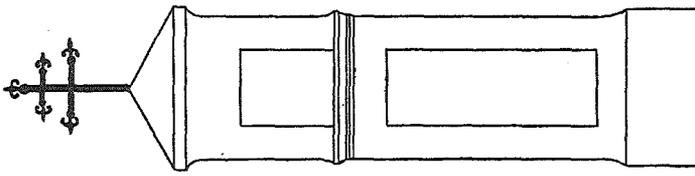


40

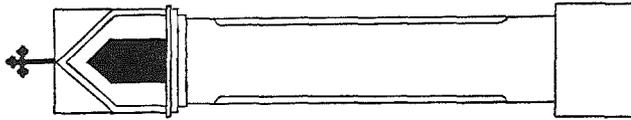
gelbbraunem, zum Teil gebändertem mergeligem Sandstein. Der — dem älteren Exemplar zugehörige — Schaft ist ein schwach abgefaster Vierkantpfeiler und trägt auf einer Seitenfläche, ziemlich weit unten, die Jahreszahl „16ZZ“. Darüber folgt ein kräftiges Gesimse des jüngeren Kultmals und unmittelbar darauf ein zweites, noch kräftigeres und offensichtlich verkehrt liegendes Gesimse, das wieder vom älteren Mal stammt. Über den Gesimsen folgt der quaderförmige Block des jüngeren Males, mit Inschrift, und zwar auf der Ostseite: „GOT: VND:VN / SER:LIEBEN / FRAVEN:ZV / EREN:HABE / ICH: ADAM/SPEISER“ und auf der Westseite: „DISES CRE/VTZ:MAC/HEN:LASEN/1691“, jeweils in einer umrahmenden rechteckigen Furche, während die Nord- und die Südseite ein schwach vertieftes leeres Rundbogenfeld aufweisen. Bekrönt wird dieser Block von dem steilen Pyramidenhelm des älteren Males, auf dem zu oberst ein neueres Schmiedeeisenkreuz sitzt. Der Gepflogenheit, Trümmer älterer Kultmale willkürlich zu ergänzen oder sie durch Kombination neu zu beleben, werden wir noch einige Male begegnen.

Im Barock herrscht zunehmend die Tendenz, den vierkantigen Pfeiler durch die drehrunde Säule zu ersetzen. Hiefür ist ein schönes Beispiel die als „Pestkreuz“ bezeichnete Vollblocksäule am westlichen Ortsende von Leopoldau (Fig. 21, Hula, 1948, Tf. 16/20, Kapner, 1970, S. 85), datiert 1709. Die Säule steht auf einem künstlich aufgeschütteten Erdhügel — vermutlich einem kleinen hallstattzeitlichen Tumulus —, angeblich in der Nähe eines alten Pestfriedhofes, jedenfalls zugleich aber auch wieder an einer markanten Straßengabelung. Über einer quadratischen doppelten Basisplatte, deren obere Stufe die Jahreszahl „1.7.0.9.“ trägt, steht eine schwach gebauchte Rundsäule mit wulstförmigem Basisring und doppeltem wulstförmigem Gesimsering am oberen Ende. Darüber folgt, über einem aus zwei quadratischen Platten bestehenden Gesimse, der Vollblock, der auf allen Seitenflächen schwach vertiefte glatte Rundbogenfelder trägt, welche noch Reste von Malereien enthalten. Darüber sitzt ein sehr kräftiges, weit vorspringendes profiliertes Gesimse und darauf ein niedriger, konkav geschwungener Pyramidenhelm, der als Abschluß eine Kugel mit zweibalkigem schmiedeeisernem Kreuz trägt.

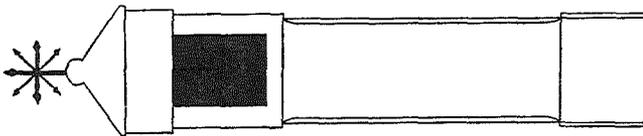
Kann man das Pestkreuz von Leopoldau bereits als ein „Kugelkreuz“ bezeichnen, so steht — bzw. stand, wie oben bereits erwähnt —, ein solches in typischer Form nordöstlich von Süßenbrunn (Kapner, 1970, S. 127). Auch hier wird eine schwach gebauchte Rundsäule an beiden Enden von profilierten Ringgesimsen abgeschlossen. Die Bekrönung, nach Kapner „eine Kugel mit daraufgesetztem einarmigem, im Kreuzungspunkt der Balken durchbrochenen Kreuz mit wellenförmigen Strahlen“ ist mittlerweile verschwunden. Dieses Kugelkreuz, an der



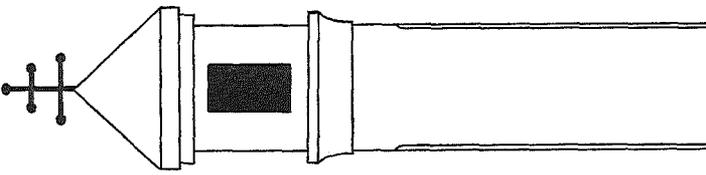
46



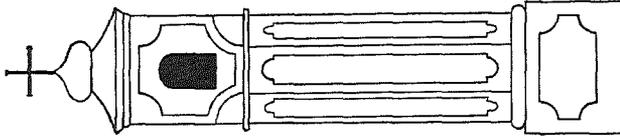
45



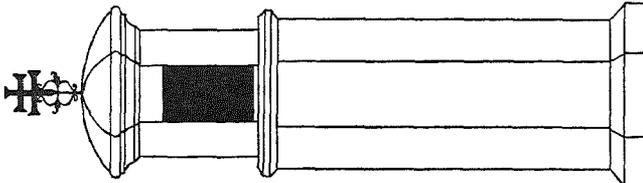
44



43



42



41

Gemeindegrenze der ehemaligen Ortschaft Süßenbrunn stehend, muß wohl als Grenzmal angesehen werden.

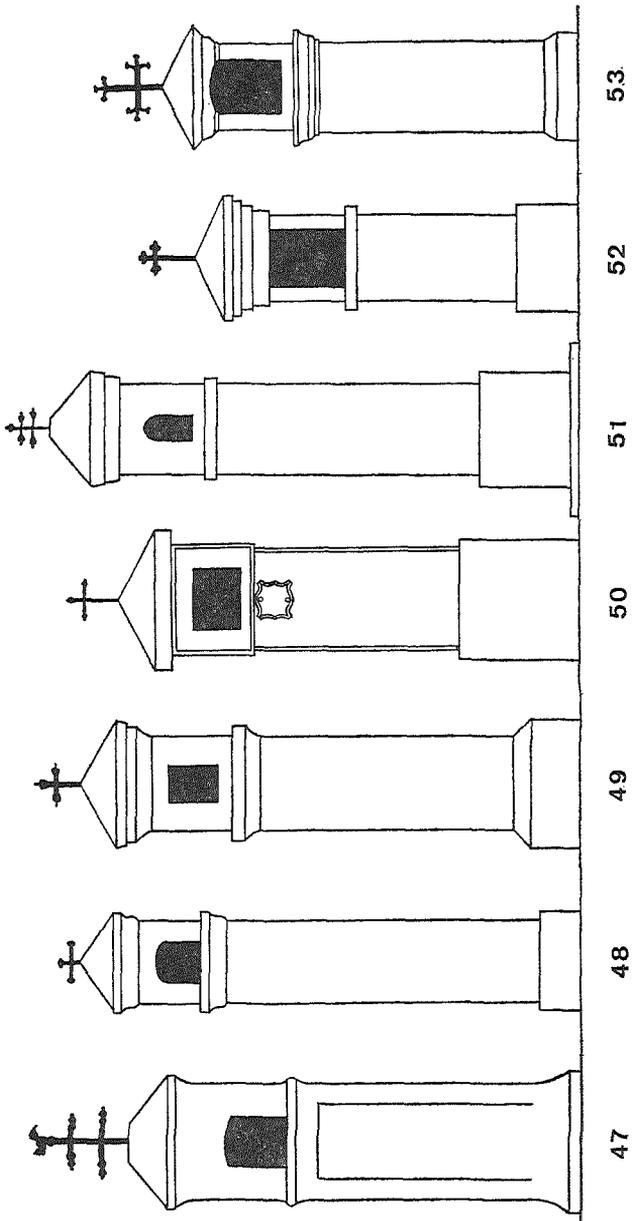
### **Figurenpfeiler und -säulen des Hochbarock mit Freiplastiken**

Im gleichen Maß, wie im Barock der vierkantige Pfeiler durch die runde Säule verdrängt wird, tritt an die Stelle des Blocks die figurale Freiplastik. Dabei kommt es zu „Spezialisationskreuzungen“, wenn einerseits — wie bei dem Pestkreuz von Leopoldau — die „fortschrittliche“ Säule mit dem „konservativen“ Block vereinigt wird, während anderswo der „konservative“ Vierkantpfeiler einer „fortschrittliche“ freiplastische Figur trägt. Für letzteres finden wir im Marchfeld einige schöne Beispiele.

Da ist einmal der Schmerzensmann-Pfeiler auf dem Rendezvous-Hügel nördlich von Stammersdorf an der Brünner Reichsstraße (Figur 22, Hula, 1948, Tf. 27/5, Kapner, 1970, S. 92), datiert 1673. Der vierkantige, nicht abgefaste Pfeiler trägt auf allen vier Seiten ein Zierat aus einer vierblättrigen Rosette in der Mitte und je einer halbierten gleichartigen Rosette am oberen und unteren Ende, dazwischen vertiefte Füllungen mit profilierten Rahmen. Diese  $1/2 + 1 + 1/2$  Rosetten stellen zweifellos umgewandelte, in ihrem Sinn nicht mehr verstandene Sonnenscheiben dar, wie wir sie auch sonst in großer Zahl in der gleichen Anordnung an Kultmal-Pfeilern, Portalgewänden usw. aus der Spätrenaissance und dem Frühbarock in Niederösterreich und seiner Nachbarschaft kennen (vgl. Berger, 1972, S. 191, Abb. 1, 2). Am oberen Ende trägt der Pfeiler, über einem schwach profilierten Gesimse, auf allen vier Seiten barocke Kartuschen und darin Inschriften, und zwar: Westseite (schwer lesbar): „Mensch Gedencke Mein“, Südseite: „Zur Ehre gotteß gemacht“, Ostseite: „Frantz hieß In Wien“, Nordseite: „Anno 1673“<sup>7)</sup>). Auf dem Pfeiler steht, über einem kräftigen einfachen Gesimse, eine Freiplastik, Christus stehend, mit Dornenkrone und gefesselten Händen. Dieses Kultmal steht an der Abzweigung eines Feldweges von der Brünner Reichsstraße bzw. von dem Fahrweg, der bereits vor der Anlage der Reichsstraße, am Ostende von Stammersdorf abzweigend, nach Norden führte und im Bereich des Rendezvous-Hügels annähernd den Verlauf der späteren Brünner Straße vorwegnahm. Der Pfeiler stand lange Zeit in defektem Zustand unsachgemäß restauriert und daher wesentlich niedriger als heute; in diesem Zustand ist er auch bei Hula abgebildet. In neuerer Zeit ist er neuerlich und diesmal sehr gut restauriert worden, wodurch das Motiv der  $1/2 + 1 + 1/2$  Rosetten erst wieder erkennbar gemacht worden ist.

---

<sup>7)</sup> Kapner (1970, S. 92) gibt diese Inschrift sehr entstellt wieder und spricht außerdem von „Rokokokartuschen“, angesichts der kennzeichnenden Form wie auch der Jahreszahl eine kühne Bezeichnung!



Verwandt mit dem Schmerzensmannpfeiler vom Rendezvous Hügel ist ein Immaculatapfeiler östlich von Hagenbrunn an der alten, heute nur mehr teilweise bestehenden Straße von Enzersfeld nach Gerasdorf (Fig. 23), datiert 1678. Der unabgefaste Vierkantpfeiler trägt auf den Flächen einfache barocke Linienzierate (Rechtecke mit angesetzten Halbkreisen), darin auf der Vorderseite (Nordseite) die nur mehr in Resten lesbare Inschrift: „. . . /FRAV DISE/BILDSEILN/MACHEN/LASSEN/ANNO/1678“. Über einem schwachen einfachen Gesimse folgt eine Zone von leeren Kartuschen, auf der Vorderseite in reichen barocken Formen, auf den anderen Seiten einfach hochoval, und darüber, über einem kräftig vorragenden Gesimse, eine Freiplastik der Maria Immaculata mit einem eisernen, von zwölf Sternen besetzten Heiligenschein. Auch hier zweigt wieder ein Feldweg (nach Hagenbrunn) am Bildstock von der alten Landesstraße ab.

Mit diesem Immaculatapfeiler wiederum nahe verwandt ist eine Pietà am Ostausgang von Wolkersdorf nach Ulrichskirchen. Der unabgefaste Vierkantpfeiler trägt auf den Flächen die gleiche barocke Linienverzierung, darin auf der Vorderseite (Südseite) die Inschrift: „ALLE/DIE IHR VER/IBERGOTT/GOTT ZV/EHRN EIN/VATTER VNS/ER PETT/VND DOCH/DAR PEI/DERN STIF/FTERN NIT/VERGISS/GOTT/WIR/TS PELAN/ICH DICH/VERGWISS/ALHIE/IN DER/ZEITT VND DOR/. . .“. Über einem schwachen wulstförmigen Gesimse folgt auch hier eine Zone von Kartuschen; diese sind alle breitoval, mit dreieckigen, kerbschnittartig vertieften Zwickeln in den freibleibenden Ecken, und tragen Inschriften und zwar: Südseite: „NICKLAS/PRAINN“, Ostseite: „MARTIN/WISSALLER/MICHAEL/WIMER“, Nordseite: „ANNO/1675“; die Westseite (Wetterseite!) ist hier wie auch anderswo oft, durch Verwitterung unleserlich geworden. Über einem kräftigen, weit vorspringenden Gesimse sitzt hier eine Pietà.

Eine andere bemerkenswerte Pietà steht an der Straße von Großschweinbarth nach Auerthal (bei Kote 192) (Fig. 24). Der Schaft ist hier zu einem regelmäßig-achteckigen glatten Pfeiler abgefaste, zwischen einer quadratischen Basisplatte und einem ebenfalls quadratischen, kapitellartig anmutenden, von nach unten gekrümmten Halbkreisflächen begrenzten Kopf, auf dem, über einem wulstförmigen, wenig vorspringenden Gesimse, die Freiplastik des Vesperbildes steht, in sehr starrer, primitiv anmutender Gestaltung. Sowohl der Schaft als auch die Figur wirken ausgesprochen archaisch, doch scheint mir eine Datierung kaum möglich. Auch dieses Kultmal ist in neuerer Zeit sehr gut restauriert worden.

Das Endergebnis der barocken Entwicklung ist die von einer figuralen Freiplastik bekrönte Rundsäule. Wir haben auch hier einige Bei-

spiele im Marchfeld. Da ist einmal die Pietà, die heute in Gänserndorf neben der Kirche im Bereich des ehemaligen Ortsfriedhofes steht (Fig. 25), datiert 1699; vor wenigen Jahren stand sie noch etwa 1 km nördlich des Ortes in der Talsenke des Weidenbaches an der Straße nach Prottes. Die schwach gebauchte Rundsäule steht auf einem quadratischen Basisblock, welcher neben der Jahreszahl auf der Vorderseite noch die Inschrift „GEORG HANS“ trägt. Auf der Säule sitzt ein Kapitell, das an den Ecken barocke Blattvoluten hat, in der Mitte der Vorderseite aber einen Kopf von seltsam starr-maskenhaftem Gepräge. Dieser Kopf mutet ganz „unbarock“ an, erinnert vielmehr an die in früheren Zeiten, vor allem in der Romanik, so häufigen und kennzeichnenden apotropäischen „Neidköpfe“. Derartige Darstellungen sind gebietsweise (im mittleren Pulkautal und seiner Umgebung) auf älteren (vorwiegend spätgotischen) Tabernakel Pfeilern und Figurensäulen nicht selten anzutreffen (Berger 1971); auf barocken Säulenkapitellen hingegen finden wir wohl sehr oft die kennzeichnenden lebendig bewegten Engelsköpfchen, nicht aber derartige starre Masken. Ob wir also den Kopf an der Gänserndorfer Mariensäule auch als apotropäische Zaubervergottung deuten dürfen, muß offen bleiben<sup>8)</sup>. Übrigens sind die Säule einschließlich des Kapitells einerseits und die bekrönende Figur andererseits aus verschiedenen Gesteinen, was den Verdacht nahelegt, daß es sich auch hier um eine Kombination zweier unvollständig erhaltener Bildstöcke handelt.

Auch andere Mariensäulen im Marchfeld sind mehr oder weniger defekt und umgestaltet. So steht eine — möglicherweise auch von auswärts hierher versetzte — auf dem Dorfplatz von Angern, datiert 1679. Die in sehr einfacher Form erneuerte Rundsäule trägt eine Figur der Himmelskönigin mit Kind. Ein anderes Exemplar ist an der Straße von Obersiebenbrunn nach Markgrafneusiedel aufgestellt; auf vierkantigem Barockpodest steht hier eine glatte Rundsäule, oben gekappt, mit einer Figur der Immaculata; die Inschrift „MATH. WEINDL 1827“ bezieht sich wohl auf die Restaurierung<sup>9)</sup>.

Diese noch als „Bildsäulen am Weg“ aufzufassenden Exemplare gehen mit fließenden Grenzen über in die größeren und reicher gestalteten Mariensäulen auf den Plätzen von Märkten und Städten, die aber nicht mehr in den Bereich unserer Betrachtungen gehören. Als Beispiel sei die — wohl bereits klassizistische — Immaculatasäule vor

---

<sup>8)</sup> In Franken freilich sind solche maskenhafte apotropäische „Neidköpfe“ an Kapitellen und Bekrönungen barocker „Bildstöcke“ keine Seltenheit. Dünninger u. Schemmel (1970) bilden solche ab von Karlstadt (1661, Abb. 47), Bühl (1715, Abb. 42 d) und Weingarten (1758, Abb. 46 d).

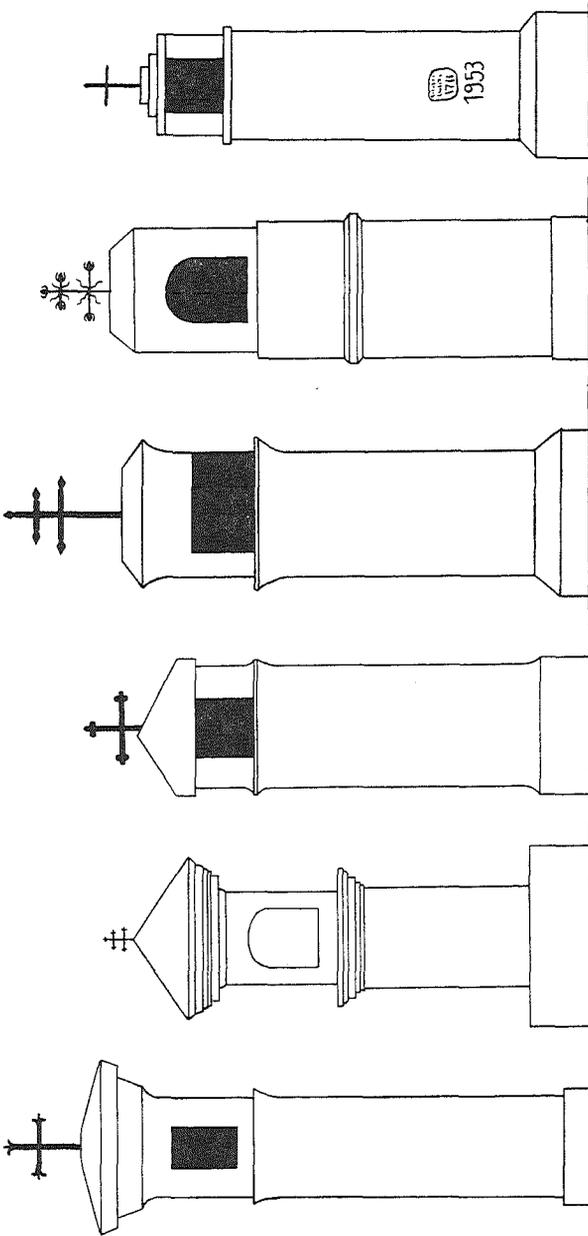
<sup>9)</sup> Weyrich (1924, S. 146) bildet diese Mariensäule noch in ihrer ursprünglichen vollständigen Form ab.

dem Schloß in Marchegg angeführt. Andere, reichere Mariensäulen gibt es in Orth und in Stammersdorf.

Eindrucksvoller als die Mariensäulen sind im Marchfeld die Dreifaltigkeitssäulen, die ja überhaupt, im Gefolge der Gegenreformation und ausstrahlend von der Wallfahrtskirche auf dem Sonntagsberg bei Waidhofen an der Ybbs, im östlichen Österreich eine ungeheure Verbreitung erlangt haben. Das schönste Stück dieser Art ist die nordöstlich von Bockfließ an einem Feldweg in den Weingärten stehende Dreifaltigkeitssäule (Fig. 26) aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Basis bildet ein hoch gestelltes quadratisches Prisma, dessen Seitenflächen mit rechteckigen Paramidenfassetten belegt sind. Über einem kräftigen Gesimse und einer Ringwulst folgt eine sehr schlanke, sehr schwach gebauchte Säule, die oben wieder durch eine Ringwulst und ein kräftiges, reich profiliertes Gesimse abgeschlossen ist, und darauf schließlich eine freiplastische Figur des „Gnadenstuhles“, also der Dreifaltigkeit, bei der Gott Vater auf Wolken sitzt, vor sich den Gekreuzigten haltend, und zu Füßen die fliegende Heiligengeist-Taube. Diese Figurengruppe ist mit ihrer Hauptachse in die Diagonale des Basisprismas und des quadratischen Abschlußgesimses orientiert, so daß eine besonders bewegte Gesamtwirkung erzielt wird.

Eine andere hübsche Dreifaltigkeitssäule steht vor der Kirche in Schönkirchen (Fig. 27), wieder im Bereich des ehemaligen Dorffriedhofes, aber möglicherweise auch hier nicht auf dem ursprünglichen Standort. Auch hier trägt der quadratisch-prismatische Basisblock auf den Seiten die gleichen „briefkuvertförmigen“ Fassetten, auch hier folgt über einem Gesimse und einer profilierten Rundwulst eine schwach gebauchte Säule. An deren oberen Ende aber sitzt hier über einem Ringwulst ein Kapitell, gebildet aus vier Engelsköpfen in der Art, daß die Köpfe selbst an den Ecken sitzen, die einander berührenden Flügel aber die dazwischenliegenden Flächen bilden. Vierköpfige Tabernakelpfeiler sind im nördlichen Weinviertel gebietsweise nicht selten (Berger 1971). Es mag in Schönkirchen immerhin die Erinnerung an irgendeine ältere vierköpfige Pfeilerform mit magischer Sinngebung auch hier mitspielen. Die Dreifaltigkeitsgruppe zeigt hier in Schönkirchen einen anderen, jüngeren Typus: Gott Vater und Sohn nebeneinander thronend, und zwischen ihren Köpfen auf einer Strahlenscheibe fliegend die Taube des Heiligen Geistes.

Eine weitere Dreifaltigkeitssäule steht an der Straße von Stammersdorf nach Großjedlersdorf (bei Kote 163) (Kapner 1970, S. 100), datiert 1776. Auf einem abgestumpften vierseitigen Postament steht auch hier zunächst ein quadratisch-prismatischer Sockel; dieser trägt auf der Vorderseite (Ostseite) das Wappen des Stifters, auf der Westseite eine nur mehr in Resten lesbare Inschrift: „Der Allerheiligsten



59

58

57

56

55

54

Dreifaltigkeit zu ... Lobpreis ... Anno 1776", auf der Nord- und Südseite aber eine flache Blendraute, also auch wieder ein altes Symbol der Volkskunst. Eine leicht gebauchte Rundsäule trägt eine Dreifaltigkeitsgruppe, hier wieder in der Form des Gnadenstuhles.

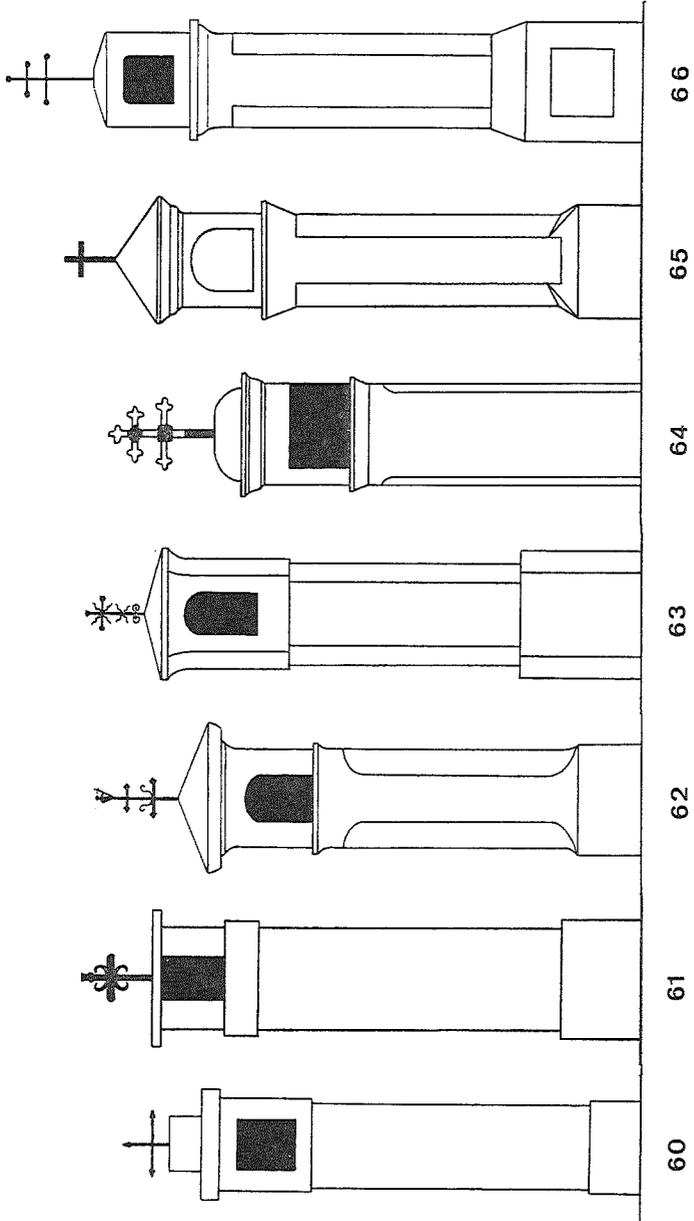
Schließlich ist hier noch auf die von einem Gnadenstuhl bekrönte Säule vor dem Mariabrunnl bei Großenbrunn hinzuweisen, neben dem oben schon erwähnten, 1631/1764 datierten Blockpfeiler aufgestellt, wie dieser gut restauriert, aber sicher ebenfalls nicht aus der Gegend selbst stammend, sondern möglicherweise aus dem nordwestlichen Weinviertel.

Das Marchfeld ist reich an großen, formenreichen, künstlerisch wertvollen Dreifaltigkeitssäulen („Pestsäulen“) im Zentrum größerer Siedlungen (Großenzersdorf, Wolkersdorf, Weikendorf, Bockfließ). Diese stehen, ebenso wie die großen Mariensäulen, in engem verwandtschaftlichen Verhältnis zu den entsprechenden kleinen Bildsäulen in den Feldern und an den Dorfrändern. Übergangsformen liegen allerdings aus dem Marchfeld nicht vor, noch können sonst irgendwelche unmittelbare Beziehungen (etwa gemeinsame Steinmetzmeister oder Werkstätten) gefunden werden, wenngleich es durchaus wahrscheinlich ist, daß auch an mancher der kleinen figuralen Bildsäulen namhafte Künstler gearbeitet haben.

An solchen figuralen Bildsäulen ist schließlich noch eine an der Straße von Gerasdorf nach Leopoldsdorf (bei Kote 161) zu nennen, die auf einem zylindrischen Schaft eine — ziemlich neue — Salvatorstatue trägt.

Wie schon erwähnt, gibt es dann noch einige defekte Bildsäulen. Hier ist vor allem ein Exemplar am Westausgang von Raggendorf an der Straße nach Großschweinbarth zu nennen, von dem heute nur mehr der auf einem reich profilierten Postament stehende und oben von einem profilierten Gesimse abgeschlossene quadratisch-prismatische Basisblock existiert; er trägt auf der Vorderseite (Ostseite) die Inschrift „EX VOTO / 170Z“ und darunter ein wildbewegtes barockes Schnörkel, auf den übrigen drei Flächen aber wenig erhabene, von Rand zu Rand durchziehende große Rauten. Anstelle der ehemaligen Säule steht heute ein einfaches Gußeisenkreuz aus der Zeit vor 1900.

Ein weiteres defektes Stück bildet Hula (1948, Tf. 30/5) ab, einen — inzwischen verschwundenen — Bildpfeiler von Weikendorf. Auf einer achteckigen flachen Basisplatte erhebt sich hier ein plumper, schwach abgefaster Vierkantpfeiler. Darauf folgt eine — zweifellos viel jüngere, typisch barocke — sehr reich und bewegt profilierte Gesimsepartie, und darauf schließlich eine Freiplastik des heiligen Leopold unbekanntes, aber vermutlich auch neueren Alters.



Ein reizvoller, seltsamer „Bildstock“ steht schließlich an der Straße von Angern nach Prottes (Fig. 28). Auf einem breiten gemauerten, oben reich abgetreppten und profilierten Postament steht hier ein Kreuz aus Haustein; seine Arme gehen in kleeblattförmige Enden aus, der Schaft aber ist unten in der Art einer Geige verbreitert und von barocken Wülsten und Voluten eingerahmt. Der — leider stark beschädigte — Stein trägt die Inschrift „G B 1713“. Es handelt sich dabei mit Sicherheit nicht um einen ursprünglichen Bildstock, sondern um ein Grabkreuz, wie es in dieser Form für das niederösterreichische Weinviertel kennzeichnend ist und wie es auch anderswo gelegentlich in sekundärer Funktion als Bildstock verwendet wurde<sup>10)</sup>.

Schließlich sei noch ein ganz junger, 1953 datierter, Tabernakelfeiler nordöstlich von Auersthal an der Gabelung der Feldwege nach Raggendorf und Reyersdorf erwähnt, der im unteren Teil des Schaftes auf der Vorderseite ein Bruchstück einer Steinplatte eingemauert trägt, auf welchem, neben unleserlichen Spuren von Schriftzeichen, die Jahreszahl „1711“ steht; zweifellos ist dies der klägliche Rest eines älteren, ehemals an dieser Stelle gestandenen Kultmales.

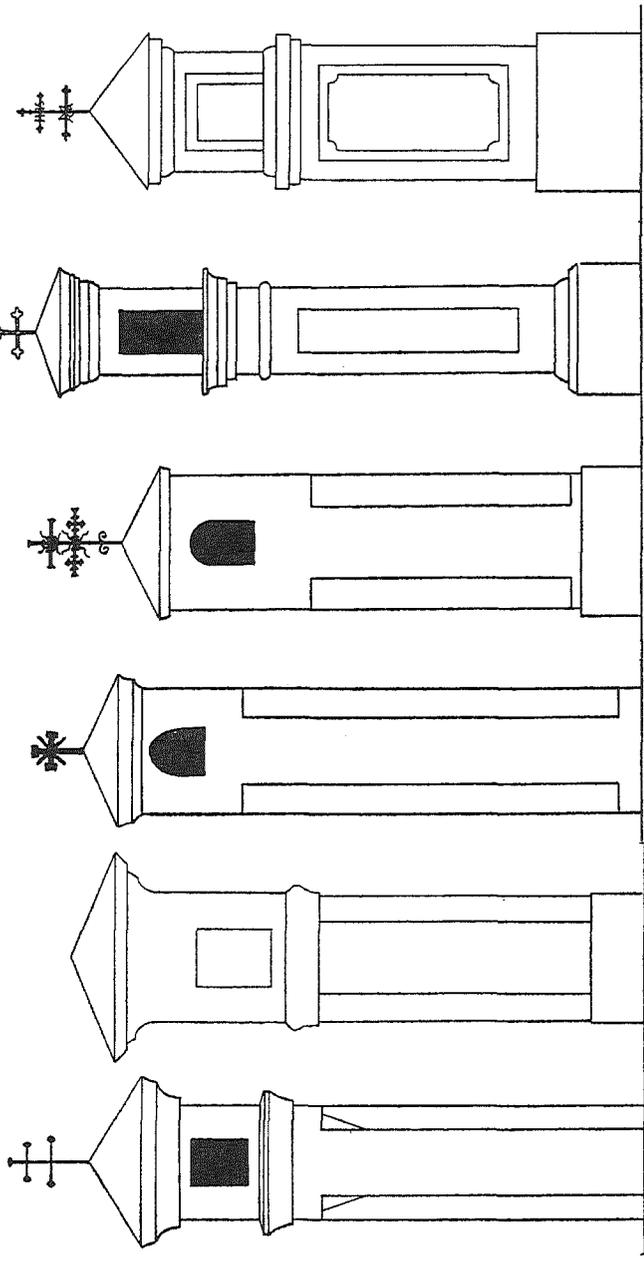
### **Gemauerte Pfeiler und Stöcke aus dem 18. und 19. Jahrhundert**

Die Kultmale der bisher beschriebenen Gruppen stehen mehr oder weniger an der Grenze zwischen Volkskunst und Hochkunst. Auf die letztere weisen hin: das kostspieligere Material des Hausteins, die technisch und künstlerisch hochstehende Behandlung, vor allem bei den figuralen Darstellungen, die mehr oder weniger reichliche Anwendung von Elementen des Zeitstils, vor allem der Gotik und des Barocks, die Häufigkeit von Inschriften und Jahreszahlen. Hier bestehen daher auch Beziehungen vor allem zu den für das österreichische Barock so kennzeichnenden, eindeutig der Hochkunst zugehörigen, auch im Marchfeld vertretenen „Pestsäulen“. Diese bisher beschriebenen Kultmale sind aber für das Marchfeld wie auch für dessen Umgebung keineswegs typisch, denn wir finden sie hier nur vereinzelt und können keinerlei Zusammenhänge herstellen, zumal sich ihre Gesamtheit bloß auf ungefähr 30 Stück beläuft.

Daneben gibt es noch eine zweite Entwicklungsgruppe: die aus Ziegeln gemauerten und verputzten „Licht- und Bildstöcke“. Sie gehen auf dieselbe Urform zurück wie die hausteinerne Kultmale: abgefaster Vierkantpfeiler mit nischentragendem Block und Pyramidendach. Da das Ziegelmaterial keine größeren Umgestaltungen und Neubildun-

---

<sup>10)</sup> Erwähnt sei hier beispielsweise das „Severinskreuz“ auf der Hohe Warte in Wien XIX, wo ein spätbarocker Breitpfeiler auf seinem flachen Giebeldach ein barockes Steinkreuz trägt, dessen drei Arme in geflügelte Engelsköpfchen mit dreisproßförmigem Umriß endigen; auch dies eine typische Grabsteinplastik.



72

71

70

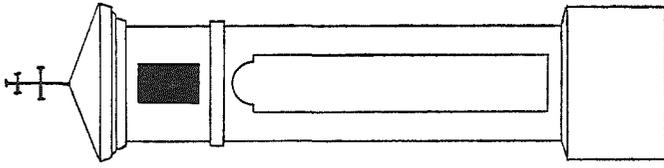
69

68

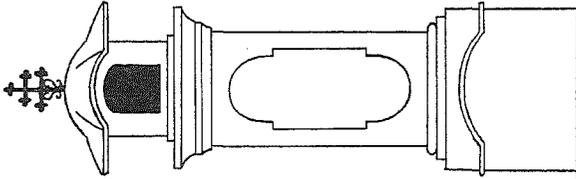
67

gen erlaubt, bleibt dieser Grundtypus sehr konservativ beibehalten, wird aber in den Einzelheiten so erstaunlich reich abgewandelt, daß wir unter den ganzen hieherzustellenden über 120 Exemplaren nicht zwei finden, die einander völlig gleichen. Trotzdem ist diese Mannigfaltigkeit, zumindest für den oberflächlichen Betrachter, sehr eintönig. Dies sowie die Tatsache, daß wir kaum jemals Jahreszahlen oder Inschriften und auch nur höchst selten einmal aus dem Zeitstil der Hochkunst übernommene Zierate finden, macht für die überwiegende Masse dieser ziegelgemauerten Kultmale eine Datierung unmöglich. Die ältesten unter ihnen dürften aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammen, die jüngsten aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert; einzelne sind sicher auch noch jünger.

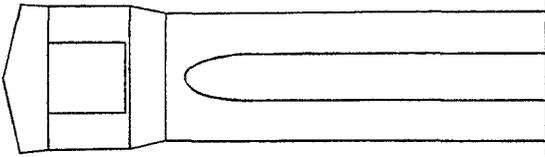
Was die Wandelbarkeit dieser gemauerten Tabernakelpfeiler betrifft, so kann sich diese in allen Bestandteilen äußern. Am auffälligsten wohl am Schaft: die ursprünglich stärkere oder schwächere, aber jedenfalls um ein gewisses Mittelmaß sich haltende Abfasung des Vierkantpfeilers (Fig. 29—35, Tafel 1/A) kann entweder verstärkt werden (Tafel 1/E, H) oder unterdrückt (Tafel 1/C, F) oder auch in ihrer Form verändert (Tafel 1/D, G bzw. B). Die Verstärkung der Abfasung (Fig. 36—38) führt zu einem regelmäßig achtkantigen Pfeiler (Fig. 39, 40, Tafel 1/E); wenn dann die Abfasung nicht mehr als solche empfunden wird, das heißt, sie nicht mehr oben und/oder unten in den, hier erhalten gebliebenen, Vierkantpfeiler überleitet, ist das freie achtkantige Prisma entstanden (Fig. 41, 42, Tafel 1/H). Andererseits führt die Unterdrückung der Abfasung zu nur mehr andeutungsweise abgefasten Vierkantpfeilern (Fig. 43—45, Tafel 1/C) und in weiterer Folge zum unabgefasten quadratischen Pfeiler, der häufigsten Form unter unserem Material (Fig. 46—61, Tafel 1/F). Wird die Abfasung in ihrer Form verändert, so gibt es als erstes die Möglichkeit der konkaven (rinnenförmigen) Aushöhlung (Fig. 62—64, Tafel 1/D); ein Schritt weiter ist die Aushöhlung in Form von Furchen mit quadratischem Querschnitt an den vier Kanten (Fig. 65—67, Tafel 1/G). Wird in diesem Fall wieder die Abfasung nicht mehr als solche erkannt und von oben bis unten durchlaufend durch den ganzen Pfeiler geführt, so ergibt sich ein Schaft mit dem Grundriß oder Querschnitt eines breitarmigen griechischen Kreuzes (Fig. 68—70, Tafel 1/K). Schließlich können auch noch die Kanten des Pfeilers in barocker Manier zwischen den etwas vorspringenden Flächen konvex abgerundet sein (Tafel 1/B), oder es kann an einem sonst glatten Schaft durch randliche, den Kanten parallel laufende eingeritzte Rillen die — weder mehr verstandene noch vorhandene — Abfasung angedeutet werden, wofür ein hübsches Beispiel an der Straße von Leopoldsdorf nach Franzensdorf steht.



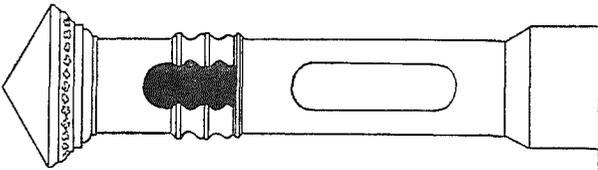
78



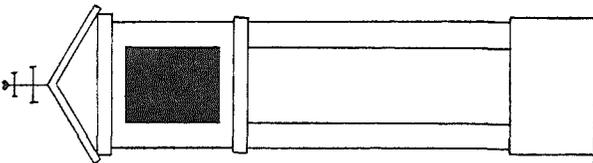
77



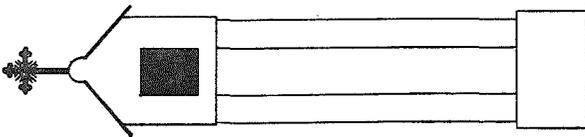
76



75



74



73

Die Abfasung verläuft gelegentlich noch, wie bei den ursprünglichen gotischen Pfeilern, an den beiden Enden bogig oder schräg in die Kante des Pfeilers (Fig. 32—37, 39, 40, 62, 64), oft ist sie aber einfach waagrecht abgeschnitten (Fig. 29—31, 38, 63, 65—67, 69, 70); die kennzeichnenden, von der Holzbearbeitung her zu verstehenden dreieckigen Zwickel in den Enden der Abfasung sind bei den gemauerten Pfeilern außerordentlich selten geworden (Fig. 67).

Nun können ferner bei einem unabgefasten quadratischen Pfeiler, barocken oder klassizistischen Stilmoden folgend, die Seitenflächen nach Art von Tür- oder Möbelfüllungen etwas vertieft werden (Tafel 1/J) bzw., in seltenen Fällen, auch etwas erhöht (Tafel 1/I). Die vertieften Flächenteile können verschiedene Formen haben; meist sind es lange schmale Rechtecke (Fig. 71, 72), die auch oben bis an das Tabernakel und unten bis an die Basis durchlaufen können (Fig. 73, 74) und, wenn sie kräftig entwickelt sind, einen quadratischen Pfeiler mit im Grundriß quadratisch verstärkten vorspringenden Kanten entstehen lassen (Tafel 1/L). Gelegentlich sind die vertieften Rechtecke an den vier Ecken durch einspringende Viertelkreise belebt oder sie gehen an den Schmalseiten in Halbkreise über, an beiden Enden (Fig. 75) oder nur am oberen (Fig. 76). Nicht selten sind auch Rechtecke mit an beiden Enden oder bloß am Oberende angefügten schmälere Halbkreisen (Fig. 77—79). Als erhöhte Pfeilerflächen-Füllungen finden wir ausnahmslos nur schwach angedeutete schmale Rechtecke (Fig. 80).

Mengenmäßig verteilen sich die verschiedenen Kantenformen bei den gemauerten Vierkantpfeilern des Marchfeldes wie folgt:

schräg abgefast	23 Prozent
quadratisch ausgefurcht	8 Prozent
unabgefast	50 Prozent
unabgefast, mit vertieften Flächen	15 Prozent

(Alle übrigen Formtypen treten nur vereinzelt auf.)

Neben dieser vielfältigen, miteinander aber durchaus in ein morphologisch-entwicklungsgeschichtliches System zu bringenden Formenfülle der Pfeilergrundrisse finden wir dann noch als ganz seltene Ausnahmen — jeweils in unserem Gebiet nur durch ein Exemplar belegt — Kultmale mit regelmäßig-dreieckigem (Tafel 1/M) und solche mit kreisrundem Querschnitt (Tafel 1/N). Dreikantig ist der hübsche Blockpfeiler an der Kreuzung der Straßen von Obersdorf nach Seyring und von Eibesbrunn nach Pillichsdorf (Fig. 81), kreisrundsäulenförmig der nicht minder reizvolle an der Straße von Zwernsdorf nach Angern (Fig. 62). Diese Blocksäule ist zweifellos beeinflusst durch die in den beiden vorhergegangenen Abschnitten behandelten

barocken Säulen, im besonderen durch Blocksäulen von der Art des Leopoldauer „Pestkreuzes“ (Fig. 21). Der dreikantige Pfeiler aber geht auf das Motiv des Dreiecks als Symbol der Heiligen Dreifaltigkeit zurück, wie dieses als Gestaltelement in den Grundrissen verschiedenartiger barocker Baudenkmäler erscheint, von Wallfahrtskirchen (z. B. Stadl Paura bei Lambach) über Pestsäulen (z. B. Wien-Graben, St. Pölten, Krems, Mödling, Brünn, Stift Heiligenkreuz u. a.) bis zu einfachen Pfeilern (z. B. der reizende Nischenpfeiler am Südausgang von Patzmannsdorf).

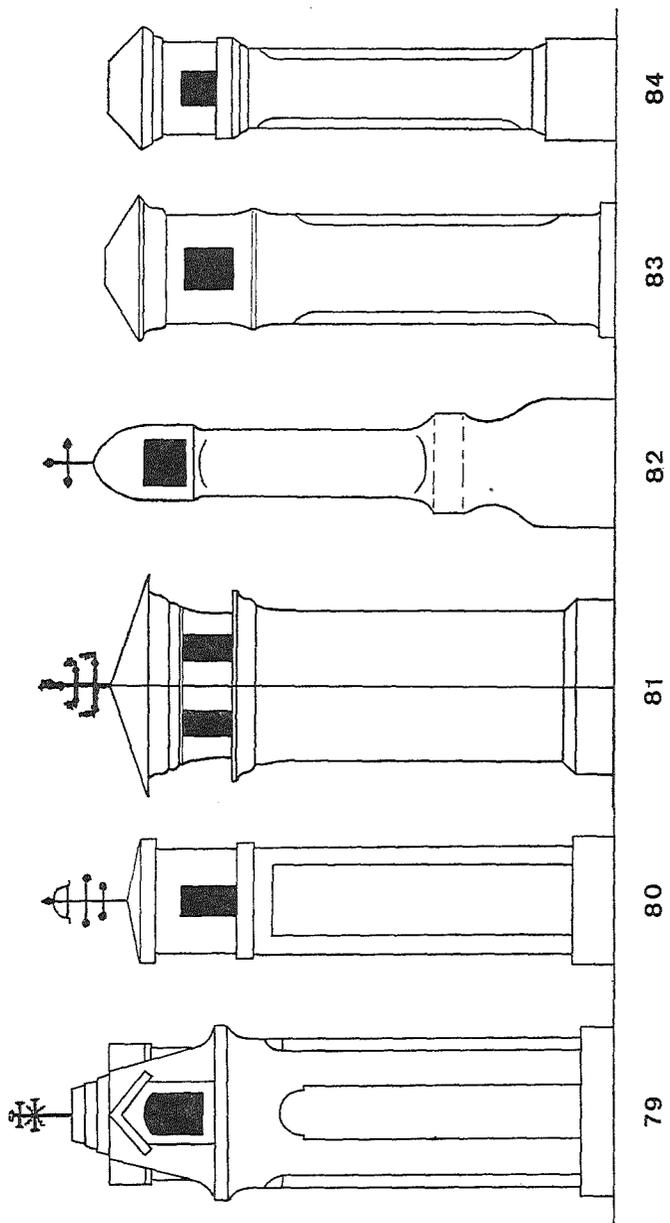
Der erwähnte Grundtypus des gemauerten Kultmales trägt über dem Vierkantpfeiler ein Gesimse und auf diesem, meist in der selben Breite wie der Pfeiler, oft aber auch breiter oder schmaler, einen Block mit Höhlungen, Nischen oder Bildfeldern. In dieser Art ist die Mehrzahl der im Marchfeld stehenden „Bildstöcke“ aufgebaut. Dabei zeigt der Block in seinem Querschnitt oder Grundriß eine ähnliche Mannigfaltigkeit, wie wir sie eben beim Pfeiler kennengelernt haben (Tafel 2). In etwa der Hälfte der Fälle hat er eine einzige, auf der Vorderseite gelegene, tiefere (Fig. 28, 36, 39, 50, 51, 56, 58, 59, 61, 73, 82, 97; Tafel 2/A) oder seichtere (Fig. 41, 60, 62, 68, 74, 76; Tafel 2/B) Nische, gewöhnlich mit rechteckigem Grundriß, selten einmal auch mit rundbogigem. Diese Grundform kann nun verschiedenartig abgewandelt werden. Selten sind zwei Nischen, auf der Vorder- und Hinterseite (Tafel 2/J), häufiger — bei etwa einem Siebentel der Fälle — drei, also auf der vorderen und den beiden seitlichen Flächen (Fig. 82, 84; Tafel 2/F), wobei gelegentlich die vordere Öffnung größer, höher oder tiefer ist als die beiden seitlichen; in einem Fall trägt der Block auf der Vorderseite eine echte Nische, seitlich aber zwei Blendnischen. Besonders häufig — etwa in einem Viertel aller Fälle — sind vier Nischen, ringsum auf allen Flächen, aber nicht immer in gleicher Form und Größe (Fig. 31, 37, 38, 43, 45, 46, 55, 65, 67, 69, 70, 72, 77, 78, 80; Tafel 2/I). Diese Nischen können sehr flach werden oder, in seltenen Fällen, ganz verschwinden (Tafel 2/C). Der Umriss oben mit einem Halbkreis oder einem flachen Bogen abgeschlossen, selten mit einem neugotischen Spitzbogen. Andererseits kann die tiefe Nische (Tafel 2/A) zu einem zentralen Hohlraum werden, der sich nach drei Seiten, nach vorne, rechts und links, öffnen kann (Tafel 2/E) oder auch „um's Eck“ nach zwei benachbarten Seiten (Fig. 71, 93; Tafel 2/D), wie wir dies schon bei unseren ältesten gotischen Höhlenblockpfeilern in Obersdorf und Großengersdorf gesehen haben. Schließlich kann der Block noch stärker geöffnet werden, sei es, daß er nur mehr aus der Hinterwand besteht und vorne aus zwei Säulchen (Tafel 2/H), wie etwa bei dem hübschen barocken Pfeiler an der

Straße von Prottes nach Schönkirchen (Fig. 75) oder bei dem, leider in den letzten Jahren verschwundenen Pfeiler an der Straße von Weikendorf nach Tallesbrunn (Fig. 86), sei es, daß nur mehr der hintere und ein seitlicher Abschluß gemauert sind, nach den beiden anderen Seiten der Block aber offen bleibt (Tafel 2/G), ein seltsamer, im Marchfeld aber nicht allzu seltener Typus, der hier durch den Pfeiler an der Straße von Aderklaa nach Deutsch-Wagram (Fig. 34) vertreten wird, durch den Pfeiler am Ostende von Großengersdorf (Fig. 64) und durch denjenigen südlich vom Reuhof bei Pillichsdorf (Fig. 57).

Auch bei der Gestaltung des Gesimses gibt es erstaunlicherweise wieder mannigfache Formverschiedenheiten. Das Gesimse kann ein einfacher, schwach vorspringender scharfer oder stumpfer Grat sein (Fig. 32, 62, 86), der meist nach unten hin in den Schaft allmählich verfließt (Fig. 57, 83, 56, 54, 30, 46); das Gesimse kann eine quadratisch-prismatische Tafel sein, die also auf den Seiten mit glatten senkrechten Flächen abschließt, schmal (Fig. 51, 52, 74, 78, 80, 47, 59, 79) oder breit (Fig. 61), oder es kann aus zwei oder mehreren übereinander liegenden derartigen Platten abgetrept sein (Fig. 34, 72). Auf der Unterseite kann ein derartiges quadratisch-plattenförmiges Gesimse zum Schaft hin abgeschrägt sein, gerade (Fig. 65, 66), konkav (Fig. 49) oder sonstwie geschwungen (Fig. 43, 48, 67, 68, 81, 84). Von hier ist dann nur mehr ein Schritt zum profilierten Gesimse, im allgemeinen wohl mit einfacher Profilierung (Fig. 53, 64, 75, 85), vereinzelt aber auch mit komplizierten, reich bewegten Formen (Fig. 45, 55, 77). Auch Tabernakelpfeiler mit zwei Gesimsen übereinander finden sich, wie wir derartiges ja schon bei Haustein-Kultmalen kennengelernt haben; meist ist dann das obere Gesimse stärker (Fig. 31, 71), gelegentlich sind beide gleich stark (Fig. 38).

Ist der Block breiter als der Pfeiler, so kann er in diesen auch ohne dazwischen geschaltetes vorspringendes Gesimse übergehen, sei es in Form einer sich nach unten verjüngenden, abgeschrägten, abgetrepten oder sonstwie profilierten Zwischenzone (Fig. 76, 36, 35), sei es, indem der Block mit waagrecht abgeschrägter Bodenfläche unmittelbar auf dem Schaft sitzt (Fig. 37, 44, 50, 60, 63, 73, 82). Dasselbe ist, in seltenen Fällen, auch möglich, wo das Tabernakel schmaler ist als der Schaft (Fig. 58), wobei allerdings in dem Fall des Pfeilers westlich von Loimersdorf ein einfaches Gesimse tiefer unten am Schaft erscheint.

Schließlich kann beim Wegfallen des Gesimses der Block mit einem gleich starken Pfeiler zu einem einzigen Körper verschmelzen. Damit ist dann die Urform des — ursprünglich hölzernen, aus einem einheitlichen Baumstamm gehauenen — quadratischen „Stockes“ wieder erreicht. Wenn diese nun hier auch offenbar sekundär, durch

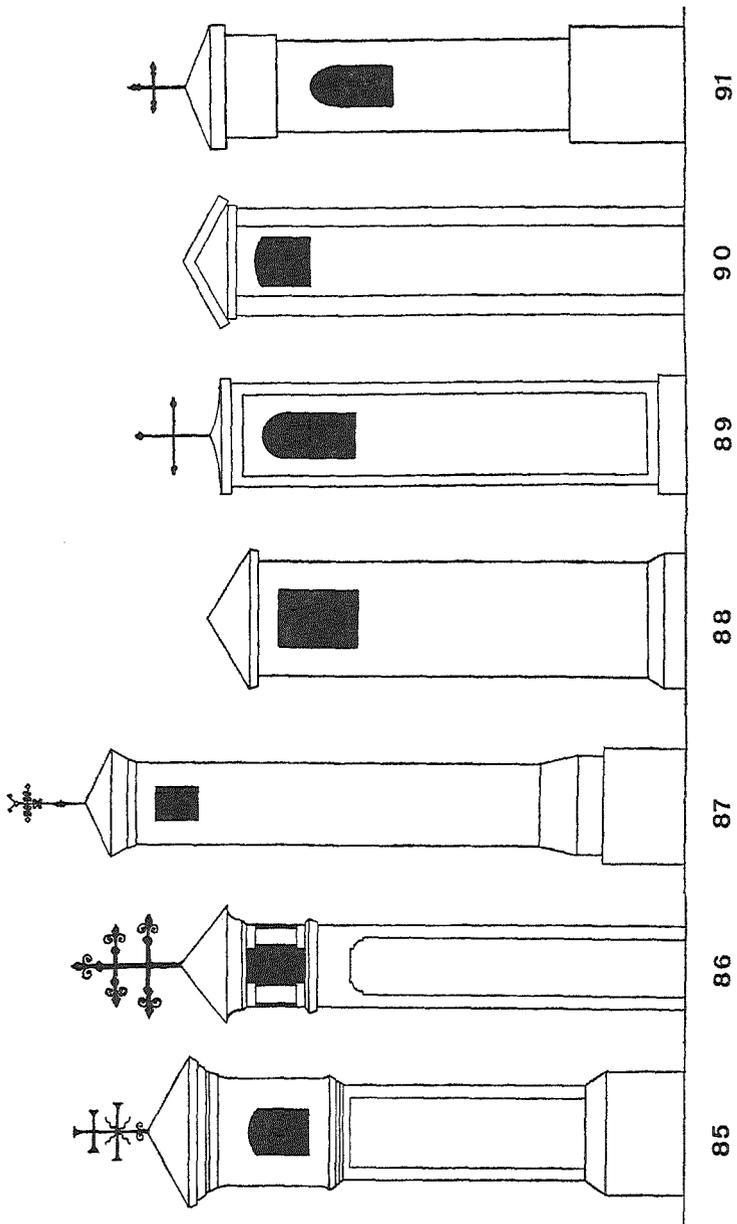


„Reduktion“ oder „Entartung“ aus dem Typus des Blockpfeilers entstanden ist, so mag bei ihrer Gestaltung doch noch irgendeine Erinnerung an die alten einfachen „Stöcke“ mitgespielt haben. Hier sind streng genommen auch die bereits unter den stark abgefasten Tabernakelpfeilern angeführten gesimselosen Formen zu stellen wie das „Weiße Kreuz“ in der Siedlung Neu-Eßling an der Straße von Breitenlee nach Raasdorf (Fig. 29) oder das „Dicke Kreuz“ bei Münichsthal am Feldweg nach Putzing (bei Kote 228) (Fig. 40), Bauwerke, die in ihrer klobigen monumentalen Wucht höchst eindrucksvoll sind, und ebenso die gesimselosen Pfeiler mit quadratisch ausgekehlten Seitenkanten (Fig. 69, 70). Die Mehrzahl dieser Stöcke sind freilich bloße unabgefaste, ganz einfache quadratische Prismen (Fig. 87—90). In einem Fall erscheint über der Nische im Pfeiler ein etwas verbreiteter niedriger massiver Kopfteil, also eine Abwandlung des Blockes (Fig. 91).

Daß aber auch ein derartiger einheitlicher „Stock“ recht eigenartige Gestalt annehmen kann, dafür ist ein Beispiel der Pfeiler an der Straße von Lasseer nach Schönfeld (bei Kote 143) (Fig. 92). Der sehr breite und plumpe Stock mit besonders großer und tiefer frontaler Rundbogennische besitzt ein abgetrepptes spitzpyramidales Dach aus neun aufeinander liegenden, nach oben sich regelmäßig verjüngenden quadratischen Platten.

Während die Stöcke rund ein Siebentel der im Marchfeld stehenden Tabernakelpfeiler ausmachen, sind Breitpfeiler hier nur in verschwindend geringer Anzahl vorhanden; sie sind durchwegs jüngeren Entstehungsdatums (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts) und von der Gestalt her ohne besonderes Interesse. Erwähnt sei ein Breitpfeiler an der Straße von Mannersdorf nach Stillfried (Fig. 93) und ein anderer mit rundbogenbekrönter Flachnische an der Straße von Auersthal nach Raggendorf (bei Kote 187). Am Nordrand der Nani-Au westlich von Marchegg steht ein neugotischer Breitpfeiler mit reichem Schmuckwerk im Stil der Laxenburger Romantik.

Schließlich kann, neben Schaft und Tabernakel, auch das Dach abgewandelt werden. Die Dächer waren ursprünglich wohl ausnahmslos ebenso gemauert und verputzt wie das ganze übrige Kultmal; in neuerer Zeit wurden sie aber gelegentlich einer Restaurierung oft mit Dachziegeln abgedeckt. Weitaus am häufigsten erscheint ein niedriges stumpfes Zelt- oder Pyramidendach, weit seltener ein steiles spitziges (Fig. 43, 48). Solche Zeltdächer ragen immer ein wenig über die Seitenflächen des Blockes hinaus und sind im allgemeinen gegen ihn durch eine Platte mit senkrechten Außenflächen abgeschlossen (Fig. 32, 39, 46, 47, 50, 63, 70, 80, 89, 91), gelegentlich auch mit schrägen Flächen (Fig. 54, 68, 88). An Stelle dieses ein-



fachen Abschlusses kann auch eine abgetreppte (Fig. 43, 51, 72, 34, 52), geschwungene (Fig. 31, 35, 48, 49, 67, 69, 78, 83) oder mehr oder weniger reich profilierte gesimseartige Zone treten (Fig. 65, 85, 53, 71, 81, 55, 75), wobei das Dach dann gelegentlich sehr weit vorspringen kann. Nur ein einziges Mal finden wir ein glockenförmig geschwungenes Zeltdach (Fig. 37) und ebenso einmalig ein flaches, nach oben gerundetes Zeltdach (Fig. 64). Vereinzelt erscheinen Giebeldächer mit zur Vorderseite quer gerichtetem First und verschieden steilem Giebel, der entweder sich unmittelbar aus der Vorderfläche des Tabernakels entwickelt (Fig. 76, 73, 82) oder gegen diese durch ein Gesimse verschiedener Art abgesetzt ist (Fig. 56, 44, 74, 90, 93). Ein Giebeldach in Traufenstellung hat das erwähnte „Dicke Kreuz“ bei Münichsthal (Fig. 40). Ein Kreuzgiebeldach finden wir nur einmal, an einem neugotischen Pfeiler nordwestlich von Leopoldsdorf (Fig. 45). Eine andere Lösung ist die Abdeckung mit einer flachen quadratischen Platte (Fig. 61, 66), beziehungsweise mit zwei (Fig. 60) oder mehreren, übereinander liegenden, nach oben hin kleiner werdenden und damit zu einer abgetreppten Pyramide sich zusammenfügenden Platten (Fig. 59, 79, 92). Die Bekrönung durch einen flachen Pyramidenstumpf ist höchstwahrscheinlich aus einem defekten, aus flachen Ziegeln aufgemauerten Zeltdach entstanden (Fig. 29, 57, 58).

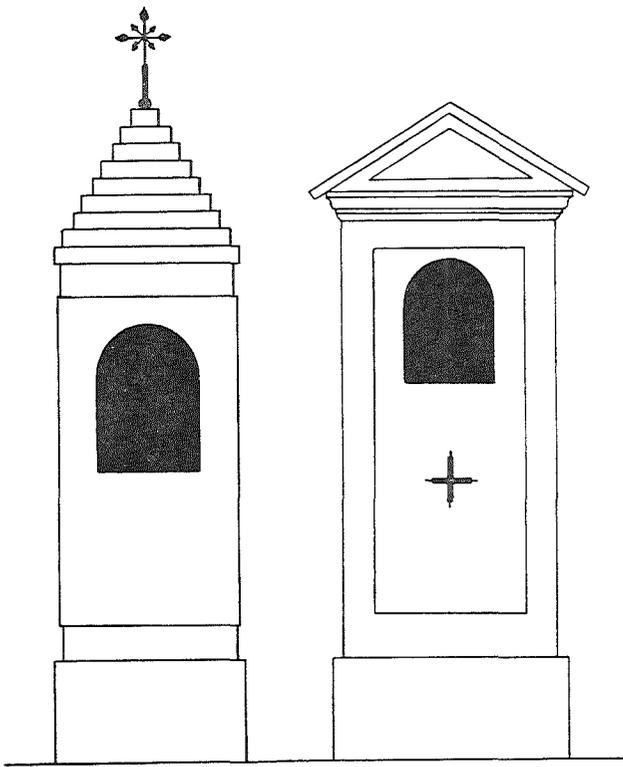
Der Blockpfeiler am Südrand von Hagenbrunn (Fig. 38) hat eine aus Haustein bestehende balusterartige Dachbekrönung, die ein Schmiedeeisenkreuz trägt. Dieser Baluster, wie wir einen ähnlichen auf dem Trillerkreuz (Fig. 17, 18) sehen, erscheint auf dem gemauerten Pfeiler etwas unmotiviert. Es mag nun sein, daß dieses Stück ein erhalten gebliebener und wieder verwendeter Bestandteil eines verlorengegangenen hausteinernen frühbarocken Pfeilers ist, oder daß in dem gemauerten Pfeiler ein, vielleicht baufällig gewordenes, älteres, schlankeres Hausteinkultmal bis auf die Spitze mit Ziegeln ummauert verborgen steckt <sup>10a)</sup>.

Wenn wir diese Mannigfaltigkeit der Variationen an Schaft, Block, Gesimsen und Dach überblicken und die sich daraus ergebenden Kombinationsmöglichkeiten bedenken, dann wundern wir uns nicht mehr darüber, daß von den anderthalb hundert gemauerten Tabernakelpfeilern des Marchfeldes ein jeder seine individuelle Form besitzt.

Wenn gemauerte Kultmale baufällig werden, zerfallen sie meist rasch und vollständig und verschwinden daher ohne Hinterlassung weiterhin verwendungsfähiger Überreste. Der bei Hausteinkultmalen so häufige Fall, daß defekte Exemplare renoviert oder neu kombiniert

---

<sup>10a)</sup> Vgl. hiemit die in der Folge im Abschnitt über die Bildstock-Motivierungen angeführte Ortssage.



92

93

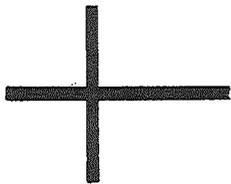
werden, ist hier also die seltene Ausnahme. Als Beispiel sei ein schwach abgefaster Vierkantpfeiler am Ostende von Wittau angeführt, bei dem an Stelle des fehlenden Blockes über einer einfachen quadratischen Platte ein Schmiedeeisenkreuz sitzt (Fig. 33), oder ein stark abgefaster Vierkantpfeiler an der Rußbachbrücke bei Pillichsdorf, wo der Höhlenblock in sehr moderner und nüchterner Gestalt erneuert ist.

Bei diesen gemauerten Blockpfeilern ist es, wie schon erwähnt, in der Regel völlig unmöglich, sie stilkritisch und damit chronologisch einzustufen. Kennzeichnende Motive der zeitgebundenen Hochkunst finden wir nur höchst selten, und auch dann besagen sie nicht viel über die wirkliche Entstehungszeit, denn einmal aus einem Zeitstil der Hochkunst übernommene Eigenheiten werden in der Volkskunst ungemein zäh und konservativ beibehalten.

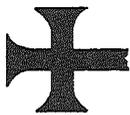
Von Elementen des Barocks und des Klassizismus finden wir an unseren gemauerten Kultmalen beispielsweise gelegentlich die schon oben erwähnten vertieften „Füllungen“ an Schaftflächen (Fig. 78, 86); aller Wahrscheinlichkeit sind diese Werke aber erst im 19. Jahrhundert entstanden. Ähnlich ist der balusterförmige Aufsatz zu beurteilen, der den hübschen Pfeiler an der Straße von Hagenbrunn nach Stammersdorf bekrönt (Fig. 38), beziehungsweise der in ähnlichen Formen gehaltene Sockel der erwähnten einzigen Block-Rundsäule bei Zwerndorf (Fig. 82). Auch der, nun wohl sicher spätbarocke oder frühklassizistische Pfeiler an der Straße von Prottes nach Schönkirchen (Fig. 75) wurde schon erwähnt; stilkritisch verwertbar ist hier das besonders reich profilierte Gesimse unterhalb des Daches sowie die beiden die Öffnung des Tabernakels an der Stirnfläche flankierenden Säulchen mit quadratischem Grundriß und schwungvoll balusterartiger Umrißführung. Für das Marchfeld stellt dieses Stück ein Unikum dar. Spätbarock-frühklassizistisch ist ferner der schöne, leider heute in erbärmlichem Zustand befindliche Tabernakelpfeiler südwestlich von Stillfried an einem Feldweg nach Ollersdorf (Fig. 77), der durch barock umrandete vertiefte Pfeilerflächen, ein besonders reiches Gesimse und über der Tabernakelöffnung schwungvoll aufgerundetes Pyramidendach gekennzeichnet ist. Auch der durch besonders reiche Gesimse und stark vertiefte Schaftflächen stark bewegt erscheinende Pfeiler an der verlängerten Kellergasse von Ollersdorf (Fig. 71) ist wohl noch dem Klassizismus zuzuordnen.

Das bei weitem originellste, schönste und eindrucksvollste barocke Kultmal des Marchfeldes, sicher im 18. Jahrhundert entstanden, stand bei Bockfließ und ist heute leider verschwunden; Hula, 1948, Tf. 16/17 bildete es nach einer alten Photographie ab (Fig. 42). Auf einer kräftigen quadratischen Basisplatte lag ein Ringwulst und darauf stand ein achtkantig-prismatischer Schaft, der, über einem schmalen Gesimse, durch vier Gewölbezwickel in einen vierkantigen Nischenblock überging. Alle ebenen Flächen trugen barocke Zierrillen-Rahmen: auf der Basisplatte und dem Tabernakel Rechtecke mit ausgerundeten Ecken, auf den acht Schaftflächen rechteckige Streifen mit an beiden Enden angesetzten schmäleren Halbkreisen. Ein schwach konkav geschwungenes, sanft ansteigendes Pyramidendach schloß den Pfeiler ab, und darauf saß noch ein breites barockes Zwiebelchen mit Schmiedeeisenkreuz.

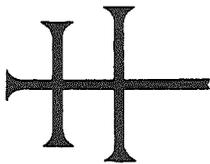
Es ist höchst bedauerlich, daß dieses einzigartige Prachtstück zerstört worden ist. Wir besitzen aber, in recht guter Erhaltung, noch ein zweites, annähernd gleichaltriges, eigenartiges barockes Kultmal, das freilich viel stärker in den Bereich der Volkskunst weist. Es steht unweit der Straße von Schönfeld nach Lasse, nordöstlich vom Bahn-



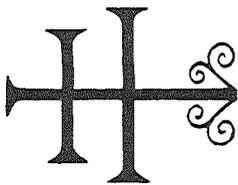
94



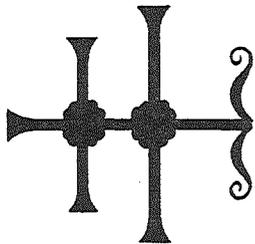
95



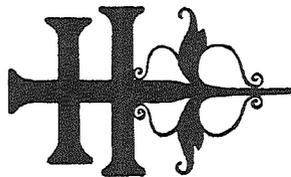
96



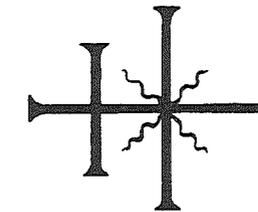
97



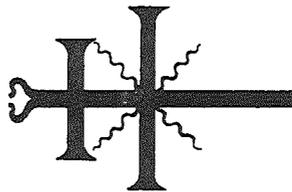
98



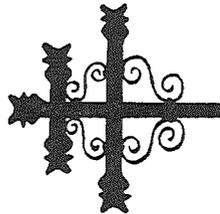
99



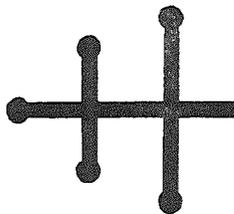
100



101



102

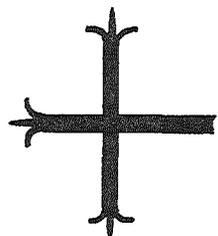


103

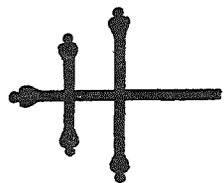
hof Schönfeld-Lasseo (Fig. 79). Es ist ein, über einer unansehnlichen quadratischen Basisplatte aufsteigender, sehr breiter und plumper Vierkantpfeiler, dessen Kanten schwach abgefast, und dessen Flächen schwach vertieft sind, wieder in den geschilderten barocken Zierformen eines rechteckigen Streifens mit oben angesetztem schmäleren Halbkreis. Nach oben geht der Pfeiler, konkav geschwungen, in ein kräftiges, einfach plattenförmiges Gesimse über, auf dem nun eine ganz eigenartig gestaltete Blockregion aufsitzt. Diese besteht aus einem steil aufragenden Pyramidenstumpf, der oben von vier aufeinander geschichteten quadratischen Platten bekrönt wird, welche, an Größe abnehmend, den Pyramidenstumpf in abgetreppter Form weiterführen. An den vier Pyramidenflächen aber sitzt über dem Gesimse je ein kleiner Block mit flacher, oben schwach gerundeter Nische und einer vorspringenden, ziemlich flachen Giebelbedeckung. Ein hübsches schmiedeeisernes Doppelkreuz bekrönt das ganze Bauwerk. Dieses Kultmal ist ein seltsames und kostbares Unikum nicht nur für das Marchfeld, sondern wohl für den ganzen österreichischen Raum. Eine gewisse Verwandtschaft — über rund dreihundert Jahre hinweg — zu dem spätgotischen Presovskyykreuz bei Untersiebenbrunn (Fig. 8) scheint immerhin spürbar.

In den Nischen der verschiedenen gemauerten Tabernakelpfeiler des Marchfeldes stehen heute ausnahmslos neuere Farbdrucke oder fabriksgefertigte Heiligenfiguren, vor allem verschiedene Marienbilder einschließlich der so beliebten Lourdes- und Fatima-Statuetten, Jesus und Josef. Vermutlich stehen diese gewöhnlich in keinerlei Zusammenhang mit dem ursprünglichen Inhalt der Nischen und liefern damit auch keine Anhaltspunkte zur Klärung von Sinn und Ursprung der Stöcke.

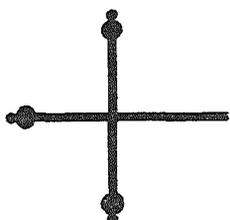
Höchst selten tragen gemauerte Tabernakelpfeiler als Abschluß ein steinernes Kreuz; dieses ist dann ein ganz einfaches plumpes Balkenkreuz wie beim „Theuringer Kreuz“ westlich von Raasdorf. Sonst herrscht allgemein das Schmiedeeisen vor. Wie schon erwähnt, bietet der Ziegel als Baumaterial wenig Möglichkeiten zu feinerer Gliederung und Verzierung, und die daraus gefertigten Stöcke wirken so gut wie immer mehr oder weniger nüchtern, steif und schlicht. Was an Phantasie und Schmuckfreude bei der Schaffung eines gemauerten Kultmales wirksam wurde, fand in der Regel nur eine einzige Stelle, wo es sich verwirklichen konnte: eben das bekrönende schmiedeeiserne Kreuz. Wenn nun auch der Raum um Wien nicht eine derartige Eisenkunst-Landschaft ist wie die Eisenwurzten oder die Obersteiermark, so beherrschte und pflegte doch auch hier der Schmied sein Handwerk oft mit großer Kunstfertigkeit. Auch für die bekrönenden Eisenkreuze gilt, daß sie als Werke der Volkskunst nur sehr schwer oder besser gesagt in der Regel gar nicht datierbar sind, wozu noch kommt, daß sie



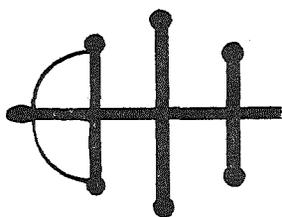
108



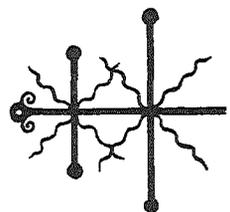
107



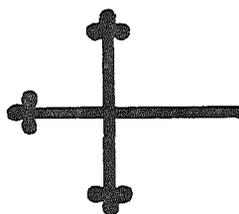
106



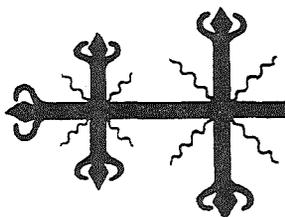
105



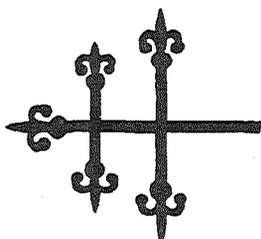
104



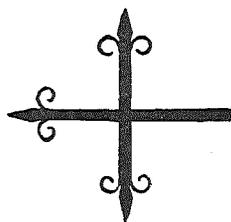
113



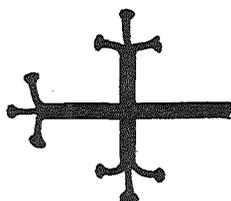
112



111



110



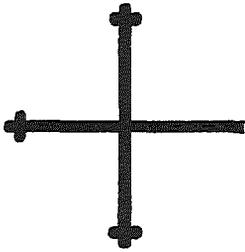
109

keineswegs mit dem betreffenden Pfeiler gleichalterig zu sein brauchen. Wir haben Fälle genug, wo nachweislich ein altes Kultmal — manchmal auch ein aus Haustein gefertigtes Exemplar aus der Gotik oder Renaissance — später an Stelle eines verloren gegangenen älteren ein neues Schmiedeeisenkreuz aufgesetzt bekommen hat, während es auch umgekehrt vorkommt, daß auf einem recht jungen Kultmal ein zweifellos älteres Eisenkreuz sitzt, möglicherweise als Überrest eines an der selben Stelle gestandenen älteren, dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen Kultmales.

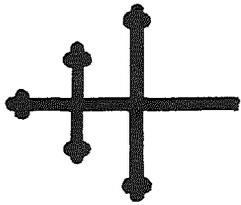
Die Mannigfaltigkeit der schmiedeeisernen Kreuze ist wieder sehr groß. Wir können sie nach verschiedenen Gesichtspunkten ordnen. Da haben wir einmal die einarmigen Kreuze (Fig. 94, 95, 106, 108, 110, 113, 114, 118, 119, 122, 123, 126, 131, 132, 138), dann die zweiarmigen (Fig. 96, 104, 107, 111, 112, 115, 117, 120, 124, 125, 127, 128, 135, 137), vereinzelt auch dreiarmlige (Fig. 105, 121) sowie schließlich Kreuze, die mit einem x-förmigen Malkreuz belegt sind, also mehr oder weniger achtstrahlig werden (Fig. 129, 130, 133, 134).

Viel mannigfaltiger ist die Gestaltung der Balkenenden. Verhältnismäßig selten — und dann meist aus neuerer Zeit — sind einfache Stab- oder Balkenkreuze (Fig. 94); häufig sind dagegen Tatzenkreuze verschiedener Ausführung (Fig. 95—101, 133). Dann finden wir Kreisscheibenkreuze (Fig. 103—105) und solche, bei denen die kreisscheibenförmige Verbreiterung der Balkenenden nochmals mit sehr kleinen Kreisscheiben in der Achsenrichtung besetzt sind (Figur 106, 107); bei anderen sind die Kreisscheibchen mit Dreiecken besteckt oder mit seltsam gelappten blattartigen Auswüchsen (Fig. 102).

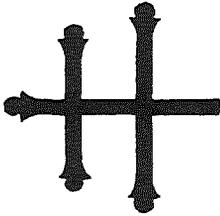
Kreisscheibchen der Art wie Fig. 103 oder 105 stellen möglicherweise verkümmerte Rosetten dar, wie sie ja auch sonst an Kultmalen nicht selten auftreten. Jedenfalls gibt es auch schmiedeeiserne Kreuze mit mehr oder weniger reichlicher Verwendung von aus Eisenblech halbplastisch getriebenen „Sonnenscheiben“ (Fig. 98). Damit kommen wir in den Bereich der aus dem Glauben und Brauchtum des Volkes kommenden Heilssymbole, von denen wir nun an den Schmiedeeisenkreuzen eine ganze Reihe finden. Da sind einmal die in Dreisprosse verschiedener Art endigenden Kreuze, die ja als „Nagelkreuze“ (Figur 108, 109), „Lilienkreuze“ (Fig. 110, 111, allenfalls auch 112) und „Kleeblattkreuze“ (Fig. 113—115, 118—120, auch noch 116, 117) in der volkskundlichen Literatur schon vielfach erwähnt werden. Auch das „Wiederkreuz“ (Fig. 121), (auf einem zwar erst 1959 aufgestellten, aber offenbar einem älteren Vorbild nachgebildeten Nischenblockpfeiler in der Ortsmitte von Deutsch-Wagram) gehört letzten Endes in die Familie der Dreisproßkreuze. Da diese „Feldkreuze“ vielleicht zu einem erheblichen Teil „Segen“ bewirken sollten, ist es nicht verwun-



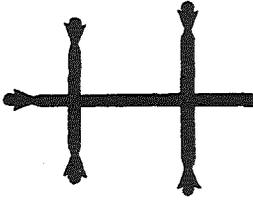
114



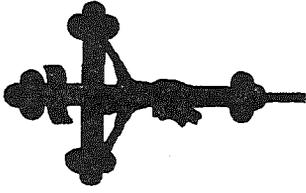
115



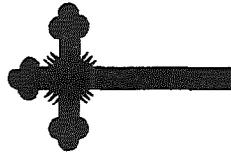
116



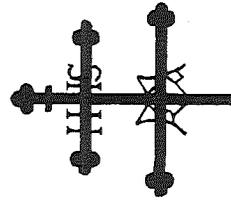
117



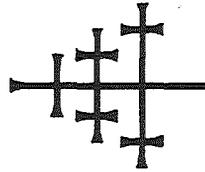
118



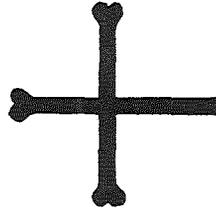
119



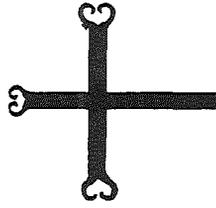
120



121



122



123

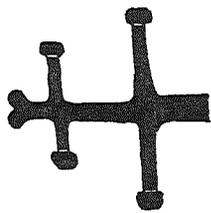
derlich, daß ihre bekrönenden Eisenkreuze mit Vorliebe Heilszeichen tragen, also nicht nur den Dreisproß in verschiedenen Abwandlungen, sondern etwa auch das Herz. Dieses kann voll ausgeführt sein (Fig. 122, 124) oder auch, durch Einrollen der Enden eines gabelig gespaltenen Eisens, nur in Kontur (Fig. 123), eine reizvolle Lösung. Auch die Mondsichel ist ein Weiblichkeits- und damit Fruchtbarkeitssymbol, aber vor allem Mariensymbol; dementsprechend finden wir auch ein Mondsichelkreuz (Fig. 125). Besonders häufig erscheint schließlich auf unseren Eisenkreuzen die Raute, ein überhaupt bei unszulande außerordentlich reichlich vertretenes Heilszeichen; bei diesen Rautenkreuzen (Fig. 126—129) mag freilich auch der Gedanke an eine Lanze mitspielen, der dort in den Vordergrund zu treten scheint, wo das „Lanzenblatt“ nicht mehr rautenförmig, sondern mit gerundeter Basis geformt ist (Fig. 130—132). Auch Kreuze mit verbreiterten Enden und angesetzten kleinen Rauten sowie solche mit zugespitzten Enden mögen hierher gestellt werden.

Auch die schon erwähnten, mit einem Malkreuz belegten Kreuze gehören schließlich hierher, denn das Malkreuz ist ein altes Vermehrungs- aber auch ein Abwehrzeichen. Es gibt hier verschiedene Typen: einmal wird einem Rauten- oder Lanzenkreuz ein zweites solches, schwächeres und um 45 Grad verdrehtes, aufgelegt (Fig. 129, 130), ein andermal besteht das aufgelegte Malkreuz aus gebündelten, an der Spitze auseinandergehenden Strahlen (Fig. 119, 133). Auch ein seltsames hakenförmig gekrümmtes Malkreuz tritt einmal auf (Fig. 134). Gebietsweise nicht selten finden wir schließlich gewellte, sich zur Spitze hin verjüngende Strahlen, die malkreuzartig einem Kreuz, oft auch einem Doppelkreuz, aufgelegt sind (Fig. 100, 101, 104, 112, 132).

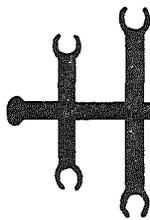
Es wäre reizvoll zu ergründen, ob und wieweit diese mit Fruchtbarkeits-Heilszeichen versehenen Kultmale auch ihrer Widmung nach in dieser Richtung weisen. Auch falls sie Marienheiligtümer darstellen, könnte das ja in dem selben Sinne sprechen. Leider konnten diesbezügliche Untersuchungen aus technischen Gründen nicht durchgeführt werden.

Schließlich ist noch die Doppelspirale als altes Heilszeichen anzusprechen, die im bäuerlich-bürgerlichen Eisenwerk Österreichs ganz allgemein eine große Rolle spielt (vgl. Kastner, 1961). Sie tritt gelegentlich auch an einem Schmiedeeisenkreuz als schmückendes Beiwerk auf (Fig. 102, 138).

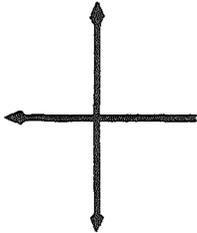
Derartiges Schmuckwerk finden wir auch sonst mitunter an unseren Eisenkreuzen, ohne daß wir ihm eine tiefere Bedeutung zusprechen können; vor allem an der Basis sitzen oft Zierate in Form von Spiralen oder auch von getriebenem Blattwerk (Fig. 97—99).



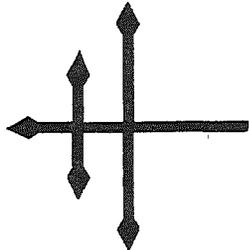
124



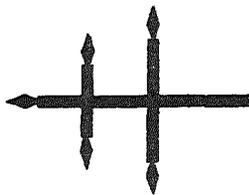
125



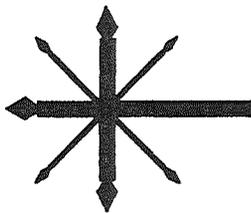
126



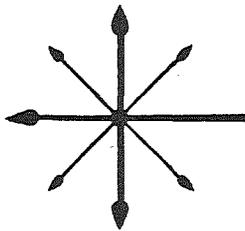
127



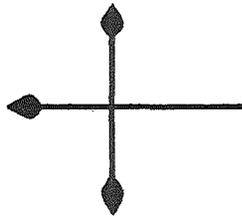
128



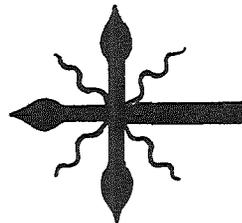
129



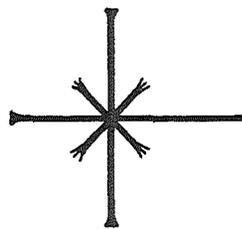
130



131



132



133

Ein halbkreisförmiges Dächlein über einem Kreuz (Fig. 105) ist wohl durch die in der selben Gegend vorkommenden großen Holzkreuze mit entsprechend gestaltetem Blechdach inspiriert worden. Das betreffende Kreuz ist dreibalkig. Derartige Formen, als große Holzkreuze, stellen allgemein „Wetterkreuze“ dar. Ob dem kleinen dreibalkigen Schmiedeeisenkreuz dieselbe Funktion zukommt, muß hier auch ungeklärt bleiben.

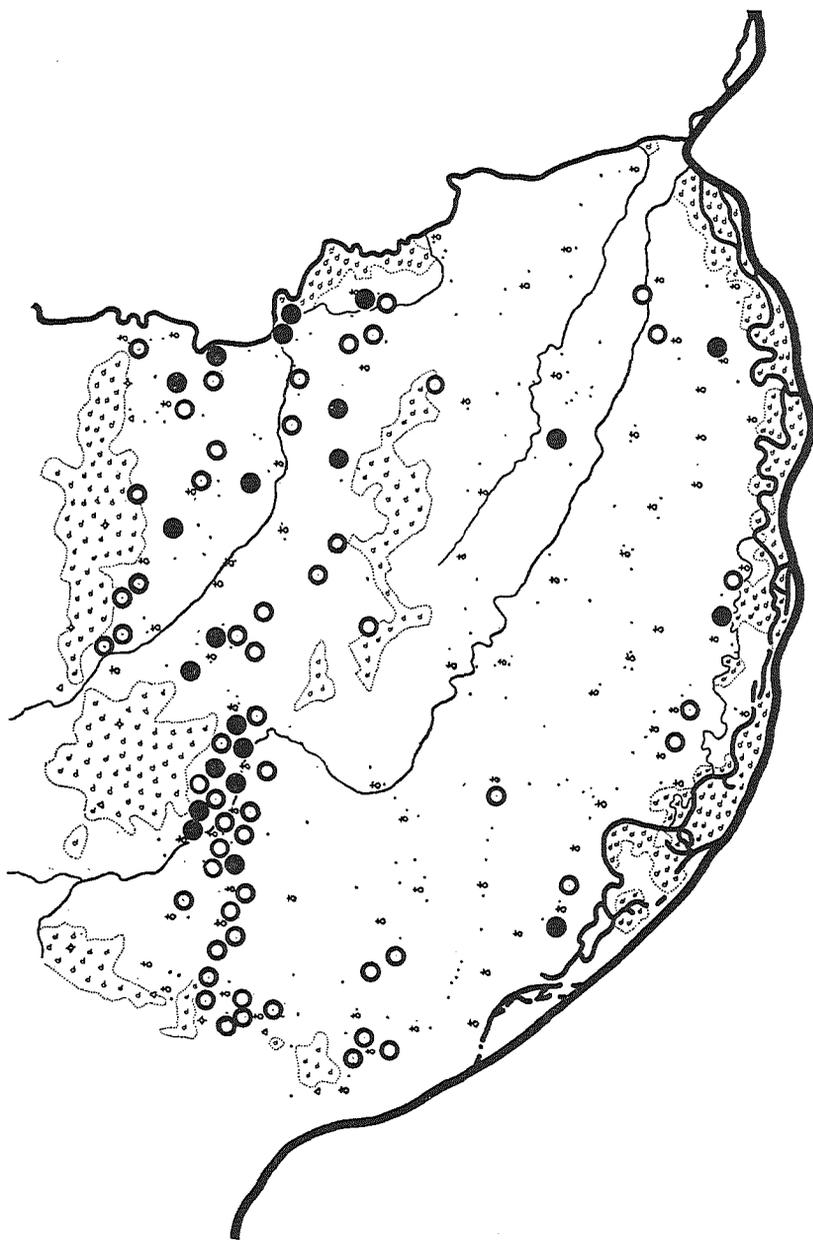
Abgesehen vom Kreuz selbst finden wir an den Bekrönungen unserer Tabernakelpfeiler christliche Symbole und Figuren sehr selten. Nur ausnahmsweise trägt ein solches Kreuz ein Corpus Christi, und dann ist dieses in der Regel ein jüngerer gußeisernes Fabrikserzeugnis. Eine aus Eisenblech handwerklich ausgeschnittene und auf das Schmiedeeisenkreuz aufgeschweißte oder aufgenietete Christusfigur ist eine seltene Ausnahme (Fig. 118). In einem einzigen Fall trägt ein zweiarmliges Kreuz auf den Balken, aus Blech ausgeschnitten, die Monogramme Christi und Mariae (Fig. 120).

Sehr hübsch sind zwei Pfeiler mit christlichen Figuren bzw. Figurengruppen, die jeweils als Ganzes aus starkem Eisenblech ausgeschnitten sind. Da ist einmal ein Blockpfeiler westlich von Adersklau; ihn bekrönt ein doppelbalkiges Kreuz mit in Rauten endigenden Balken; auf dem unteren Balken sitzt ein seltsames gehörntes Gebilde, auf der Spitze aber eine in rohen Umrissen ausgeführte menschliche Figur, die in der Hand einen schräg aufsteigenden langen, in ein kleines Kreuz endigenden Stab hält (Fig. 136)<sup>11)</sup>. Reicher ist das Kreuz auf dem dreikantigen Blockpfeiler an der Kreuzung der Straßen von Obersdorf nach Seyring und von Eibesbrunn nach Püllichsdorf. Auch hier ist das Kreuz zweibalkig, auf der Spitze steht eine kreuztragende Christusfigur, auf den Enden des oberen Balkens, neben zwei Kreisscheibchen, zwei knieende Engel, und auf den Enden des unteren Balkens, ebenfalls neben zwei Kreisscheibchen, zwei trauernde Gestalten, und auch hier sind die Figuren recht roh und gleichwohl doch harmonisch und schwungvoll durchgeformt (Fig. 137).

Eine Besonderheit ist das doppelbalkige Kreuz auf dem Tabernakelpfeiler am Westende des Dorfbingers von Ollersdorf; es ist ebenfalls als Ganzes aus starkem Eisenblech ausgeschnitten und wird bekrönt von einem Vogel, der auf Grund des gefächerten Schwanzes mit einiger Sicherheit als stilisierter Hahn anzusprechen ist (Fig. 135). Damit stellt dieses Kultmal einen Parallellfall zu den später noch zu besprechenden, im Marchfeld nicht allzu seltenen „Hahnenkreuzen“ dar.

---

<sup>11)</sup> Kapner (1970, S. 86) bezeichnet die Bekrönung als „Metallkreuz, an dessen Spitze eine menschliche Gestalt mit Schwurfinger, sogen. ‚lebendes Kreuz‘“. Diese Deutung der Figur erscheint mir nicht sehr begründet.



Karte II

Schließlich ist noch die seltsame Bekrönung eines Schmiedeeisenkreuzes auf einem Stock westlich von Wittau zu erwähnen, die einen Doppelschlüssel darstellt, von der Art, daß aus einem quadratischen Griffstück zwei unter 90 Grad auseinanderstrebende Schäfte mit einfachen Bärten wachsen (Fig. 138). Hier liegt einwandfrei das Wappenbild des Stiftes Melk vor, durchaus erklärbar, war doch fast das ganze mittlere und östliche Marchfeld, mit dem Mittelpunkt in Weikendorf, pfarrlich dem Stift Melk unterstellt (vgl. Wolf, 1955, S. 328 ff.).

Wie schon festgestellt, ist eine Datierung bei den bekrönenden schmiedeeisernen Kreuzen ebenso schwierig, ja im allgemeinen unmöglich wie bei den ganzen gemauerten Kultmalen. Manches (Fig. 98, 99, 102) mutet mehr oder weniger barock an, ohne daß damit eine chronologische Festlegung versucht werden soll.

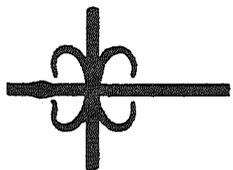
### Große Holzkreuze

Wie schon erwähnt, sollen die Fabrikserzeugnisse des späten 19. und des 20. Jahrhunderts, die Gußeisen- und Kunststeinmale, unberücksichtigt bleiben, ebenso auch die, meist kleineren, neueren Holzkreuze mit gußeisernem Corpus oder irgendwelchen, meist unter Glas gelegten, Heiligen-Farbdrucken. Sie mögen, von der Motivierung her gesehen, für die Volkskunde gelegentlich interessant sein, als Volkskunde kann man sie nicht mehr bezeichnen, und daher fallen sie aus dem Rahmen der hier angestrebten morphologisch-kunstgeschichtlich-volkskundlichen Betrachtung.

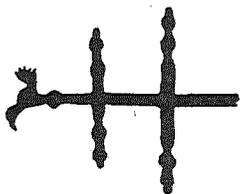
Hingegen verdient eine andere Gruppe von Kultmalen unsere Aufmerksamkeit: die mächtigen Holzkreuze, die im Marchfeld sehr zahlreich und für die Landschaft geradezu kennzeichnend sind. Ihr Verbreitungsbild (Karte II) ist recht auffällig: während das südliche Marchfeld wenige und das mittlere überhaupt nur ganz vereinzelt Kreuze besitzt, sind sie in der nördlichen Zone auffällig gedrängt, und zwar besonders im nordwestlichen Gebiet (um Wolkersdorf), während das nordöstliche (um Matzen) etwas lockerer besetzt erscheint<sup>12)</sup>. Gelegentlich stehen solche Kreuze auch auf Friedhöfen oder neben den Kirchen; südwestlich von Pillichsdorf bildet eines, auf einem aus der Ebene aufragenden Tumulus stehend, zwischen den lebensgroßen Vollplastiken zweier trauernder Frauen, eine eindrucksvolle Kalvarienberggruppe. In der Regel tragen diese Kreuze ein annähernd lebensgroßes Corpus Christi, aus starkem Eisenblech handwerklich ausgeschnitten und ursprünglich mit Ölfarbe bunt bemalt, meist freilich im Lauf der

---

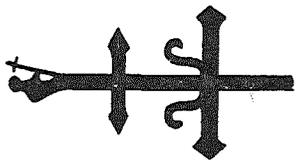
<sup>12)</sup> Diese Verteilung ist sicher nicht bloß vom Material her zu verstehen, denn verwendbares Holz würden auch die Auwälder längs der Donau und March sowie die Föhrenwälder im Zentrum der Ebene in hinreichender Menge geliefert haben.



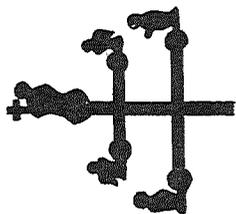
134



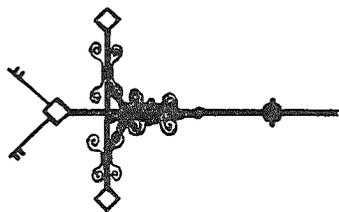
135



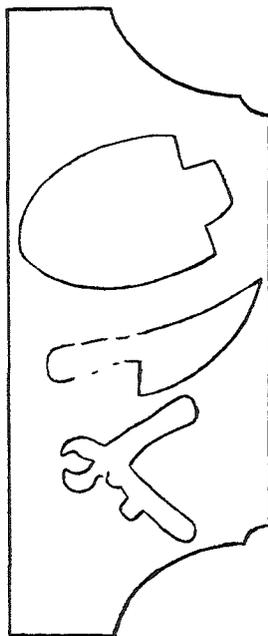
136



137



138

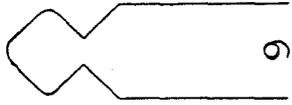


139

Zeit durch die Verwitterung der Farbe beraubt und völlig von Rost überzogen. Auch die nicht seltenen leeren Holzkreuze dürften früher einmal eine blecherne Christusfigur getragen haben; manchmal ist diese an Nagelspuren noch nachzuweisen.

Diese Holzkreuze sind aus kräftigen Balken von quadratischem Querschnitt gefügt, welche gelegentlich auch abgefast sind. Recht mannigfaltig sind dabei die Balkenenden gestaltet: gerade (Tafel 3/1), stumpfwinkelig (Tafel 3/2) oder konkav geschweift stumpfwinkelig (Tafel 3/3), stumpfpyramidal facettiert (Tafel 3/4), halbkreisförmig abgerundet (Tafel 3/5) oder auch mit angesetzten kleineren Halbkreisen (Tafel 3/6). Diesen einfachen Abschlüssen stehen solche gegenüber, bei denen die Balken in ein durch eine verschmälerte Zone abgesetztes Ziergebilde endigen: in einen Kreis (Tafel 3/7), ein Quadrat (Tafel 3/8) oder ein abgerundetes Quadrat (Tafel 3/9), eine zwiebelartige Spitze (Tafel 3/10) oder einen stumpf-pyramidalen (Tafel 3/11) oder sonstwie geformten Knopf (Tafel 3/12). Besonders interessant sind aber die nicht seltenen Kreuze, deren Balken in — verschieden ausgeführte — Kleeblätter endigen (Tafel 3/13—18), also wieder in Dreisproßformen, in Fruchtbarkeits-Heilszeichen. Ein derartiges Kreuz an der Straße von Großebersdorf nach Enzersfeld, bei der Abzweigung nach Putzing, hat noch dazu auf den drei kleeblattförmigen Balkenenden je einen von Zirkelschlägen begrenzten Sechsstern eingeschnitzt, in der Art, daß die Strahlen erhaben stehen geblieben sind, der Hintergrund aber vertieft ist.

Die Mehrzahl der Kreuze ist unüberdacht, doch finden wir auch solche mit Dächern — das heißt in der Regel mit nach oben hin abdeckenden Blechsäumen — in verschiedener Form. Weitaus am häufigsten ist dabei der Halbkreis, der gelegentlich auch hufeisenförmig eingezogen, glockenförmig auswärts geschwungen oder an den Enden nach außen hin spiralig eingerollt sein kann. Seltener sind einfache, stumpfe oder spitzige Dreiecksgiebel aus zwei geraden Hälften oder dreilappige nach Art eines Wolkengiebels geschwungene. Die Ränder dieser Dachsäume sind in der Regel glatt, gelegentlich aber tragen sie auf der Vorderseite einen — meist nach außen, selten einmal nach innen gerichteten, Saum aus halbkreisförmigen, zungenförmigen oder dreieckigen Blechlappchen, die entweder dicht aneinander sitzen oder mit mehr oder weniger großen Zwischenräumen gereiht sind. Besonders reich ist ein Kreuz an der Straße von Bockfließ nach Großengersdorf, dessen halbkreis-glockenförmiges Dach besetzt ist mit einem Saum von gestielten Schuppen, die, abwechselnd halbkreisförmig und geschweiftpitzig, gegen die Seitenenden des Daches hin immer kleiner werden. Auf dem Gipfelpunkt des Daches sitzt in einzelnen Fällen ein Kreuz, aus Eisenblech ausgeschnitten oder aus Bandeisen geschmiedet, ein



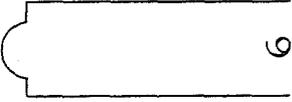
9



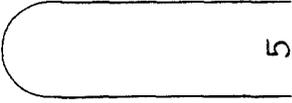
8



7



6



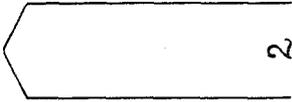
5



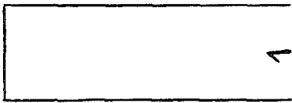
4



3



2



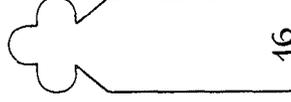
1



18



17



16



15



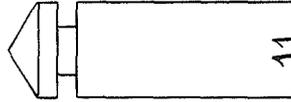
14



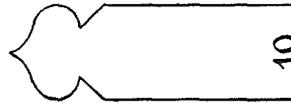
13



12



11



10

(sechsstrahliger) Stern oder eine Strahlen-Sonnenscheibe; derartige Sterne oder Scheiben können gelegentlich auch an den beiden seitlichen, unteren Enden eines halbkreisförmig gebogenen Daches sitzen. Nur in seltenen Ausnahmefällen hat ein Holzkreuz außer dem Dach auch eine hölzerne Hinterwand, wie wir derartiges vor allem aus den Alpenländern kennen.

Eine Besonderheit, die im Marchfeld etwas häufiger zu sein scheint als im übrigen Niederösterreich, sind die Hahnenkreuze, große Holzkreuze mit blechenem Corpus Christi nach Art der eben geschilderten, die aber auf der Spitze einen blechernen Hahn tragen. Diese Hähne stehen heute entweder senkrecht oder parallel zur Symmetrieebene des ganzen Kreuzes; dieser Zustand ist aber nicht ursprünglich, vielmehr waren die Hähne auf den Kreuzen einst wohl alle frei drehbar und sind es zum Teil heute noch. Damit erscheinen sie verwandt mit den Turmhähnen, den Windfahnen in Gestalt blecherner Hähne auf den Spitzen von Kirch- und Stadttürmen, denen man die Bedeutung der Wachsamkeit unterlegt.

Im Marchfeld kennen wir vier Hahnenkreuze. Während dasjenige südlich von Großengersdorf an einem Feldweg (bei Kote 160) und das südlich von Ollersdorf an einem Feldweg (bei Kote 173) einfache Balkenkreuze sind, besitzt dasjenige an der Straße von Großengersdorf nach Pillichsdorf (bei Kote 166) ein halbkreisförmiges Dach und kleblattförmige Balkenenden, dasjenige an der Straße von Matzen nach Großschweinbarth, bei der Abzweigung der Straße nach Raggendorf, ein stumpfwinkeliges, nach unten mit einem sägeförmigen Zackensaum besetztes Giebeldach und eine hölzerne Hinterwand.

Oben wurde bereits darauf hingewiesen, daß wir in Ollersdorf, am Westende des Dorfangers, einen gemauerten Tabernakelpfeiler mit bekronendem Schmiedeeisenkreuz finden, welch letzteres zu oberst einen Hahn trägt; hier ist offenbar der Gedanke des Hahnenkreuzes in anderem Material und in dementsprechend abgeänderter Form aufgenommen worden.

### **Namen und Motivierungen**

Die Namen der Kultmale — soweit sie sich bei dem für mich durchführbaren, recht oberflächlichen Verfahren feststellen ließen — sind recht verschiedenartig und umfassen die ganze Breite des Möglichen, sowohl bezüglich der Beschreibung als auch der Motivierung. Da sind einmal Bezeichnungen, die auf reine Äußerlichkeiten Bezug nehmen: „Weißes Kreuz“ (eines westlich von Aderklaa, eines in der Siedlung Neu-Eßling bei Raasdorf), „Rotes Kreuz“ (eines östlich von Leopoldsdorf, eines nordöstlich von Breitensee, eines in der Nähe des Reuhofes bei Pillichsdorf, das letztere mittlerweile modernisiert und keine Spur von roter Farbe mehr aufweisend, aber immer noch den

alten Namen tragend), „Steinernes Kreuz“ (nordwestlich von Stammersdorf), „Dickes Kreuz“ (südlich von Münichsthal), „Kugelkreuz“ (nordöstlich von Süßenbrunn), „Hahnenkreuz“ (südlich von Ollersdorf). Dann gibt es Namen, die sich auf den Standort des Kultmales beziehen: „Gatternkreuz“ (ein Grenzmal am westlichen Ortsende von Süßenbrunn, an der alten Straße, die heute noch durch einen Feldweg markiert ist), „Breitenkreuz“ (nördlich von Wolkersdorf; „Breiten“ sind herrschaftliche Felder von größerer Flächenausdehnung), „Gerichtskreuz“ (ein zweiter Name für das „Breitenkreuz“ bei Wolkersdorf; auf dem Wolkersdorfer Berg stand das herrschaftliche Hochgericht), „Galgenkreuz“ (westlich von Witzelsdorf). Hieher gehört wohl auch das „Pestkreuz“ (am Westende von Leopoldau, auf oder bei einem Pest-Massengrab). Wenn wir das letztere auch möglicherweise bereits als reines Erinnerungsmal auffassen können, zum Gedenken an oder zum Dank für eine überstandene Notzeit, so gehört in die selbe Gruppe jedenfalls das „Preußenkreuz“ (südlich von Weikendorf), von dem Weyrich (1924, S. 172) berichtet, daß es zur Erinnerung an den Preußeneinfall während des Ersten Schlesischen Krieges 1740—42 entstanden sein soll, denn bis zu diesem Punkt sei angeblich die am weitesten auf Wien vorführende preußische Husarenpatrouille gekommen. Hörler (1951, S. 55) hingegen erzählt, daß der Sage nach bei dem Kreuz auf freiem Feld preußische Soldaten begraben liegen, die im Jahre 1866 hier an der Cholera gestorben sind. Auch das „Reiterkreuz“ (nordöstlich von Franzensdorf) mag ähnlichen Ursprungs sein, oder aber es steckt ein Familienname dahinter. Sicher ist dies der Fall — ob es sich nun um den Namen des Stifters oder des Grundbesitzers handelt — beim „Presovskykreuz“ (östlich von Untersiebenbrunn), beim „Theuringerkreuz“ (westlich von Raasdorf), beim „Pitzingerkreuz“ (in der Nähe des Salmhofes bei Marchegg), beim „Schadenkreuz“ (in Marchegg), beim „Trillerkreuz“ (südlich von Großjedlersdorf) und beim „Winklerkreuz“ (nördlich von Großenzersdorf), vermutlich auch beim „Schmiedlkreuz“ (nordöstlich von Franzensdorf). Und schließlich gibt es Kultmale, die nach dem Heiligen benannt sind, dem sie geweiht sind, wie das „Jakobskreuz“ (südlich von Raasdorf). Auch das „Einsiedlerkreuz“ (im Matzner Wald) ist leicht zu erklären.

Andererseits können Kultmale auch wieder namengebend für das Gelände wirken, in dem sie stehen. Wir finden im Marchfeld an derartigen Flurnamen „Beim Roten Kreuz“ gleich dreimal: nördlich von Leimersdorf, südlich von Auersthal und nordöstlich von Eßling (an der letzteren Stelle ist das Kreuz inzwischen längst verschwunden), und dann ein „Kreuzried“ südlich von Leopoldsdorf.

Worte wie „Pestkreuz“, „Gerichtskreuz“, „Galgenkreuz“ und „Preußenkreuz“ gehören zu den spärlichen Hinweisen, die uns die

Namen der Kultmale für deren Motivierung geben. Das reichliche Auftreten von Heilszeichen, sei es auf den Schaft- und Tabernakelflächen älterer Haustein-Male (Rauten, Rosetten), sei es an den Schmiedeeisenkreuzen jüngerer Ziegel-Male (Rauten, Herzen, Dreisprosse, Malkreuze u. a.), läßt vermuten, daß die „Feldkreuze“ in der Regel als Segenszeichen erstellt wurden. Die Inschriften, spärlich auftretend und vornehmlich aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zum Teil auch noch aus dem 18. Jahrhundert, verraten bloß, daß die betreffenden Kultmale „zu Ehren Gottes“ u. dgl. aufgerichtet sind; sie dürften also bloß dem Seelenheile des jeweiligen Stifters und seiner Angehörigen gedient haben. Konkrete Hinweise auf Mord und Totschlag und andere spektakuläre Hintergründe fehlen jedenfalls völlig.

Es bleiben zur Motivierung noch die Überlieferungen und Sagen, die, zumindest soweit sie aus neuerer Zeit stammen, auch meist recht bescheiden und damit glaubwürdig erscheinen. So etwa, daß das erwähnte Pitzingerkreuz beim Salmhof von einem Käsemacher Pitzinger 1860 errichtet wurde, nachdem dieser, auf dem Heimweg nach Marchegg im Schneesturm verirrt, gerettet, in der Folge schwer erkrankt und zuletzt doch wieder genesen war (Mück 1958, S. 21). Ähnlich ist die Erzählung von der kleinen Madonnenstatuette im Ortsteil Fünfhaus südlich von Marchegg, wo ein von der weit entfernten Bahnstation in die Stadt heimkehrender Eisenbahner sich ebenfalls im Schneesturm verirrt und auf sein Gebiet an die heilige Maria hin glücklich heimgefunden hatte (Mück 1958, S. 18). Sensationeller und damit weniger glaubhaft klingen Berichte wie über das Schadenkreuz in Marchegg, an dessen Stelle „vor über 200 Jahren in einem besonders strengen Winter zwei Männer von Wölfen zerrissen worden sind“ (Mück 1958, S. 20), oder über das „Einsiedlerkreuz“ im Matzener Wald, wo „ein dort hausender Eremit von Jägern für einen Bären gehalten und versehentlich getötet worden ist“ (Hörlner 1951, S. 55).

Schließlich sei nochmals der schon erwähnte Tabernakelfeiler südlich von Hagenbrunn erwähnt, von dem Kollege Boesch vermutet, daß er ein ummauerter älterer hausteinerne Tabernakelfeiler ist. Hiefür spricht nämlich eine im Ort erhaltene Sage, ein Mann habe einmal gewettet, er könne allein in einer Nacht einen ganzen „Bildstock“ aufmauern.

Um „Bildstöcke“ und „Wegkreuze“ sich rankende Gespenstergeschichten scheinen im Marchfeld ganz zu fehlen. Hieber wäre höchstens eine hübsche Sage zu zählen, die sich an das erwähnte Preußenkreuz zwischen Weikendorf und Oberweiden knüpft. Sooft im Marchfeld Manöver stattfinden, heißt es, schallen aus den dortigen Soldatengräbern Schlachtgesänge, und einmal, wenn ihre Zeit gekommen ist, werden die Krieger bewaffnet auferstehen (Hörlner 1951, S. 45).

Unabhängig von allen mündlich überlieferten oder dokumentarisch festgehaltenen Motivierungen ergibt eine rein topographische Auszählung, daß 65 Prozent aller im Marchfeld erhaltenen Kultmale an Wegkreuzungen, Weggabelungen und Wegeinmündungen stehen. Dabei ist die ursprüngliche verkehrstechnische Bedeutung der betreffenden Örtlichkeit heute vielfach nur mehr schwer festzustellen, denn im Laufe der Zeiten ist mancher Feldweg zu einer Bundesstraße geworden (Brünner Straße!), während anderswo eine Hauptverkehrslinie zu einem halbverwachsenen Pfad herabgesunken oder streckenweise ganz verschwunden ist. Die in den letzten Jahrzehnten durchgeführten Grundzusammenlegungen haben das ihrige dazu beigetragen, das alte Wegnetz zu verwischen und es erklärbar zu machen, daß heute mancher Bildstock weitab von jedem Weg einsam mitten in einem großen Feld steht. — 17 Prozent der Kultmale des Marchfeldes stehen an einer alten Gemeindegrenze, sind also mit einiger Wahrscheinlichkeit als Grenzmale anzusprechen. Außer den schon erwähnten Fällen gehört hieher z. B. noch das „Dicke Kreuz“ südlich von Münichsthal, das „Rote Kreuz“ südlich von Auersthal und der hübsche Nischenblockpfeiler zwischen Aderklaa und Süßenbrunn (noch auf Aderklaaer Gebiet) (Fig. 136). 3½ Prozent unserer Kultmale stehen in unmittelbarer Nähe von Brücken, und schließlich 17 Prozent an den Rändern geschlossener Ortschaften, sei es am Austrittspunkt der Hauptstraße (der häufig zugleich eine Straßengabelung darstellt), sei es hintenhin aus an der Scheunengasse, ungefähr in der Mitte von deren Längserstreckung. Gelegentlich besitzt eine Ansiedlung noch mehrere (bis vier) solche Kultmale an seinen verschiedenen Ausgängen — (oder besaß sie noch vor nicht allzu langer Zeit), z. B. Asperrn, Baumgarten, Franzensdorf, Gänserndorf, Hagenbrunn, Manhartbrunn, Zwerndorf, und wird solcherart zum „gefeiten Dorf“. Daß die wenigen bescheidenen Bodenerhebungen des Marchfeldes gern mit einem Kultmal bekrönt werden, davon war schon die Rede bei dem „Pestkreuz“ von Leopoldau, dem „Pitzingerkreuz“ beim Salmhof (Marchegg) und dem Kalvarienberg-Kreuz von Pillichsdorf, die alle auf hallstattzeitlichen Tumulis stehen. Auch die jeweils die Ebene um ca. 30 m überragenden Höhen des Hasenberges auf der Groissenbrunner Platte und des Rendezvousbühgels bei Stammersdorf tragen Kultmale.

### Geographische Verbreitung

Bei der überwiegenden Masse unseres Untersuchungsmaterials zeichnen sich keinerlei geographische Verbreitungsbilder ab. Dies ist leicht erklärbar. Die hausteinernen Kultmale der Spätgotik und der Frührenaissance etwa gehorchten gewissen Modeströmungen, die sich

viel großräumiger auswirkten. Andererseits ist das, was heute noch aus jener Zeit erhalten ist, sicher nur mehr ein bescheidener Rest, durch zufällige Umstände ausgelesen und daher in seiner räumlichen Anordnung kaum mehr für irgendetwas repräsentativ. Die späteren gemauerten Kultmale andererseits haben sich wieder dem ganzen Gebiet mehr oder weniger gleichmäßig überlagert, und auch in ihren Einzelheiten — wie im Grad und in der Form der Abfassung, in der Ausführung der Gesimse oder in der Gestaltung des Daches — sind keine geographischen Anordnungen zu erkennen. Höchstens daß im unmittelbaren Einzugsbereich dieses oder jenes Ortes die Kultmale einander ähnlich sehen, im allgemeinen Habitus, — was ja wieder leicht zu verstehen ist.

Wir müssen schon speziellere Merkmale heranziehen, um zuletzt doch zu gewissen Verbreitungsbildern zu kommen (Karte III). Hier bieten sich vor allem die schmiedeeisernen Kreuze der gemauerten Kultmale an. Da ist etwa der Typus der Fig. 100, 101, 104, 112 und 132, wo also ein ein- oder zweibalkiges Kreuz ein schräges Malkreuz aus wellenförmigen Strahlen aufgelegt trägt. Dieser Typus findet sich nur im südöstlichen Marchfeld, von der Linie Markgrafneusiedel — Rutzendorf — Mannsdorf ostwärts und — mit einer einzigen Ausnahme — südlich des unteren Rußbachs. Im Norden schließt sich daran das Verbreitungsgebiet eines anderen Typs, Fig. 127 und 128, also eines doppelbalkigen, in Rautenspitzen endigenden Kreuzes. Dieses findet sich vom unteren Rußbach bis nördlich des unteren Weidenbachs und von der March bis westwärts in die Gegend von Deutsch-Wagram; dabei zeigen sich zwei Häufungszonen, einerseits um Lasee, andererseits am unteren Weidenbach, während im übrigen Bereich dieser Typus nur vereinzelt auftritt. Ein sehr enges Verbreitungsgebiet hat im Gegensatz hiezu der in Fig. 129 und 130 wiedergegebene Typus, ein einbalkiges Rautenlanzenkreuz, belegt mit einem ähnlichen, aber zarteren Malkreuz; diese Form finden wir nur um Lasee. Auch die großen Holzkreuze mit kleeblattförmigen Balkenenden (Tafel 3/13—18) besitzen ein sehr deutliches, recht scharf begrenztes Verbreitungsgebiet: das nordwestliche Randgebiet des Marchfeldes, vom Bisamberg über das obere Rußbachtal bis in die Gegend von Großschweinbarth<sup>13)</sup>.

Von den großen Holzkreuzen wurde ja bereits oben berichtet, daß sie, im Gegensatz zu den gemauerten Pfeilern, eine recht kennzeichnende Verbreitung zeigen (vgl. Karte II). Sie drängen sich auf

---

<sup>13)</sup> Die West- und Nordgrenze dieses Bereiches ist natürlich willkürlich durch die Abgrenzung unseres Arbeitsgebietes gegeben; in Wirklichkeit reicht das Verbreitungsgebiet der Kleeblattkreuze einerseits entlang der Brünnerstraße weit nach Nordosten, andererseits über den Bisamberg hinweg ins Korneuburger Becken.



Karte III

den nördlichen und westlichen Saum des Marchfeldes (Großen Wagram) und die benachbarten Weinviertler Hügel zusammen; in weit geringerer Zahl säumen sie im Süden den Verlauf der Donau, während das Innere des Marchfeldes nahezu leer von ihnen ist. Innerhalb dieses Verbreitungsbildes zeigen die Kreuze mit mehr oder weniger halbkreisförmigem Dach noch eine zusätzliche Konzentration im Raum zwischen Wolkersdorf und Zwerndorf, während das an Holzkreuzen sonst so reiche Gebiet des Bisamberges völlig frei von Kreuzen mit Halbkreisdächern ist.

Zweifellos liefert diese Analyse der geographischen Verbreitung unseres Materials keine allzu eindrucksvollen und aufschlußreichen Ergebnisse. Es sind aber immerhin bescheidene Mosaiksteinchen, die mit zu verwenden wären für eine schon längst fällige und bald vielleicht nicht mehr mögliche umfassende Volkskulturgeographie unseres so besonders reichen und vielfältigen niederösterreichischen Raumes.

### **Zusammenfassung**

Es wurden hier die Kultmale (im allgemeinen Sprachgebrauch als „Bildstöcke“, „Wegkreuze“, „Martersäulen“ usw. bezeichnet) des Marchfeldes bei Wien untersucht und damit der Versuch unternommen, die religiösen Kleinstbauwerke einer einigermaßen geschlossenen Landschaft systematisch wenigstens in morphologischer Hinsicht zu erfassen und zu analysieren, mit dem zusätzlichen Blick auf entwicklungsgeschichtliche und verbreitungskundliche Fragen. Diese rein morphologisch-kunstgeschichtliche Betrachtung läßt zweifellos viele Probleme offen; dies muß aus arbeitstechnischen, zeit- und raumbedingten Gründen entschuldigt werden, mag aber als Anregung für Kollegen gelten, das Fehlende zu ergänzen.

Aus Spätgotik und Frührenaissance finden sich im Marchfeld nur wenige, überwiegend aus Haustein gefertigte Blockpfeiler, — ihrer Funktion nach wohl ursprünglich durchwegs „Lichtstöcke“, — die in typischer Form einen quadratischen, mehr oder weniger stark abgefasten — anfangs monolithischen, später aus wenigen großen scheibenförmigen Gliedern aufgebauten — Schaft besitzen, ein schwaches, wenig profiliertes Gesimse, einen Block mit tiefer Nische und einfach rechteckiger oder in Formen der Gotik (Kragsturzbogen, Spitzbogen) gestalteter Öffnung, einen — ebenfalls aus großen Werkstücken aufgebauten — schlanken Pyramidenhelm und ursprünglich ein bekronendes Steinkreuz. Aus Ziegeln gemauerte gotische Tabernakelpfeiler sind selten, untypisch und gewöhnlich nicht abgefast. In der Renaissance beobachteten wir die Tendenz, den „Lichtstock“ durch den „Bildstock“, das heißt den hohlen Block mit tiefer Nische durch einen voll-blockförmigen zu ersetzen, welcher auf den Außenflächen halbplastische Darstellungen trägt, gelegentlich auch Malereien;

die Abfassung des Schaftes wird nun unterdrückt. Die Kultmale der Spätrenaissance und des Frühbarock behalten diese Grundform bei und ändern nur die Einzelheiten im entsprechenden Zeitstil: die Abfassung des Schaftes verschwindet, dafür werden die Flächen des Pfeilers mit mehr oder weniger reichen ornamentalen oder figuralen Motiven gefüllt, unter denen Heilssymbole der Volkskunst (Rauten, Wirbelräder, Rosetten) häufig sind. Die Gesimse werden kräftiger und reicher, die Bekrönung aus Dach und Steinkreuz nimmt bewegtere Formen an. Der geschlossene Vollblock trägt bei den älteren Kultmalen auf den vier Seitenflächen noch überwiegend reliefplastische Darstellungen, wobei das häufigste Motiv der Gekreuzigte zwischen zwei trauernden Gestalten bildet, bei den jüngeren Malereien. Diese barocken Kultmale tragen oft eine längere Inschrift und meist auch eine Datierung. Im Barock besteht weiters die Tendenz, den quadratischen Pfeiler durch eine, oft leicht gebauchte, runde Säule zu ersetzen und den bekrönenden Block durch eine figurale Freiplastik; dabei kommt es zu Mischformen, einerseits Säule mit Block, anderseits Vierkantpfeiler mit Freiplastik; ein Sonderfall ist der Typus des Kugelkreuzes. Die Vierkantpfeiler tragen auch nun auf den Flächen mehr oder weniger reiche Verzierungen und Inschriften. Als Endergebnis dieser Entwicklung ergibt sich im 18. Jahrhundert die Säule mit figuraler Freiplastik, gewöhnlich als Marien- oder Dreifaltigkeitssäule.

Neben diesen verhältnismäßig seltenen und mehr oder weniger stark der Hochkunst zugehörigen barocken und klassizistischen Figurensäulen hat das 18. und 19. Jahrhundert im Marchfeld eine ansehnliche Zahl von aus Ziegeln gemauerten und verputzten Nischenblockpfeilern und Nischenstöcken hervorgebracht. Diese sind in ihrer Grundform sehr einheitlich und damit in gewissem Maße auch eintönig; sie variieren aber in ihren Einzelheiten so erstaunlich vielfältig, daß es unter den mehr als 120 Exemplaren nicht zwei gibt, die einander völlig gleichen. Es sind fast durchwegs quadratische Pfeiler, unabgefast oder mit mehr oder weniger stark abgefasten oder auch ausgerundeten oder quadratisch ausgefurchten Kanten; nur in je einem Fall kennen wir einen dreikantigen Pfeiler und eine runde Säule. Die Schäfte sind in der Regel mit einem einfachen oder mehr oder weniger reich gegliederten Gesimse gegen die Tabernakelregion abgesetzt oder gehen ohne Gesimse in diese über. Das Tabernakel hat eine bis vier, oft verschiedenen große oder tiefe Nischen und ein meist einfaches, mehr oder weniger stumpfes, selten ein steiles Pyramidendach, gelegentlich auch ein Giebeldach. Nicht selten sind Stöcke, bei denen Pfeiler (Schaft) und Block eine Einheit ohne Unterteilung bilden.

Größere Formenmannigfaltigkeit und reichere Auszier konzentrieren sich fast ausschließlich auf die bekrönenden schmiedeeisernen

Kreuze. Bei diesen finden wir wieder zahlreiche dem Volksglauben entstammende Fruchtbarkeitssymbole: Dreisprosse (Nagelkreuze, Lilienkreuze, Kleeblattkreuze usw.), Herzen, Rauten, Mondsicheln, Malkreuze verschiedener Art, einen Hahn, ferner auch Sonnenscheiben und Doppelwendel. Figurale christliche Darstellungen kommen nur vereinzelt vor.

Jahreszahlen fehlen auf den gemauerten Kultmalen nahezu ausnahmslos, und auch auf Grund stilkritischer Überlegungen ist eine Datierung im allgemeinen nicht oder nur sehr unsicher möglich, zumal sich Motive der Hochkunst — Balusterformen am Tabernakel, reicher profilierte Gesimse, vertiefte Pfeilerflächen-Füllungen mit bestimmten Zierformen — nur selten finden und dann auch als Indizien für die Entstehungszeit nur mit größter Vorsicht zu verwenden sind.

Von Interesse sind dann noch die mächtigen, aus quadratischen Balken gefügten und im allgemeinen mit einem annähernd lebensgroßen, aus Blech geschnittenen und mit Ölfarben bunt bemalten Corpus Christi versehenen Holzkreuze, die sich vor allem im Nordteil unseres Untersuchungsgebietes häufen. Manchmal tragen diese Kreuze Dächer, am häufigsten in Gestalt eines halbkreisförmigen Bogens, seltener in Giebelform. Bemerkenswert sind jene Kreuze, deren Balken in kleeblattförmige Enden auslaufen. Mit vier Exemplaren ist der seltsame Typus des Hahnenkreuzes vertreten, das von einem — ursprünglich im Wind frei drehbaren — blechernen Hahn bekrönte große Holzkreuz.

Konkrete geographische Verbreitungsbilder lassen sich bei bestimmten Typen von schmiedeeisernen Kreuzen auf gemauerten Kultmalen sowie bei den großen Holzkreuzen mit Kleeblatt-Enden erkennen. Im allgemeinen aber zeigen die Kultmale des Marchfeldes keine grundsätzlichen Unterschiede gegenüber ihrer Nachbarschaft, vor allem dem nördlich und westlich anschließenden Weinviertler Hügelland; es kam jedenfalls nicht zur Ausbildung von bestimmten lokalen Typen.

Es sei diese Untersuchung, in unorthodoxer Art, mit einer emotionalen Betrachtung abgeschlossen. Unvergesslich sind mir die Worte meines verewigten Lehrers Professor Anselm Weissenhofer, der, in Hinblick auf unseren reichen Schatz an religiösen Kleinstbauwerken, in seiner lebhaften Art einmal ausgerufen hat: „Es ist ja unfaßbar, wie beseelt diese Landschaft ist!“ — Als „Seele der Landschaft“ äußern sich unsere Kultmale auch rein optisch: wie setzen sie doch in das oft allzu ruhige, erdschwere, eintönige, rein waagrecht gegliederte natürliche Gelände als Kontrapunkt die dynamischen, vergeistigten, himmelaufstrebenden senkrechten Akzente unserer Kultur. Und so, als „Seele der Landschaft“, wollen wir, unbeschadet allen wissenschaftlichen Forscherdranges, auch unsere „Bildstöcke“ hinnehmen

und uns für ihren Weiterbestand einsetzen. — In diesem Sinne möchte ich, wieder durchaus unorthodox, diese Abhandlung mit einem lyrischen Ausklang abschließen:

### **Bildstöcke im Marchfeld**

Alles liegt eben, weit hingebreitet und flach,  
Ringsum sich dehnend, Unendlichkeiten entgegen:  
Felder und Wiesen an lehmigen Karrenwegen,  
Ferne Föhrengelände und Weidenzeilen am Bach.  
Schlummernde Erde, erwartend und stumm und brach,  
Dampf hinträumend in Lichtglanz und dämmerndem Regen,  
Kosenden Winden sich gebend und flammenden Schlägen, —  
Urzeitenland, eh ein Gott noch sein „Werde!“ sprach. —  
Er aber sprach, — und nun stehen im Feld seine Worte:  
Steinerne Male, hell leuchtend wie flammende Brände,  
Wachend und weisend und hütend an heiligem Orte.  
Seele der Heimat, aufragend wie schwörende Hände,  
Urahnenerbe, bewahrt aus versinkendem Horte,  
Immer noch lebst du und segnest das weite Gelände.

### **Literatur:**

- Berger, W.: Vierköpfige Lichtstock-Schäfte im niederösterreichischen Weinviertel. (Österr. Zeitschr. f. Volkskunde XXV/74) Wien 1971.
- Berger, W.: Volkskundliche Studien an niederösterreichischen Lichtsäulen und Bildstöcken der Spätgotik und Renaissance. (Unsere Heimat 43/3) Wien 1972.
- Dehio-Handbuch: Die Kunstdenkmäler Österreichs: Niederösterreich. Wien 1953.
- Dehio-Handbuch: Die Kunstdenkmäler Österreichs: Wien. Wien 1954.
- Dünninger, J. und B. Schemmel: Bildstöcke und Martern in Franken. Würzburg 1970.
- Hörler, H.: Sagen, Schwänke und andere Volkserzählungen aus dem Bezirk Gänserndorf. Gänserndorf 1951.
- Hula, F.: Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs. Wien 1948.
- Kapner, G.: Freiplastik in Wien. (Wiener Schriften 31) München 1970.
- Kastner, O.: Eisenkunst im Lande ob der Enns. Linz 1961.
- Mück, E.: Sagen und Überlieferungen aus Marchegg und Umgebung. Gänserndorf 1958.
- Niemeyer, W., F. K. Azzola et al.: Die alten Steinkreuze und Kreuzsteine im Stadt- und Landkreis Marburg. (Zeitsch. Ver. f. hess. Gesch. u. Landeskunde 80) Marburg 1969.
- Schneeweis, E.: Zum derzeitigen Stand der Flurdenkmalforschung in Deutschland. (4. Tagung der A. G. Denkmalforschung vom 29. bis 31. März 1971 in Fulda. Österr. Zeitschr. f. Volkskunde XXV/74) Wien 1971.
- Skudnig, E.: Bildstöcke in Kärnten. Klagenfurt 1967.
- Weyrich, E.: Der politische Bezirk Floridsdorf-Umgebung. Wien 1924.
- Wolf, H.: Erläuterungen zum Historischen Atlas der Österreichischen Alpenländer II/6, Wien 1955.

## Abbildungen:

- Fig. 1: Obersdorf (1450/1500) (HULA 9/13)
- Fig. 2: Großengersdorf (1450/1500) (HULA 9/11)
- Fig. 3: Stillfried (1502?) (HULA 7/2)
- Fig. 4: Langenzersdorf-O (um 1500) (HULA 6/6)
- Fig. 5: Lasse-W (um 1500) (HULA 12/15)
- Fig. 6: Obersdorf-N (16. Jahrhundert) (HULA 13/5)
- Fig. 7: Obersdorf (wohl 16. Jahrhundert)
- Fig. 8: Presovskýkreuz, Untersiebenbrunn-O (16. Jahrhundert)
- Fig. 9: Franzensdorf (um 1500) (HULA 8/15)
- Fig. 10: Prottes (15. Jahrhundert) (nach HULA 5/3, verschwunden)
- Fig. 11: Breitenkreuz oder Gerichtskreuz, Wolkersdorf-N (1552?) (HULA 10/12)
- Fig. 12: Königsbrunn (um 1500)
- Fig. 13: „Pestsäule“, Stammersdorf (2. Hälfte 16. Jahrhundert)
- Fig. 14, 15: Hagenbrunn (1659)
- Fig. 16: Salmhof bei Marchegg (2. Hälfte 17. Jahrhundert)
- Fig. 17, 18: Trillerkreuz, Großjedlersdorf (Ende 17. Jahrhundert)
- Fig. 19: Grenzkreuz, Großenzersdorf-W (um 1700) (HULA 16/14)
- Fig. 20: Bockfließ-W (1622 = punktiert bzw. 1691 = glatt)
- Fig. 21: Pestkreuz, Leopoldau (1709) (HULA 16/20)
- Fig. 22: Schmerzensmann, Rendezvous bei Stammersdorf (1673) (HULA 27/5)
- Fig. 23: Immaculata, Hagenbrunn-O (1678)
- Fig. 24: Pietà, Großschweinbarth-S
- Fig. 25: Pietà, Gänserndorf-N (1699)
- Fig. 26: Dreifaltigkeitssäule, Bockfließ-NO (Mitte 18. Jahrhundert)
- Fig. 27: Dreifaltigkeitssäule, Schönkirchen (Mitte 18. Jahrhundert)
- Fig. 28: Ehemaliges Grabkreuz, Prottes-O (Oberteil 1713)
- Fig. 29: Weißes Kreuz, Raasdorf-O
- Fig. 30: Wolkersdorf-SSW (Kote 194)
- Fig. 31: Hagenbrunn-N
- Fig. 32: Großhofen
- Fig. 33: Wittau-O
- Fig. 34: Aderklaa-NO
- Fig. 35: Auersthal
- Fig. 36: Auersthal-O
- Fig. 37: Großenzersdorf-N (HULA 13/24)
- Fig. 38: Hagenbrunn-S
- Fig. 39: Ollersdorf-S
- Fig. 40: Dickes Kreuz, Münichsthal-S (Kote 228)
- Fig. 41: Leopoldau-W
- Fig. 42: Bockfließ (nach HULA 16/17, verschwunden)
- Fig. 43: Markthof-N
- Fig. 44: Lasse-O
- Fig. 45: Leopoldsdorf-NW
- Fig. 46: Weikendorf-NW
- Fig. 47: Ollersdorf
- Fig. 48: Breitenlee-W
- Fig. 49: Kämpfendorf
- Fig. 50: Lasse-W
- Fig. 51: Franzendorf-O
- Fig. 52: Auersthal-S
- Fig. 53: Glinzendorf-W
- Fig. 54: Breitenlee-O

- Fig. 55: Steinernes Kreuz, Stammersdorf-NW
- Fig. 56: Breitenlee-NW
- Fig. 57: Reuhof-S (Kote 158)
- Fig. 58: Loimersdorf-W
- Fig. 59: Auersthal-NO
- Fig. 60: Reyersdorf-NO
- Fig. 61: Fuchsenbigl-W (Kote 147)
- Fig. 62: Weißes Kreuz, Aderklaa-W
- Fig. 63: Glinzendorf
- Fig. 64: Großengersdorf
- Fig. 65: Franzensdorf-NW
- Fig. 66: Lassee-S (nach HULA 19/6, verändert)
- Fig. 67: Großschweinbarth-O
- Fig. 68: Groß-Prottes-S
- Fig. 69: Baumgarten-S
- Fig. 70: Glinzendorf
- Fig. 71: Ollersdorf-O
- Fig. 72: Stripfing
- Fig. 73: Lassee-S (Kote 145)
- Fig. 74: Stopfenreuth-W
- Fig. 75: Prottes-W
- Fig. 76: Prottes-SO
- Fig. 77: Stillfried-SW
- Fig. 78: Lassee-SO
- Fig. 79: Schönfeld-S
- Fig. 80: Lassee-S
- Fig. 81: Obersdorf-S
- Fig. 82: Zwerndorf-NW
- Fig. 83: Franzensdorf-W
- Fig. 84: Raasdorf-S
- Fig. 85: Markgrafneusiedel-W
- Fig. 86: Tallesbrunn-SW (verschwunden)
- Fig. 87: Oberhausen-NW (nach HULA 19/21, verändert)
- Fig. 88: Haringsee
- Fig. 89: Wittau
- Fig. 90: Orth-NW
- Fig. 91: Lassee-S
- Fig. 92: Lassee-N (Kote 143)
- Fig. 93: Mannersdorf-N
- Fig. 94: Großhofen (= Fig. 32)
- Fig. 95: Leopoldsdorf-SW und Gänserndorf-N
- Fig. 96: Bockfließ-O und Siehdichfür-N
- Fig. 97: Großenzersdorf-SO
- Fig. 98: Enzersfeld
- Fig. 99: Leopoldau-W (= Fig. 41)
- Fig. 100: Markgrafneusiedel-W (= Fig. 85)
- Fig. 101: Schönfeld-S (= Fig. 79)
- Fig. 102: Lassee-W (= Fig. 5)
- Fig. 103: Breitensee-O und Markthof-N (= Fig. 43)
- Fig. 104: Breitstetten-O
- Fig. 105: Mannsdorf-O (= Fig. 80)
- Fig. 106: Wittau-W (= Fig. 89)
- Fig. 107: Franzensdorf-O (= Fig. 51)
- Fig. 108: Breitenlee-O (= Fig. 54)

- Fig. 109: Glinzendorf-W (= Fig. 53)  
 Fig. 110: Hagenbrunn-N (= Fig. 31)  
 Fig. 111: Weikendorf-NW (= Fig. 46) und Tallesbrunn-SW (= Fig. 86)  
 Fig. 112: Loimersdorf-W (= Fig. 58)  
 Fig. 113: Haringsee-N und Leopoldau-NW (= Fig. 45)  
 Fig. 114: Breitensee-NW (= Fig. 56)  
 Fig. 115: Hagenbrunn-S (= Fig. 38)  
 Fig. 116: Leopoldau-W (= Fig. 21)  
 Fig. 117: Auersthal-O (= Fig. 36)  
 Fig. 118: Wolkersdorf-SW (= Fig. 30)  
 Fig. 119: Lasse-S (= Fig. 73)  
 Fig. 120: Stripfing-O (= Fig. 72)  
 Fig. 121: Deutsch-Wagram  
 Fig. 122: Mannersdorf-N und Stammersdorf (= Fig. 13)  
 Fig. 123: Bockfließ-W  
 Fig. 124: Stopfenreuth-W (= Fig. 74)  
 Fig. 125: Aderklaa-NO (= Fig. 34)  
 Fig. 126: Reyersdorf-NO (= Fig. 60) und Lasse-W (= Fig. 50)  
 Fig. 127: Groissenbrunn  
 Fig. 128: Reuhof-S (= Fig. 57)  
 Fig. 129: Lasse-O (= Fig. 44)  
 Fig. 130: Lasse-N (= Fig. 92)  
 Fig. 131: Breitensee-N und Zwerndorf-NW (= Fig. 82)  
 Fig. 132: Markgrafneusiedel-O  
 Fig. 133: Stillfried-W (= Fig. 3)  
 Fig. 134: Fuchsenbigl-W (= Fig. 61)  
 Fig. 135: Ollersdorf-W (= Fig. 47)  
 Fig. 136: Aderklaa-W (= Fig. 62)  
 Fig. 137: Obersdorf-S (= Fig. 81)  
 Fig. 138: Oberhausen-W (= Fig. 87)  
 Fig. 139: Weikendorf (um 1500) (HULA 30/5)

Tafel 1: Formentypen der Pfeiler (Querschnitte) bei gemauerten Kultmalen im Marchfeld.

Tafel 2: Formentypen der Tabernakel (Querschnitte) bei gemauerten Kultmalen im Marchfeld.

Tafel 3: Formen der Balkenenden bei den großen Holzkreuzen im Marchfeld.

Karte I: Verbreitung der Kultmale im Marchfeld.

Karte II: Verbreitung der großen Holzkreuze im Marchfeld. (Leere Kreise = ohne Dach, volle Kreise = mit Dach)

Karte III: Verbreitung bestimmter kennzeichnender Einzelheiten an Kultmalen im Marchfeld.

a) bekrönende Schmiedeeisenkreuze:

Dreiecke = verschiedene Kreuze mit aufgelegten Mal-Kreuzen aus wellenförmigen, sich verjüngenden Strahlen.

Rauten = zweibalkige Kreuze mit lanzenförmigen Rauten-Spitzen.  
 Rechtecke = einbalkige Lanzenkreuze mit aufgelegten schwächeren Mal-Kreuzen, ebenfalls aus lanzenförmigen Balken.

b) große Holzkreuze:

Kreise = Holzkreuze mit kleeblattförmigen Balkenenden.

# Chronik der Volkskunde

## Österreichisches Freilichtmuseum im Jahre 1975

Am 17. September 1975 fand die Jahreshauptversammlung in Stübing statt, am 17. Dezember lag der vervielfältigte Bericht, das übliche „Protokoll“, vor, 69 Seiten stark und wie immer mit eindrucksvollen Zeichnungen von Wilhelm Reisinger ausgestattet, die sich auf die jüngst aufgestellten Bauten des Museums beziehen. Der Bericht des Direktors hatte diesmal einige besonders bemerkenswerte Stellen aufzuweisen. Das Museum ist nach fünf Jahren des Betriebes, also auch nach fünf Jahren, in denen Erfahrungen aller Art gesammelt werden konnte, in ein weiteres Stadium seiner Geschichte getreten. Die Subventionen werden weiter gegeben, wenn auch nicht immer so hoch und so pünktlich, wie dies früher der Fall war. Die Besucher kommen wohl noch, aber bei weitem nicht so zahlreich als etwa vor drei Jahren. Die Holzbauten müssen immer bedachter aufgestellt und erhalten werden, die Strohdächer erweisen sich als anfälliger als vordem gedacht. Neue werden wohl kaum mehr eingedeckt werden, man will immer mehr zu den doch widerstandsfähigeren Schindeldächern greifen. Bei Neuaufstellungen wie dem Bundwerkstadel aus Tarsberg in Oberösterreich hat es sich ergeben, daß der gemauerte Erdgeschoßteil, einstmals ein Stall, nicht mitaufgestellt werden konnte. So mußte nun auch das Erdgeschoß in Bundwerk neu gestaltet werden, was in seiner Problematik von Pöttler hervorgehoben wurde. Bei den Blockbauten wachsen immer noch steirische Rauchstubenhäuser zu, deren Überzahl den Charakter des Museums als gesamtösterreichisches Freilichtmuseum mit der Zeit stören dürfte. Die Zäune, die originaltreu nachgearbeitet werden müssen, halten begreiflicherweise nicht sehr lang. Was im Sommer sehenswert nett aussieht, wird von Besuchern abgenützt und im Winter durch die Witterung beeinträchtigt. Kurzum, es stellen sich alle jene Sorgen ein, die man eben von den Freilichtmuseen kennt. Wer ab und zu ein älteres Museum dieser Art besucht, weiß davon, und möchte gern seine Erfahrungen als Warnungen weitergeben. Aber man dürfte nicht immer darauf hören. Leopold Schmid

### „Museum Tiroler Bauernhöfe“ im Entstehen

In einigen österreichischen Bundesländern strebt man neben den sogenannten „Denkmalhöfen“<sup>1)</sup> für einzelne an Ort und Stelle nicht weiter erhaltbare Gebäude schon seit Jahren die zentrale Errichtung eines für die volksarchitektonische Bau-

---

<sup>1)</sup> Für Salzburg im Mühlgrub (Vorderelsenwang), Kalkofengut (Unken), Kößlerhäusl (Großarl). Literaturangaben zu allen dreien s. M. Martischinig, Das „Denkmalgut Kößlerhäusl“ im Salzburger Großarlal. Als Museumsführer erschienener Sonderdruck der ÖZV, N. F. Bd. XXIX, Heft 2, Wien 1975, S. 2 ff. ident S. 148 f.

Für Oberösterreich im Rauchhaus Mondsee, Anzenaumühle (Bad Goisern), Mittermayr (Pelmberg), Kernstockhaus Poering (Gampern). Näheres über diese und weiters geplante s. Fr. Lipp, Oberösterreichische Freilichtmuseen. Verwicklung und Ziele (= Schriften und Führer des Verbandes OÖ. Freilichtmuseen Nr. 1), Linz 1974.

kultur des gesamten Bundeslandes repräsentativen Freilichtmuseums an<sup>2)</sup> und hat dafür bereits Material in großen Mengen gesammelt und abgebaut eingelagert (was naturgemäß leider auch Schäden und Verluste mit sich bringt). Während aber in Salzburg und Oberösterreich<sup>3)</sup> die lokale wie finanzielle Frage bisher nicht zufriedenstellend gelöst werden konnte, hat in Tirol ein „Museum Tiroler Bauernhöfe“ diese ersten Hürden genommen, bereits die Fertigstellung einer dreiräumigen Sennhütte aus dem durch einen Kraftwerksbau in Mitleidenschaft gezogenen Zilliergrund aus dem frühen 19. Jahrhundert gemeldet und die Aufstellung eines kleinen Bauernhauses mit interessantem Grundriß aus Helfenstein im Zillertal noch im Spätherbst in Angriff genommen.

Auf Grund der Initiative von H. M a n t l konstituierte sich im Spätherbst 1974 der Museumsverein Kramsach<sup>4)</sup>, in dem auch führende Persönlichkeiten aus Kultur, Politik, Landwirtschaft, Privatwirtschaft und Fremdenverkehr vertreten sind. Nach eingehender Prüfung verschiedener Möglichkeiten der Situierung im Raum Innsbruck und am Mieminger Plateau gelang es, am 17. 5. 1975<sup>5)</sup> in Kramsach östlich des Reintalersees ein Gelände von etwa 8 Hektar auf 90 Jahre zu pachten. Das von Westen nach Osten leicht abfallende Tal mit terrasserter Sonnseite sowie einer ausfächernden Verflachung nach Osten ist von Mischwald umgeben und vollkommen abgeschlossen. In der Mitte befindet sich der Ruherrhof aus dem 18. Jahrhundert, der in das zukünftige Museum integriert werden soll.

An Haus- und Hofformen samt zugehörigen Nebengebäuden sind neben vorindustriellen gewerblichen Bauten im einzelnen vorgesehen<sup>6)</sup>: Aus dem Außerfern und Lechtal ein Flurküchen- oder Eckflurhaus (Einhof) und ein Mittertennhof mit traufseitiger Einfahrt; aus dem Oberinntal und Seitentälern ein Oberinntaler Durchfahrthaus (Einhof), ein Seitenflurhaus als Paarhof mit Blockbaustadel und ein Mittelflurhaus als Einhof mit Bundwerksgiebel; aus dem mittleren Inntal und Wipptal ein Mittertennhof mit stirnseitiger Einfahrt und ein Wipptaler Hof mit traufseitigem Eingang; aus Unterinntal und Seitentälern ein Mittelflurhaus als Einhof aus der Wildschönau, ein Söllhaus (Uderns) und ein Mittelflurhaus als Einhof aus dem Raum Kössen; aus Osttirol ein Ein- und Paarhof; später soll auch Südtirol berücksichtigt werden.

Nach Fertigstellung des oben erwähnten Helfensteiner Bauernhäuschens (Sölde eines Nebenerwerbsbetriebes) ist geplant, einen schon zur Verfügung gestellten Hof aus der Wildschönau aus dem 16. Jahrhundert und einen aus Brandenberg<sup>7)</sup> zu übertragen. Man hofft, im Jahre 1977 die erste Baugrube der Öffentlichkeit zugänglich machen zu können.

Michael M a r t i s c h n i g

---

<sup>2)</sup> Für Salzburg vgl. K. C o n r a d, Denkschrift „Salzburger Freilichtmuseum“. In: Salzburger Museum Carolino Augusteum. Jahresschrift 1972, Bd. 18, Salzburg 1973, S. 163–183; d e r s e l b e, Ein Freilichtmuseum für Salzburg. In: Salzburger Jahr 1972/73. Eine Kulturchronik. Salzburg 1972, S. 44–47. Für Oberösterreich vgl. L i p p, Anm. (1).

<sup>3)</sup> Oberösterreichisches Freilichtmuseum sucht Standort. In: Salzburger Nachrichten, 25. 4. 1975, S. 4.

<sup>4)</sup> Laut schriftl. Mitt. v. H. G s c h n i t z e r, derzeit: Obmann N. Gögl, Bürgermeister von Kramsach; Geschäftsführer H. Mantl, Kramsach; Schriftführer und wissenschaftlicher Leiter H. G s c h n i t z e r, Innsbruck.

<sup>5)</sup> H. G s c h n i t z e r, Museum Tiroler Bauernhöfe (Kulturberichte aus Tirol, 29. Jg., Nr. 239/240, Innsbruck Sept. 1975, S. 16).

<sup>6)</sup> Vgl. Anm. (5), S. 16 f.

<sup>7)</sup> Tiroler Häuser ins Freilichtmuseum. In: Die Presse, Wien, 3./4. 5. 1975, S. 9.

## Weihnachtsausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde 1975 im Wiener Rathaus und im Museum Hollabrunn

Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien hat auch Ende des vergangenen und Anfang dieses Jahres mit umfangreichen Leihgaben aus seinen großen Depotbeständen zwei Weihnachtsausstellungen außerhalb des Hauses gestaltet. Eine Folge von weihnachtlichen Darstellungen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, die aus verschiedenen Gebieten der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie stammen, wurden in der Zeit vom 29. November 1975 bis 2. Februar 1976 in der Ausstellung „Alte volkstümliche Weihnachtskunst“ im Neuen Museum „Alte Hofmühle“ zu Hollabrunn gezeigt. Schon im letzten Jahr hatte die gleichfalls vom Wiener Volkskundemuseum gestaltete Krippenausstellung große Bevölkerungskreise in und um Hollabrunn angesprochen. Die diesjährige Darstellung von verschiedenen Motiven des Weihnachtsgeschehens, wie sie im Mittelalter, nach der Reformation und der Gegenreformation ausgebildet worden sind, gewährt eine Vertiefung der Anschauung. Zur Ausstellung ist ein kleiner vierseitiger Führer erschienen mit einem Text von Leopold Schmid. — In Wien ist im November 1975 der traditionelle Wiener Christkindlmarkt erstmalig auf den Platz vor dem Wiener Rathaus übersiedelt, wo er vielleicht nun seinen endgültigen Standort haben wird. Im Rahmen dieser beliebten vorweihnachtlichen Veranstaltung hat das Kulturamt der Stadt Wien in der Volkshalle des Rathauses vom 3. Dezember 1975 bis 2. Jänner 1976 eine Weihnachtsausstellung eingerichtet, in deren Mittelpunkt historische Krippen aus Sammlungsbeständen des Österreichischen Museums für Volkskunde standen: Die beiden Großkrippen des Simon Jaufenthaler aus Vill bei Innsbruck als erlesenes Beispiel der spätbarocken Tiroler Krippenkunst und des Gasthauses Kern in Ebensee, die als Schöpfung der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts ein Zeugnis der kräftig weiterlebenden Krippenkunst des Salzkammergutes gibt. Figurenreiche Kastenkrippen ergänzen den vorwiegend auf das Schaumäßige eingestellten Querschnitt durch die volkstümliche Krippenkunst in Österreich ab. Der Zuspruch zu dieser Krippenschau war demgemäß groß: In den ersten zehn Ausstellungstagen konnten bereits 60.000 Besucher gezählt werden. — Beide Ausstellungen wurden, das sei nochmals betont, mit dauernd deponierten Sammlungsgegenständen des Wiener Volkskundemuseums ausgestattet, was nicht nur den Hinweis auf die erfreuliche Fülle an Museumsgut, sondern auch auf die in der Öffentlichkeit immer wieder vorgetragene, bis heute noch nicht gelöste Raumnot dieses Kulturinstitutes bedeutet.

Klaus Beil

### Georg Spyridakis †

Am 29. Juni 1975 ist Prof. Georg Spyridakis (17. XII. 1906—29. VI. 1975) nach achtmonatigem schweren Leiden im 69. Lebensjahr verschieden. Mit ihm hat nicht nur die griechische Volkskunde, sondern auch die vergleichende Volkskunde Südost-Europas eine Stimme verloren, die in den letzten zwanzig Jahren immer wieder zu hören war, nicht nur auf Kongressen und Tagungen, sondern auch in einer Fülle von Studien und Abhandlungen in allen europäischen Literatursprachen sowie in seiner Muttersprache, dem Griechischen. Zentrum und Ausgangspunkt des wissenschaftlichen Bemühens des Verstorbenen war die Volkskultur des Byzantinischen Reiches, so wie sie uns aus den gelehrten Schriftquellen und dem kontinuierlich überlieferten Traditionsgut der rezenten hellenophonen Volkskultur entgegentritt. Von dieser Basis griff Sp. sowohl in die hellenische Antike als auch in die Volkskulturen der slawophonen Nachbarvölker aus. Als methodische Leithypothese blieb bei allen seinen vielseitigen Studien immer die ungebrochene Kontinuität griechischer Volkskultur präsent. Diese

synchron und diachron plastische Auffassung volkseigener Kulturphänomene, die er auch bis in die Literatur hineinverfolgte, erklärt sich auch aus seiner wissenschaftlichen Laufbahn.

Georgios Spyridakis wurde am 17. Dez. 1906 im Dorf Katsidoni auf Kreta geboren. Nach Beendigung der Gymnasialstudien in Siteia inskribierte er 1926 an der Philosophischen Fakultät der Universität Athen. Seine Lehrerausbildung schloß er 1930 mit dem Diplom der Pädagogie ab, seine wissenschaftliche 1931 mit dem Diplom der Philosophischen Fakultät. 1932—34 unterrichtete er in einem Privatgymnasium in Athen, ab November 1933 war er Assistent im neugegründeten Seminar für Linguistik unter Prof. Georg Anagnostopoulos, wo er die Einrichtung der Bibliothek übernahm. Von 1935—37 unterrichtete er im Lyceum von Chania auf Kreta, in der Folge bekleidete er eine Stelle im Mittelalterlichen Archiv der Akademie der Wissenschaften von Athen.

Im Jahre 1939 erlangte Sp. das Doktorat der Universität Athen mit seiner Dissertation über „Die Zahl Vierzig bei den Byzantinern und den Neueren Griechen“ (in griechischer Sprache). 1940 wurde ihm ein Stipendium der deutschen Alexander von Humboldt-Stiftung erteilt, was ihn veranlaßte, seine Studien in Wien fortzusetzen, wo er Vorlesungen bei Johann Mewaldt in Klassischer Philologie, bei Richard Wolfram in Deutscher und Europäischer Volkskunde, bei Arthur Haberlandt in Vergleichender Europäischer Volkskunde und bei Josef Keil in Antiker Geschichte hörte. Sp. setzte in dieser Zeit auch seine pädagogischen Studien bei Arnold Gehlen und Otto Wichmann fort. Nach dem Ausbruch des griechisch-italienischen Krieges im Oktober 1940 kehrte er nach Griechenland zurück.

1943 wurde er Redakteur im Volkskunde-Archiv der Akademie Athen. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1955, wo er zum Generaldirektor des genannten Archivs ernannt wurde. Im Jahre 1952 erhielt er den Titel und die Rechte eines Dozenten im Fache der Byzantinischen Kulturgeschichte („Das öffentliche und private Leben sowie die Kultur der Byzantiner“) mit einer Habilitation über „Die Totenbräuche der Byzantiner nach hagiographischen Quellen“ (griechisch; Jahrbuch für Byzantinische Studien XX, 1950, S. 74—171. Besprechungen: F. Dölger in: Byz. Zeitschrift 45, 1952, S. 130; Bull. Anal. de Bibl. Hellénique XII, 1951, S. 207). Seine Lehrtätigkeit an der Universität erstreckte sich besonders auf den Sektor des sozialen Lebens (Bräuche, Feste, Institutionen) im Rahmen der byzantinischen Volkskultur in Komparation mit der antiken und der neugriechischen. Sp. war Mitglied vieler historischer, byzantinischer, archäologischer und linguistischer Gesellschaften. Schon als Dozent nahm er an einer großen Anzahl von Kongressen teil, so z. B. den Byzantinistischen Tagungen 1953 in Thessaloniki, 1958 in München, 1961 in Ohrid, am International Folk Music Council 1959 in Rumänien, am Jugoslawischen Volkskunde-Kongreß 1960 in Ohrid, wo die deutschsprachige Abhandlung „Volkstümliche Sagen der Griechen über Alexander den Großen“ zum Vortrag kam (publiziert in den Akten der Akademie Athen Bd. 35, 1960, S. 496 f.) und am 1. Kretologischen Kongreß in Heraklion 1961.

Seine wissenschaftlichen Exkursionen mit dem Ziel volkskundlicher Feldforschung setzten schon im Sommer 1928, noch während seiner Studienzeit ein. Die ersten Materialveröffentlichungen erschienen im Periodikum „Kritika“ (1930—33) und „Myson“ (1932). Die Anregung zur Materialkollektion und die eigene Feldforschung begleiteten seine Tätigkeit als Assistent und Gymnasialprofessor. Als Direktor des Volkskunde-Archivs verstärkten sich diese Bemühungen zu systematischen Exkursionen des gesamten wissenschaftlichen Personals des Archivs, begann doch nach dem 2. Weltkrieg der beschleunigte Regreß traditioneller Lebensformen in allen Teilen des Landes. Er selbst suchte 1956 die Zwerginseln Pserimos und Tilos im Dodekanes auf, 1957 Astypalaia, 1958 Leros, 1959

Milos, 1960 Kea, im selben Jahr Zypern, 1961 durchquerte er den politischen Bezirk Pella nahe der jugoslawischen Grenze, 1962 durchforschte er die Insel Ikaria (vgl. die Forschungsberichte in den jeweiligen Bänden des Jahrbuchs des Volkskunde-Archivs). Darüber hinaus gab er, mit eigenem Beispiel, den Anstoß zur intensiven Erforschung der byzantinischen Quellen mit dem Ziel der Auf-  
findung von Zeugnissen der griechisch-mittelalterlichen Volkskultur, auf der die rezente in großem Maße fußt (so seine Arbeiten über Geburt-, Tauf- und Hochzeitsbräuche bei den Byzantinern, in: Jahrbuch des Volkskunde-Archivs VIII, 1952, S. 102—147, Byzantinische Legenden, in: Jahrbuch der Philosophischen Fakultät der Universität Athen, ser. II., Bd. V., Athen 1954—55, S. 358—359, Über die Kleidung in der 1. byzantinischen Periode, Jahrbuch des Volkskunde-Archivs 9—10, 1955—57, S. 3—28 und 436—37). 1960 erschien ein Artikel über die allgemeinen Ziele des Volkskunde-Archivs im Journal of International Folk Music Council (XII, London 1960, S. 75 f.). Der 1. Band der großen Akademie-Ausgabe der neugriechischen Volkslieder (Ellinika dimotika tragudia. Ekloji, Bd. I, Athen 1962) fußt zum großen Teil auf der Redaktionsarbeit und der historischen Kommentierung von Sp.

Nach zwölfjähriger Lehrtätigkeit an der Universität Athen wurde Sp. am 26. Aug. 1964 zum Außerordentlichen Professor für Volkskunde ernannt. Zugleich verblieb Sp. bis 1969 in der Stellung des Direktors des Volkskunde-Archivs, ab 1966 Forschungszentrum für griechische Volkskunde genannt. Sp. begann sich sofort für eine stärkere Geltung der Volkskunde im didaktischen Aufbau der Philosophischen Fakultät der Universität Athen einzusetzen. Ab 1964/65 begann er in Zusammenarbeit mit Studenten und Lehrern ein Handschriften-Archiv aufzubauen, das zum 31. Aug. 1972 1711 Manuskripte aufwies, und, ein Jahr vor Sp. Tod, wie ich mich selbst überzeugen durfte, die Zahl 2000 weit überstieg. Ab 1965 wurde eine Seminarbibliothek aufgebaut, ein Tonband- und Mikrofilmarchiv angelegt. Ab 1966 betreute auch ein Assistent die Studenten mit Vorlesungen und Übungen zur Methodologie der Materialsammlung. In den Jahren 1965—68 und 1970 gab Sp. seine Vorlesungen im Offsetdruck heraus, die vier Bände umfassen und den Großteil der systematischen Volkskunde decken. Zugleich trieb Sp. im Volkskunde-Archiv die Verfilmungsarbeit von Bräuchen voran, 1966 wurde eine Diskothek eingerichtet. 1968 arbeitete er den Fragebogen für den Europäischen Volkskunde-Atlas (Prof. Zender, Bonn) aus (landwirtschaftliche Ergologie und Jahresfeuer), von dem 4.000 Stück verschickt wurden (dazu „Bericht über die Arbeit am griechischen Volkskundeatlas“. Zweite Arbeitskonferenz der Organisationskommission für den Volkskundeatlas Europas und seiner Nachbarländer, 12.—15. März 1968 in Bonn. Zusammenge stellt von Dr. J. Fellenberg gen. Reinold, Bonn 1970, S. 55).

Am 22. IV. 1969 wurde Georg Spyridakis zum Ordentlichen Professor ernannt. Sp. projizierte die volkskundliche Sichtweise nun nicht mehr nur auf byzantinische oder antike Quellen, sondern auch auf die mittelgriechische und neugriechische Literatur, da er die Anamnesen an die traditionellen Lebensweisen als schöpferische Weiterentwicklung der Volkskultur betrachtete.

Neben seiner Lehrtätigkeit auch an verschiedenen pädagogischen Institutionen des Landes nahm Sp. an wegweisenden Konferenzen aus verschiedenen Sachgebieten teil: 1964 am IV. International Congress for Folk-Narrative Research in Athen, 1966 an der Balkan-Tagung in Tirana, 1966 am 1er Congrès International des Etudes Balkaniques et Sud-Est Européennes, 1966 am 13. Byzantinischen Kongreß in Oxford, 1969 am V. International Congress of Folk-Narrative Research in Bukarest, 1970 am Deuxième Congrès Int. des Etudes des Sud-Est Européen in Athen, 1971 am 14. Byzantinistischen Kongreß in Bukarest, um nur einige zu nennen.

Seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen finden zu diesem Zeitpunkt bereits paneuropäischen Widerhall: so besonders der allgemeine Lagebericht „Situation universitaire de la Laographie en Grèce“, in: *Ethnologia Europaea*, vol. I. Paris 1967, no. 4, p. 277; oder der Überblick über die „Volksliedforschung in Griechenland“, in: *Jahrbuch für Volksliedforschung*, 13. Jg., Berlin 1968, S. 181—192; aber auch spezielle Forschungen wie „Die alte Frau als Verräterin in einigen neugriechischen Volkssagen“ (*Laografia* 22, 1965, S. 527—30), „Volkserzählungen über Festungen und Burgen im griechischen Inselraum“ (Akten des VII. internationalen Kongresses des Int. Burgeninstitutes in Athen, 25.—29. 4. 1968, Athen, S. 191—198), „The use of Baths during Byzantine times“, in: *The Origin of Medicine in Greece*, Athens 1968, S. 51—52. 1969 erschien in griechischer Sprache die wichtige Studie über die Verbreitung des Schwalbenliedes in Griechenland (*Jahrbuch des Forschungszentrums für griechische Volkskunde XX/XXI*, 1967/68, S. 15—54), das fast wörtlich mit dem bei Athenaeus (*Deipnos*. H 60, 360) im 2. Jh. n. Chr. nachgewiesenen Schwalbengesang auf Rhodos übereinstimmt. In der Erforschung von Erzähl- und Volksliedmotiven überschritt Sp. weit die nationalen Grenzen: „La légende de Saint-Cassian chez les peuples Grec, Bulgare et Russe“ (*Actes des 1er Congrès Intern. de l'Association Internationale d'Études Sud-Est Europeennes*, III, Sofia 1969, S. 253—257), „Die Erforschung des Volksliedes und der Volksmusik in der byzantinischen Epoche (4.—15. Jh.)“ (*Jahrbuch der Gesellschaft für Byzantinistische Studien XXXVIII*, 1971, S. 224—232). Auch nach seinem Ausscheiden aus der Lehrtätigkeit an der Universität (1972) setzte Sp. seine Bemühungen um panbalkanische Komparation fort: „Sur le balancement printanier chez les Grecs et autres peuples de la pensinsule balkanique“ (*Le Folklore Macedonien*, Godina VI, Skoplje 1973, S. 173—223), „Die Volksüberlieferung über Alexander den Großen in Nordgriechenland (Makedonien und Thrakien)“ (*Zeitschrift für Balkanologie*, Jg. IX, München 1973, S. 187—193), „Sur le formation des versions grecques du conte AaTh 611 en relation avec des récits légendaires des Saint-Nicolas“ (*Jahrbuch der Gesellschaft für Byzantinistische Studien* 41, 1974, S. 77—87). Kurz vor seinem Tode erschien in griechischer Sprache ein wesentlicher Aufsatz, der noch einmal seinen Forschungsansatz, die panbalkanische Komparatistik von der byzantinischen Grundlage her in den Blick zu bekommen, zusammenfaßt: „Survivals aus der byzantinischen Epoche im Volksglauben, Volkskult und in der Volkskunst Nordgriechenlands (Epirus, Makedonien und Thrakien)“, ein Aufsatz, der zuerst beim I. Volkskundlichen Symposium des Nordgriechischen Raumes in Thessaloniki (18.—20. IV. 1974) zum Vortrag kam (*Praktika tu A'Symposiu laographias tu Voreioelladiku choru*, Tessalonike, Institute for Balkan Studies 1975, S. 235 ff.).

In diesen Tagen, ein Jahr vor dem Ableben des bedeutenden Wissenschaftlers, hatte ich auch das Glück, wertvoller Ratschläge bezüglich eines seiner ureigensten Themen, der möglichen Verbindung zwischen dem *Codex Vaticanus Palatinus Graecus* 367 fol. 34—fol. 39 (der „zypriotische Passionszyklus“) und den zypriotischen Lazarus-Auferstehungs-Dromena, teilhaftig zu werden. Die Güte und Großzügigkeit des betagten Lehrers ließen damals nichts von seiner an Wechselfällen reichen Laufbahn ahnen oder gar von der in ihm schwellenden Krankheit. Sp. repräsentierte einen reifen Gelehrten auf der Höhe seiner Schaffenskraft, mit vielschichtiger Lehr-, Forschungs- und Förderungstätigkeit. Seine Beliebtheit bei Studenten und Kollegen war geradezu sprichwörtlich. Mit Energie und Ausdauer versuchte er der Vergleichenden Volkskunde den ihr zugehörigen Platz zu verschaffen, ohne dabei die geokulturelle und diachrone Ausgangsbasis, Byzanz und Griechenland, aus dem Auge zu verlieren. Dieser interdisziplinäre Ansatz brachte an der traditionellen Universität in Athen viele Schwierigkeiten mit sich, die nicht selten in Enttäuschungen mündeten, so als

1967 sein Vorschlag, Vorlesungen über Volksglauben, Volkskult und soziale Institutionen an der Theologischen Fakultät abzuhalten, vom zuständigen Dekanat als „profan“ abgelehnt wurde. Trotz aller Hemmnisse hat Sp. aber eine Reihe von Institutionen und Programmen ins Leben gerufen und Gedanken organisatorische Gestalt verliehen, die auch in der fernerer Zukunft noch von seinem Wirken zeugen werden.

Die persönliche Impression, die Meinung Dritter und die objektiven Fakten der Biographie ergänzen einander und verdichten das Bild: ein Mensch und Wissenschaftler hat uns verlassen, dessen Fehlen auch über die Fachkreise hinaus noch lange Zeit spürbar bleiben wird.

Walter Puchner

### „Gutes altes Puppenspiel“

Am 10. April 1976 wurde im Österreichischen Museum für Volkskunde die kleine Wechselausstellung „Gutes altes Puppenspiel“ als Beitrag des Museums zur 200-Jahr-Feier des Wiener Burgtheaters eröffnet. Die Verbindung ergab sich, weil Josef Anton Stranitzky, der eigentliche Begründer des deutschen Berufs-theaters in Wien, 1705 anfangs als Puppenspieler nach Wien gekommen war. Die Ausstellung zeigt die Bestände an Figuren von verschiedenen Puppen-theatern sowie die vielfigurigen Budenstücke, die einstmals mechanisch beweglich waren, also das Praterstück mit dem „Deutschen Michel“ ebenso wie das große italienische Budenstück mit der beweglichen Laokoon-Gruppe. Zwei Artisten-puppen von Johann Mathias Tandler aus Eisenerz weisen auf eine weitere Dimension des alten Puppenspieles hin. Illustriert werden die Objekte durch einige künstlerische Darstellungen, vor allem durch das Bild eines „à la planchette“-spielenden kleinen Italieners von Anton von Rentzell, sowie durch die Darstellung des Wiener Praterkasperls von Max Frey.

Schdt.

## Literatur der Volkskunde

**Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich.** Herausgegeben im Auftrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften von Eberhard Kranz-mayer † und Maria Hornung, unter Mitwirkung von Werner Bauer, Elisabeth Groschopf, Erika Kühn, Wilfried Schabus und Ingeborg Schönhuber. 13. Lieferung Peck bis Pelle II. Sp. 769—960. Wien 1975. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Das große bairisch-österreichische Mundartwörterbuch wächst nunmehr planmäßig weiter. B, P ist ein umfangreicher Buchstabe, und die Bearbeiter haben in ihre einzelnen Artikel wieder viel hineingenommen, was volkskundlich wichtig erscheint. Die Biene wird unter „Peie“ behandelt, wobei Bienenstock, Brauchtum um die Bienen, Bienenlegenden mitbehandelt werden. Bei „Peil“ ist nicht nur das Gerät „Beil“, sondern auch der Verschuß „Peil“ behandelt. „Bein“ ist sehr umfangreich, einschließlich „Schienbein“, wie auch ein Gebäck einst geheißen hat. Verschiedene Redensarten, beispielsweise zum „Überbein“ sind gleichfalls behandelt. Wichtig die Artikel mit Baiern, Bayern, bairisch, einschließlich des „Bairischen“ als schwungvollem Paartanz. Redensartlich reich selbstverständlich „beißen“, mit Nägelbeißen, Fadenabbeißen und ähnlichem. Auch der „Beißer“ und seine besondere Redeweise, das „Beißerische“ sind aufgenommen, eine Art des Auftretens des volkstümlichen Wieners und seiner Sprechweise, wie sie anscheinend im 19. Jahrhundert besonders festgestellt und außerhalb Wiens recht abfällig behandelt wurde. Sachkundlich wichtig noch die „Peitsche“, und bei „peitschen“ auch Hinweise auf das Frisch- und Gesund-Schlagen. Die Brauchtumliteratur wird auffällig sparsam zitiert.

Der Lieferung liegt ein ausführlicher Nachruf auf Eberhard Kranzmayer bei, den Maria Hornung ihrem langjährigen Lehrer gewidmet hat.

Leopold Schmidt

**Irmgard Wirth, Mit Menzel in Bayern und Österreich (= Bilder aus deutscher Vergangenheit, o. Nr.), München 1974. Prestel-Verlag. 144 Seiten mit 128 Abb.**

Der große Berliner Maler Adolf Menzel ist auch ein hochbedeutender Zeichner gewesen. Seine sachlich-malerische Hingabe an den Gegenstand hat seine Zeichnungen nicht nur zu einer Augenweide, sondern auch zu einer Quelle für den Liebhaber und Kenner der volkstümlichen Gegenstandswelt werden lassen. Der vorliegende Band (bei dem ich nur nicht weiß, warum der Titel „mit menzel in bayern und österreich“ gedruckt wurde, was ja nicht einmal die größten Fanatiker der Kleinschreibung gutheißen könnten —), der vorliegende kleine Band also zeigt Menzel auf den von ihm mit viel Interesse und Liebe durchgeführten Reisen in Süddeutschland und Österreich. Ein gleich ausgestatteter Band „Mit Adolph Menzel in Berlin“ von der gleichen Verfasserin ist 1965 vorausgegangen.

Häuser und Menschen, um einen Ausstellungstitel von uns zu verwenden, Häuser und Menschen also hat Menzel hier wie dort gesehen, von den bäuerlichen Mitreisenden im Stellwagen bis zur Fronleichnamsprozession in Gastein,

die er so intensiv skizziert hat, daß er später ein großartiges Gemälde danach schaffen konnte. Sachlich wird man die Skizzenblätter, auf denen er noch Gegenstands- und Farbangaben eigens notiert hat, mit besonderem Interesse ansehen, etwa die Ruderer im Boot über den Wolfgangsee oder die Teilnehmer an einer Frühmesse in einer Kirche in Passau oder in Linz. Tegernseer Bauernmöbel finden sich bei ihm ebenso wie Burschen in Tracht in Berchtesgaden, und immer wieder bäuerliche Häuser. Auch die berühmte Zeichnung von einem „Bauerntheater“ bei Kufstein von 1859 findet sich wieder (Abb. 93), wobei es sich doch wahrscheinlich um Kiefersfelden handelt. Je öfter man den Band durchblättert, desto reicher erscheint er einem, und man bewundert immer wieder die Intensität des Beobachters Menzel, der graphisch notieren konnte, was er sah und was uns heute noch so sehr interessiert.

Leopold Schmidt

**Viktor Herbert Pöttler, Alte Volksarchitektur. Graz/Wien/Köln, Verlag Styria (1975). 143 Seiten, 56 z. T. farbige Bilder, Zeichnungen im Text.**

Der bekannte Grazer Verlag hat an diesem Großquartband wahrlich keine Kosten gescheut und — offenbar der Mode unserer Tage folgend — einen ansehnlichen Bildband geschaffen, zu dem V. Herbert Pöttler, der Direktor des Österreichischen Freilichtmuseums in Stübing bei Graz, die Texte und Bildvorlagen erstellt hat. Eines tritt dabei freilich ungewollt auf: auch die teuersten Farbwiedergaben und Formate finden in der Wiederholung ihre Grenzen. Das gilt irgendwo aber auch für Textdarstellungen.

Im Vorliegenden gliedern sich diese in vier sehr anspruchsvolle Kapitel, befassen sich also mit den „Ersten menschlichen Wohnstätten in urgeschichtlicher Zeit . . .“ (offenbar im Hinblick auf Niederösterreichs Urgeschichtliches Freilichtmuseum in Asparn a. d. Zaya), ferner mit „Entwicklung und Konstruktionsformen der Volksarchitektur . . .“, mit „Haus- und Hofformen . . .“ (in Österreich und in Süddeutschland) sowie mit den Bemühungen um eine „Bewahrung der Alten Volksarchitektur . . .“ in freiem Gelände.

Das alles wird nun freilich von einem „Praktiker der Hausforschung“, wie sich der Verf. einmal selbst nennt, ziemlich apodiktisch abgehandelt. Über manches wie den „homo aedificans“ oder das Schlagwort von der „Alten Volksarchitektur“ wird der Leser nicht ohne weiteres hinwegkommen können; die Auffassung vom „Tod der alten Kultur des Bauernhauses“ könnte mißverstanden werden und klingt zu sehr nach einem Alibi für den Museumsmann; anderes, wie die Darstellung der Dachbauweisen, hat Mängel und Unrichtigkeiten. Dazu läßt der Verf. die ganze tiefere Problematik und die vielen noch offenen Fragen zu wenig deutlich werden, die doch mit jedem dieser großen Sachbereiche nun einmal zwangsläufig verbunden sind. Gut und trefflich und von Pöttler nicht das erste Mal mit Sachkenntnis beschrieben, scheinen mir hier dagegen die „Hauslandschaften“ Österreichs von ehemals. Von derlei immerhin möglichen Einwendungen und Ansprüchen kann sich der Verf. aber nicht einfach dadurch lossprechen, daß er von vorneherein (S. 7) erklärt: „Dem Fachmann hat dieses Buch keine wissenschaftlichen Neuigkeiten zu bieten.“ Oder indem er jegliches Bemühen in solcher Richtung am Ende denunziert und mit dem lakonischen Satz abtut: „Das Werk will kein Lehrbuch ersetzen, dazu fehlt ihm die Entfaltungsmöglichkeit für lehrhafte Systematik!“ Der ernsthaftige Leser erwartet von einem solchen Buch sicher weder das eine noch das andere. Er wünscht sich jedoch auch keine blanken Behauptungen oder Indoktrinationen an der Oberfläche, die paradoxerweise gerade den „Lehrer“ verraten, und braucht eher Aufklärung und zuverlässige Information.

Das Ganze entspringt ja zugegebenermaßen der durchaus dankenswerten Absicht, „aufbauend auf den wissenschaftlichen Erkenntnissen der Hausforschung, Wissenswertes aus dem Sachbereich der Hauskunde, übersichtlich gegliedert und durch Bilder ergänzt, anzubieten“ und so „Interesse und Verständnis“ für die ländliche Baukunst zu wecken. Man wird das nicht zuletzt im Interesse und im Dienste des Stübinger Museums sehen müssen, für das es im Vergleich mit analogen Einrichtungen anderer Länder in Europa ansonst doch wohl ein ebenbürtiges Zeugnis legt. Ein Zeugnis übrigens auch für den enormen Drang und Eifer desjenigen, der seit Jahr und Tag mit den ständig wachsenden Aufgaben und Sorgen einer solchen Institution als fachlich-verantwortlicher Leiter ebenso wie als Volksbildner konfrontiert ist.

V. Herbert Pöttler hat diese Aufgaben bisher mit bewundernswertem Geschick zu meistern verstanden. Er hat sie in vielem sehr persönlich und auf sich allein gestellt und — wie jedermann zugeben muß — auch durchaus brauchbar gelöst. Auf diesem seinem schwierigen Weg gedieh ihm und gelang ihm dieses Buch zur „Alten Volksarchitektur“. Immerhin, es zeigt in einer Reihe stattlicher Bilder und Fotos auch Bauernhöfe, Häuser und Wirtschaftsbauten, die nicht nur in Pöttlers eigenem, sondern in anderen Freilandmuseen und in Landschaften zwischen Norwegen, Finnland, Rhein und Alpen in fachmusealem Gewahrsam genommen und so vor der Zerstörung und für die Nachwelt gerettet wurden.

Oskar Moser (Graz)

**Rudolf Zinnhobler (Text), Peter und Wolfgang Pfarl (Aufnahmen), Der heilige Wolfgang. Leben, Legende, Kult.** 96 Seiten Text mit 38 Holzschnitten, 168 Bildseiten, davon 8 in Farben. Linz 1975. Oberösterreichischer Landesverlag. S 348,—.

Erst vor drei Jahren hat das Oberösterreichische Landesmuseum dem hl. Wolfgang einen stattlichen Sammelband mit sehr wertvollen Beiträgen gewidmet. Nunmehr stellt sich zum Tausend-Jahr-Jubiläum von 976 ein neuer Bildband über den Heiligen ein, sicherlich auch als Beitrag in Verbindung mit der geplanten großen Wolfgangs-Ausstellung gedacht.

Rudolf Zinnhobler, mit der Welt der Heiligenforschung wohlvertraut, hat den Text erstellt. Er schildert nach den bekannten Quellen zunächst das Leben des Heiligen, wobei die Holzschnitte von 1515 zur Illustration herangezogen werden, die erst vor wenigen Jahren Hans Bleibrunner in einem schönen Neudruck wieder bekannt gemacht hat (vgl. ÖZV 1969). Dann folgt die Darstellung der Legende, nicht nur jener von St. Wolfgang am Abersee, sondern auch der anderen Verehrungsorte, nicht zuletzt St. Wolfgang bei Kirchberg am Wechsel. Es folgt eine verhältnismäßig knappe Darstellung der Verehrungsgeschichte des Heiligen, mit Beschreibung der Wallfahrt zu seinem Hauptverehrungsort, weiters über die besonderen Kultformen („Wolfgangriten“) und die Mirakelbücher. An den Abschnitt „Der Heilige in der Kunst“ schließt dann nach dem Literaturverzeichnis der überaus reiche Bildteil an, der sowohl alle Darstellungen des Heiligen, wie seiner Verehrungsstätten, seiner Altäre und Motivbilder zu erfassen versucht. Es ist eine beachtliche Fülle, die auf diese Weise leicht zugänglich gemacht erscheint, meist in guten, zureichenden, manchmal sogar sehr guten Bildern. Nur selten würde man sich eine bedachtere Aufnahme wünschen, etwa bei 13, Inneres der Kirche von Wieselburg, oder 90, wo der vorzügliche Renaissancebrunnen wohl eine ganz andere Aufnahme erfordert hätte. Aber im ganzen gesehen handelt es sich um eine bemühte Bilddokumentation, die auch volkskundlich viel ergibt.

Leopold Schmidt

**Wolfgang Sperner**, *Ausflugsziele in Oberösterreich. Stätten oberösterreichischer Geschichte. Auf den Spuren berühmter Persönlichkeiten. Naturkundliches und alte Werke der Technik. Heimathäuser und andere heimatkundliche Sammlungen. Lehrpfade und Fitnesswege*. 3. erweiterte Aufl. Linz 1974. Oberösterreichischer Landesverlag. 282 Seiten, mehrere Abb. auf Tafeln.

Der Obertitel besagt kaum, daß es sich hier um ein tatsächlich instruktives Buch handelt, das die in den Untertiteln genannten Dinge übersichtlich darstellt. Für uns kommen vor allem die Heimathäuser und verwandten Sammlungen in Betracht, da vom großen Linzer Schloßmuseum bis zur kleinen Heimatsammlung auch alle jene Kollektionen aufgezählt sind, die volkskundliches Material beherbergen. Da wird für Freistadt etwa „Volkskunde und altes Handwerk“ genannt, für Mauthausen das kleine „Schiffermuseum“, für Grein das eigentliche Schifffahrtsmuseum, für Hellmonsödt das bäuerliche Freilichtmuseum Pelmberg, für Wels das Landwirtschaftsmuseum, das eigentlich mehr ist als der Name sagt, für Stadl-Paura das „Schiffleut-Museum“ und als Gegenstück dazu in Weyer das „Ennsmuseum in der Flößertaverne“. Die volkskundlichen Bestände der Heimathäuser in Schärding, Obernberg und Braunau brauchen nicht eigens gerühmt zu werden, aber es ist wie gesagt sehr gut, daß in größerem Zusammenhang wieder darauf hingewiesen wird. Mitteilungen über die bäuerlichen Sammlungen in Taufkirchen und in Osternach sind ebenso erwünscht wie jene über „Ein altes Bauernhaus als Heimathaus“ in Jetzingerdorf. Für Goisern steht das „Freilichtmuseum Anzenaumühle“, für Zell am Moos sein Heimathaus, und von dort stammt doch auch das „Mondseer Rauchhaus“, das hier auch nicht fehlt. Für Frankenmarkt ist nicht nur die Sammlung im Marktsaal erwähnt, sondern auch die eigens wieder aufgebaute große Barockkrippe im ehemaligen Kooperatorenstöckl.

Diese und viele weitere hier noch kurz behandelte Heimatsammlungen und die Freilichtmuseen Oberösterreichs, die in einem eigenen Kapitel genannt werden, zeigen, wieviel an wertvollem Volkskulturgut im Lande ob der Enns gesammelt wurde, und wie man es gegenwärtig darbietet. Das Buch ist durch einen Hinweis für spezielle Interessenten an den einzelnen Gebieten, wie durch ein Ortsregister, erschlossen. Man würde sich freilich zu den einzelnen Sammlungen jeweils auch einen Literaturhinweis erwarten. Schließlich sind viele dieser Bestände doch auch veröffentlicht worden, worüber der örtlich Fernerstehende vielleicht nicht immer orientiert ist. Umgekehrt weiß ja wohl der oberösterreichische Bearbeiter nicht recht, was für diese Dinge schon außerhalb seines Landes getan wurde. So erstaunt S. 188 f. beim Steyrer Krippenspiel doch der Satz „Die Originalkulis des Steyrer Kripperls soll sich jedoch in einem Museum in Wien befinden“. Irgend jemand im Bereich von Verfasser und Verlag wird doch schon einmal in unserem Museum in der Laudongasse die Figuren und Kulissen dieses Krippenspieles, die sogar dauernd ausgestellt sind, gesehen haben, und eventuell auch wissen, was davon bei uns schon vor Jahrzehnten veröffentlicht wurde.

Man könnte also, so muß man wohl schließen, auch ein solches an sich gut geplantes und recht ordentlich durchgeführtes Buch noch etwas besser machen.

Leopold Schmidt

**Georg Matthaeus Vischer**, *Topographia ducatus Stiriae* 1681. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Anton Leopold Schuller, 1. Bd.: Stich 1—279 A—N; 2. Bd.: Stich 280—495 O—Z. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1975.

Dem einstigen Herzogtum Steiermark war nie eine Persönlichkeit erwachsen, die ihm früh schon eine umfassende Landeskunde aus Geschichte und

Sage, als Beschreibung von Landschaft und Siedlungen, von Burgen und Bauern-dasein, von Naturdenkmälern und geistigen Bewegungen geschenkt hätte, wie sie Weikhart Frh. v. Valvasor in seiner „Ehre des Herzogtums Krain“ anno 1689 in staunenswerter Reife hatte vorlegen können. Wohl aber hat uns das gleiche späte 17. Jh. eine wertvolle Sammlung von Bilddokumenten über Burgen und Schlösser, Siedlungen und manche Wallfahrtsstätten der alten Steiermark als eine willkommene Ergänzung zu unserer Kenntnis der Feudalstruktur dieses Landes hinterlassen, die nun aus gezielter Sammeltätigkeit, aus eingehender historischer Forschung und aus glückhaften Fundumständen ein Prachtwerk in zwei Leinenbänden beschert. Daß dies ein emsiger Landesbibliothekar in einem durch seine großartige Reproduktionstechnik zu internationaler Geltung aufgestiegener Grazer Verlag zu geben vermochte, der in seinem „Steirischen Schlösserbuch“ (Verlagstitel) eine Art „Ideal-Vischer“ erstellte, ist gar nicht so selbstverständlich. Diese zweibändige „Topographia“, in der sich Vischer als „Historiker mit dem Stifte“ erweist und uns unschätzbare Quellen bietet, mußte erst aus nicht weniger als 13 sehr unterschiedlich ausgestatteten Exemplaren und den mühsamen Zeichner-, Stecher- und Drucker-Verhandlungen (Bd. 2, S. 1—95, A. L. Schuller, G. M. Vischer, sein Lebenswerk und seine ‚Topographia ducatus Stiriae‘) zusammengestellt werden, ohne daß schon absolute „Vollständigkeit“ behauptet würde.

G. M. Vischer, 1628 als Tiroler Bauernbub im Pitztal geboren, nachmals Soldat des bayerischen Heeres im Dreißigjährigen Krieg, kurze Zeit Novize in Stams, zum Priester geweiht, elf Jahre Seelsorger in Oberösterreich wirkte, muß schon früh mit kartographischen Arbeiten begonnen haben, die ihn dann als ersten zu richtigen Vermessungen in den Ländern Reisenden kennzeichnen, der sich also nicht mit den üblichen Phantasiebildern anderer begnügte, sondern von der Autopsie her, freilich im landschaftsmorphologisch übersteigernden Stil der Zeit arbeitete. Den Entwurf einer Oberösterreich-Karte hatte er 1668 mit Erfolg vorlegen können, zugleich aber als Pfarrer von Leonstein resigniert, dann nur noch der Karto- wie der Topographie gediend, so gerne er, müde geworden, später in der Steiermark wieder Pfarrer geworden wäre. Freilich lagen die Landkarten im (vorwiegend militärischen) Interesse der geldgebenden Verordneten, indes die zu einer „Topographia“ gesammelten Einzelbilder von Burgen und Schlössern, Städten, Märkten, Stiften und Klöstern keinen lückenlos gesicherten Ertrag einbrachten. Eine Fülle von Bedrängnissen zwischen Verträgen und (nicht selbstverschuldeter) „Nichterfüllung“, von demütigenden Abhängigkeiten von ungedulden Auftraggebern und sofort zu bezahlenden Stecher-, Papierlieferanten- und Druckerforderungen zwang den nimmermüden Vischer zu zusätzlichen Brotarbeiten. Eigentlich hatte nur Niederösterreich für ihn Verständnis; mehr jedenfalls als die Steiermark, mit der er 1673 lange über eine Landkarte verhandeln mußte, die dann 1678 fertiggezeichnet, von Andreas Trost (aus Deggendorf/Niederbayern) gestochen wurde und nun — wie hier vorgekündigt — 1976 von W. Neunteufl kommentiert, in dem gleichen Grazer Verlag nachgedruckt wird. Pestnöte, Türkengefahr, elende Finanzlage erschwerten Reisen und Arbeiten im Gelände. Sie zermürbten den Mathematicus (Hauslehrer in Wien) und Geographus (der Bibliothek und wissenschaftliches Gerät an das Stift Kremsmünster zusamt seinem Werksverzeichnis, das von 500 Platten für die Steiermark spricht, verkaufen mußte), ehe er zu Linz arm und verschuldet starb.

Was aber blieb und hier vorbildlich wiedergegeben erscheint, ist für Fachhistoriker und Topographen, nicht zuletzt als Ergänzung zum (ohnehin in manchem umstrittenen) Werk von Robert Baravalle (Burgen und Schlösser der Steiermark, Graz 1961) für den kulturgeschichtlich interessierten

Volkskundler von Bedeutung. Es betrifft die sicherlich stilisierte, über für den Einzelpunkt nicht „erfundene“ Wiedergabe von Wohnanlagen und ihren großen Wirtschaftsbereichen mit vielerlei Einzelheiten wie Blockbauten mit Strohdachung, mit großen, auf hohen Pfosten errichteten (Mais-?)Speichern (Bl. 26, Brunnsee), mit vielerlei Mühlen, aber auch mit den heute noch kennzeichnenden großen Taubenschlägen („Kogel“ in der südl. Steiermark benannt; vgl. Bl. 43, 127, 141, 243, 366, viell. auch 288), mit Storchennestern auf den Rauchfängen, mit Wellrad- oder auch Stangen-Ziehbrunnen, mit belebenden Einzelheiten aus der Flößerei auf Mur und Drau und mit der charakteristischen Felder-, aber auch Wege-Begrenzung durch Hecken sowie der Palisadeneinzäunung von Rieden und Höfen wie Fahrwegen. Mitunter wird abseits vom Wohnhaus ein Einzelbau ausdrücklich als „Das Baad“ (Bl. 38) bestimmt. Auch aus dem Sakralbereich ist manches bemerkenswert: Calvarienberge, Bildstöcke (77, 93 et passim), Wetterhähne auf Kirchtürmen, das große Christophorusfresko auf dem Wehrturm zu Baierdorf bei Schöder (20); die den St. Pauler Benediktinern unterstehende Wallfahrt Maria in der Wüste (slowen. Puščava) in einem Seitengraben des untersteirischen Drautales (Bl. 251) mit der Kirche (auch Innenansicht, Bl. 252), mit den Pilgergasthäusern, an zweien das „Ausg/steckt“-Kranzel, und darüber sogar in Wolken ein „Gnaden:/reiches/Mirackl/Bild alda“. Ein riesiges arma Christi-Kreuz zwischen Wehrmauer und Klosterbau zu Rann (Brežice) an der Save (328); ein „Hl. Grab“-Sonderbau bei St. Johann bei Herberstein, Oststmk. (376). Offenkundig besonders gut (oder fristgerecht!) honorierte Bilder zeigen Orte wie die Riegersburg von vier Seiten mit Grundriß und (gesonderter) „Beschreibung“ auf sechs Blättern (340 ff.).

Ein weiteres Verdienst des Bearbeiters A. L. Schuller neben der mühseligen Feststellung der Häufigkeit des Wandels der Besitzverhältnisse (und damit der Datierungsfragen vieler Stiche; vgl. S. 38 ff. und Kupferstich-Konkordanz) ist das Miterfassen der historischen wie der gegenwärtigen, im abgetrennten Landesteil auch der heute gültigen slowenischen Ortsnamen zur Erleichterung der auch dem Rezensenten so oft viel Mühe (und Ärger beim Fehlen geeigneter Hilfsmittel!) bereitenden Identifizierung von Landschaften, Siedlungen und Einzelbauwerken in ihrer einstigen wie jetzigen Zugehörigkeit zur politischen Verwaltung.

Ob der eine als Freund alter Bilddokumente der Heimat im barocken Österreich hier blättert oder der andere für Topographisches oder Thematisches eine „neue“ Quelle sucht, für beide birgt dieses „Steirische Schlösserbuch“ eine willkommene Fülle, von Bearbeiter und Verlag als bibliophil ausgestattetes Quellenwerk dargeboten.

Leopold Kretzenbacher

**Peter Rosegger, Die Welt ist gut genug. Betrachtungen und Plaudereien aus dem „Heimgarten“,** herausgegeben von Walter Zitzenbacher. 144 Seiten, mit 22 Zeichnungen des Verfassers. Rosenheim 1975, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 16,80.

Rosegger war eine ungemein bemerkenswerte Gestalt im Literatur- und Geistesleben nicht nur der Steiermark, sondern weit darüber hinaus. Von seinem umfangreichen literarischen Werk sind einige Romane und Geschichten lebendig geblieben. Das Beiwerk, die viele schriftstellerische Arbeit aus mehreren Jahrzehnten, ist versunken. Der „Heimgarten“ hat seiner Zeit gedient, eine längere Lebensdauer war ihm nicht bestimmt.

Es steht aber in diesem „Heimgarten“ viel drin, was man heute noch durchaus lesen kann. Rosegger selbst hat viel an Überlegungen und Bedenken sich dort vom Herzen geschrieben. Walter Zitzenbacher hat daraus eine kluge Auswahl getroffen, die hier nun vorliegt. Gewiß, auch von diesen ausgewählten

Stücken sind manche veraltet, ihre Probleme sind nicht mehr die unseren. Stücke aus der bäuerlichen Jugendwelt Roseggers sind am ehesten bemerkenswert geblieben, etwa „Das Tischgebet“ oder „Von der Gemütlichkeit der Bauern“ und „Eitelkeit und Übermut der Bauern“. Für manche Leser wird die herbe kritische Notiz „Künstliches Volkstum“ besonders interessant sein, welche schroff die „künstliche Wiedereinführung des Volkstums“ als „Maskerade“ bezeichnet, und das 1895.

Eine köstliche Belebung der Texte stellen die Zeichnungen Roseggers dar, schlichte Laiengraphiken aus seiner obersteirischen Heimatwelt. Und während die meisten Artikel eher kritisch-ernst anmuten, kann man bei diesen harmlosen Zeichnungen des wandernden Schneidergesellen von einst oft herzlich lächeln, wenn man sich am Sachlichen von Tracht und Gerät genug Wichtiges abgelesen hat.

Leopold Schmidt

**Der Leobner Strauß.** Beiträge zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde der Stadt und ihres Bezirkes. Bd. 3. Geleitet von Günter Jontes. Herausgegeben vom Kulturreferat der Stadt Leoben. 1975. 116 Seiten, Abb. auf Tafeln.

Auf dieses neue Jahrbuch muß besonders aufmerksam gemacht werden, weil es schon im Untertitel deutlich auf das Fach Volkskunde hinweist. Die Zahl der wichtigen steirischen Periodica zeigt sich dadurch auf wertvolle Weise vermehrt. Freilich ist all das angesichts der steigenden Bedeutung von Leoben, dem Standort der berühmten Montanistischen Hochschule, die heute schon Montan-Universität heißt, verständlich. Auch das Museum der Stadt Leoben hat ja in den letzten Jahren an Geltung zugenommen.

Aus dem reichen Inhalt des von Günter Jontes, dem Direktor jenes Museums, redigierten Bandes sei besonders auf den Beitrag von Karl Haiding „Über eine Wildfrauensage aus der Umgebung Trofaiachs“ hingewiesen, der an die Veröffentlichung von August Sutter in unserer Zeitschrift (ÖZV 73/1970, S. 285 ff.) anschließt. Es handelt sich um eine gute Fassung der Sage von der „Mahrteneh“, in jenem Motivzusammenhang, bei dem das goldene Haar der saligen Beischläferin von der Ehefrau behutsam zurückgelegt wird. Haiding, der profunde Kenner der Volkserzählung, verfolgt das Motiv in den steirischen Fassungen und weit darüber hinaus. Er geht auch auf die andere Fassung der Sage ein, die meist als Geschlechtersage auftritt, nämlich jene Geschichte, in der die rechtmäßige Gattin den Schlaf der unirdischen Nebenbuhlerin nicht stört, sondern einen Schleier über deren Füße breitet. Das Motiv hat bekanntlich Emil Strauß in seiner ergreifenden Novelle „Der Schleier“ verwendet. Dazu und zu dem ganzen Komplex vgl. jetzt Hans-Friedrich Rosenfeld, *Ausgewählte Schriften zur deutschen Literaturgeschichte* usw. (= *Ausgewählte Schriften* Bd. I), Göttingen 1974. S. 3 ff. Haiding steuert seine reich mit Anmerkungen belegte Untersuchung eher in die Richtung der Schwanjungfrau-Geschichten hin. Aber für die lange Tradierung hat doch wohl eher der menschliche Gehalt des Motives im Bereich der Saeter-Ehe maßgeblich gewirkt.

Leopold Schmidt

**Oskar Moser, Die Sagen und Schwänke der Apollonia Kreuter.** Leben und Überlieferungen einer Kärntner Volkserzählerin. 166 Seiten, mit einigen Abb. Klagenfurt 1974, Verlag Johannes Heyn.

Kärnten ist bekanntlich an Sagen sehr reich, und seit langem wurden und werden sie auch aufgezeichnet und veröffentlicht. Oskar Moser, der unermüdlige Wanderer, Photograph und Forscher, hat sich vielfach damit beschäftigt, besonders anlässlich der Herausgabe der „Sagen aus dem Glödnitztal“ von

Matthias Maierbrugger. In der gleichen Landschaft abseits des Gurktales hat er die Erzählerin Apollonia Kreuter gefunden, und von ihr in den Jahren 1957 bis 1961 viel aufgezeichnet, zum Teil auch mit Hilfe von Tonbandaufnahmen, die mit dem Rundfunk durchgeführt wurden. Aus diesen Bemühungen ist ein sehr lebensvolles Buch entstanden, das mit den Lebensumständen und dem Wesen der alten bäuerlichen Frau, einer Tagelöhnerin, die in einem Stüberl in einer kleinen Keusche wohnte, eingehend vertraut macht. Von ihr hat er also jene Sagen aufgeschrieben, die sie einstmals vor allem beim Totenwachen gehört hatte.

Es sind an die 60 Sagen und ein Vierteldutzend Schwänke geworden, die Moser in Gruppen gegliedert hat. Die Texte sind in Mundart wiedergegeben, und mit Hinweisen auf die Erzählweise der Frau versehen. Im allgemeinen handelt es sich um bekannte Motive, aber in örtlichen Varianten. Moser hat nach manchen Motiven, die ihm von den Sagen aus dem Glödnitztal her bekannt waren, direkt und willig in persönlicher Form wiedererzählt bekommen. Da Moser um die Schwierigkeiten von Inhalt und Form dieser Geschichten weiß, hat er einen ausführlichen Kommentar dazu erarbeitet, der in seiner Genauigkeit und mit dem Ausgreifen auf verwandte Überlieferungen im Ostalpenraum sehr gelungen erscheint. Register und Karte erschließen den Band auf sehr willkommene Weise.

Leopold Schmidt

**Elli Zenker-Starzacher, Der Senavogel und andere Kärntner Märchen.** 284 Seiten, mit Zeichnungen von Gertrud Purtscher-Kallab. Klagenfurt 1975, Verlag Johannes Heyn. S 135,—.

Frau Zenker-Starzacher ist mit den Märchen zuerst in Kärnten und in Wien bekannt geworden, hat dann viel bei den Deutschen in Ungarn gesammelt, und vor einigen Jahren auch die schöne Sammlung „Es war einmal . . . Deutsche Märchen aus dem Schildgebirge und dem Buchenwald“ (Wien 1956) herausgebracht. Im vorliegenden Band wendet sie sich wieder den Märchen ihrer Kärntner Heimat zu. Es sind in Mundart erzählte Märchen, wie sie einstmals Valentin Pogatschnig (1865), Franz Franziszi (1866), Johann R. Bünker (1907) aufgezeichnet und zum Teil veröffentlicht haben. Frau Zenker-Starzacher hat 1937 und später wiederum die Märchen der Frau Paula Marktl und des Bauern Gaber Schöfmann aufgeschrieben. Diese 18 Erzählungen sind hier also in der ersten Hälfte des Bandes vereinigt, in der zweiten Hälfte werden die schriftdeutschen Übersetzungen dazu geboten, und am Ende ein kurzer Kommentar gegeben, der wie in allen Arbeiten der Verfasserin der Wiener Märchenschule aus der Zeit von Spieß und Mudrak verpflichtet erscheint.

Ähnliche Märchen hat auch der vor kurzem von uns gegangene große Kärntner Mundartforscher Eberhard Kranzmayer aufgezeichnet. Es waren grobe männliche Fassungen, die manches deutlich aussprachen, was in den anderen Varianten unausgesprochen oder unaufgeschrieben geblieben sein mag. Leider hat Kranzmayer seine Fassungen meines Wissens nie veröffentlicht. Sie wären vielleicht eine nützliche Bereicherung gerade dieses Bandes gewesen. Aber das Buch ist auch in der vorliegenden Form sicherlich schön und brauchbar.

Leopold Schmidt

**Julius Schmidt, Ist die Kugel aus dem Lauf/Hält kein Teufel sie mehr auf. Spruchweisheiten des Jägers.** Salzburg 1975, Verlag Das Berglandbuch. 79 Seiten, mit 18 Reproduktionen alter Stiche und Holzschnitte und zahlreichen Vignetten. S 95,—.

Das sehr hübsch gemachte Büchlein enthält Sprüche, Vierzeiler, Redensarten aller Art, die sich mit Jagd und Jägern beschäftigen. Das ist ein gutes altes Sammelgebiet, mit dem sich vor allem im 19. Jahrhundert hervorragende Kollektoren wie Reinhold Köhler und J. G. Th. Graesse beschäftigt haben. Aus

diesen und einigen anderen einschlägigen Veröffentlichungen hat der Verfasser dieses geradezu bibliophil gestalteten Bändchens auch geschöpft, ein kleines Literaturverzeichnis findet sich im Anhang.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß in diesem wie in anderen Fällen nicht mehr Gebrauch gemacht wird von den außerhalb der bisherigen Veröffentlichungen erhaltenen einschlägigen Sprüche. Wenn bei Julius Schmidt nicht einige wohlbekannte Marterl-Inschriften stünden, so wäre es um diese Sparte schlecht bestellt. Aber nicht nur Marterln, sondern auch Majolikakrügeln, Schnupftabaksdosen, Pulverhörner und sehr viele andere Gegenstände aus dem Bereich der alten Volkskunst sind doch mit solchen Sprüchen versehen. Es seien hier nur einige von Gegenständen aus dem Österreichischen Museum für Volkskunde hergesetzt, damit man ungefähr den Bezugsbereich abschätzen kann. So steht auf einem oberösterreichischen Majolikagefäß um 1870:

A so geahts auf der Alm  
s denkt koa Dirndl an a Kalben,  
Und koa Jager an d'Jagd  
Balds d'Liab anmal packt (ÖMV 23.689)

Auf einer Tiroler Schnupftabakdose aus dem frühen 19. Jahrhundert wiederum steht:

Das Schießen wär' ein schönes Spiel,  
Triff ich nicht, geht es schon nebenfür (ÖMV 23.263)

Von einem schönen Gmundner Majolikakrug des 18. Jahrhunderts läßt sich die Strophe ablesen:

die Jegerin so in dem Waldt  
sich miehlich abgeloffen  
hat das was sie gesucht so lang  
glücklich hir angetroffen (ÖMV 32.000)

Auf einer Sterzinger Schnupftabakdose des frühen 19. Jahrhunderts findet sich der bilderläuternde Spruch:

Ich bin ein Jäger  
Bin wohl bekannt  
In Gebirg  
Und auch zu Land (ÖMV 23.262)

Die Gläser weisen meist nur ganz kurze bilderläuternde Zeilen auf, beispielsweise ein oberösterreichisches Trinkglas von 1839:

Im grünen Wald  
ist mein Aufenthalt (ÖMV 45.114)

Und ein Pulverhorn aus dem frühen 18. Jahrhundert läßt den vierzeiligen Spruch ablesen:

Mit Fachen und Fangen  
werd ich wenig erlangen.  
Mit Jagen und Hötzen  
Tue ich mich ergötzen (ÖMV 40.825)

Die Aufzählung ließe sich verlängern, besonders bei Einbeziehung der verschiedenen populären Drucke, jener papierenen Schießscheiben etwa, wie sie im 19. Jahrhundert bei Franz Barth in Wien gedruckt wurden, usw. Unter diesen Umständen möchte man nur wünschen, daß ein Herausgeber wie der des schönen Jägerspruchbüchleins auch diese Quellen einmal aufsuchen möge, und dann dafür sorgen, daß die Sprüche mit genauen Herkunftsangaben und womöglich mit vergleichenden Hinweisen abgedruckt werden. Leopold Schmidt

**Karl Freiherr von Leoprechting, Bauernbrauch und Volksglaube in Oberbayern.** Unveränderter Textneudruck der Originalausgabe von 1855, teilweise als Faksimiledruck. Mit Vorwort, biographischem Nachwort und Register mit Worterklärungen von Josef Pfennigmann. München 1975. 320 Seiten. Süddeutscher Verlag. DM 24,—.

Die Originalausgabe dieses Buches unter seinem wirklichen Titel „Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde“ von 1855 werden wenige Institute und Sammler besitzen. Die Neuausgabe, die Josef Hofmiller 1924 veranstaltete, könnte sich wohl noch öfter finden, nach ihr wird auch meistens zitiert. Es war daher sicherlich gut, nach einhundertzwanzig Jahren einen schönen Neudruck des ungemein wertvollen Werkes zu veranstalten, an dem den Kenner nur der neue Titel stören wird: Der Freiherr von Leoprechting hat wirklich nur von seinem Schloß in Pöring bei Landsberg am Lech aus gesammelt, das übrige, doch recht weitläufige Oberbayern ist in anderen Sammlungen behandelt worden, für die aber Leoprechtings Sammlung meist das Vorbild war. Leoprechting selbst ist vor allem von Schmeller und von Friedrich Panzer beeinflusst worden, er lebte wie diese im Spätbiedermeier und hatte für die Veränderungen von 1848 ab und zu ein kräftig ablehnendes Wort.

Der Neuherausgeber hat für seine kurze Einleitung das Vorwort von Josef Hofmiller aus dem Jahre 1924 verwendet, für das biographische Nachwort den Nachruf von Hyazinth Holland von 1865. Auf diese Weise läßt sich eigentlich recht leicht Bücher machen. Aber wenn ein Verlag sich darauf einläßt, und es handelt sich, wie in diesem Fall, um ein des Neudruckes würdiges Buch, warum sollte es dann nicht so sein.

Leopold Schmidt

**Simon Aiblinger, Vom echten bayerischen Leben. Bräuche, Feste, Zeitvertreib.** 319 Seiten, 8 Farbtafeln mit 15 Farbfotos, 113 farbige Zeichnungen im Text. München — Bern — Wien 1975. BLV-Verlagsgesellschaft. DM 39,—.

Das große Land Bayern mit mehr als doppelt so viel Einwohnern wie Österreich hat kein Volkskundemuseum. Es hat aber auch keine Volkskunde in Buchform; in jenen Jahrzehnten, als für viele deutsche Landschaften derartige landschaftlich-stammheitlich geformte Volkskunde-Darstellungen erschienen, gab es offenbar niemanden, der ein solches Buch unternehmen wollte oder konnte. Zusammenfassende Darstellungen oder doch Materialsammlungen sind eher für einzelne Teile des ehemaligen Königreiches und späteren Freistaates erschienen, vor allem für Altbayern. Einzelforschungen wurden in reicher Fülle erstellt, darunter hervorragende, die methodisch sehr wichtig werden sollten. Aber zu Übersichtsdarstellungen, die freilich auch schwer zu erstellen sind, hat der Elan nie gereicht.

In den letzten Jahren haben sich alle Bemühungen um die bayerische Volkskunde deutlich verstärkt. Bayerische Sagensammlungen, Kataloge bayerischer Möbel, Gesamtdarstellungen des bayerischen Bauernhofes, das hat sich alles bereits bewerkstelligen lassen. Daneben erschienen und erscheinen weiterhin verhältnismäßig viele Bücher, die in mehr oder minder volkstümlicher Form größere Gebiete zu überblicken versuchen, zum Teil wohl auch aus dem Bemühen einiger tüchtiger Verleger heraus, handfeste, schön gemachte Bücher für ein sonst zu wenig beachtetes und daher gewünschtes Gebiet auf den Büchermarkt zu bringen.

In diese Reihe gehört sicherlich auch das vorliegende Buch eines bayerischen Rundfunkmannes, der für das Bayerische Fernsehen die Reihe „Unter unserem Himmel“ gestaltet. So läßt sich das Buch von vornherein mit ähnlichen

Veröffentlichungen von Rundfunkleuten in Österreich wie etwa Friedrich Haider oder Gustav Fochler vergleichen. Es ist ein volkstümliches Buch, in das viel an Erfahrungen aus dem Rundfunkleben, aus der Kenntnisnahme von Brauchgestaltern, Sängern und Musikanten eingegangen ist. Kein wissenschaftliches Buch also, aber eine lebensvolle Darstellung, die im wesentlichen den Bestand in der Gegenwart zeigt, wobei zwischen Altbeständen, stillen Erbgütern und folkloristischen Weiterformungen nur knapp unterschieden wird. Für die Fernsehdarbietung geht ja wohl auch oft eines in das andere über. Aber der griffig geschriebene Text, mit Literaturangaben und einem Register versehen, zeigt schon auf, daß der Verfasser zwischen den einzelnen Traditionsstufen zu unterscheiden versteht.

Er informiert zunächst kurz über Herkunft und Wesen der Bayern, macht auch darauf aufmerksam, daß, entsprechend den Grenzen des Freistaates, auch über Franken und Schwaben berichtet werden muß, und läßt an seiner ästhetisch-umweltschützerischen Einstellung keinen Zweifel. Für ihn ist die allgemeingültige Feststellung tägliches Brot, „daß Bräuche inzwischen Museumsexponate geworden sind, Relikte der untergehenden regionalen Kulturen im großen Weltmuseum der vorindustriellen Zeit“, aber man wird seine Einstellung und auch seine Darstellung nicht als sentimental bezeichnen können. So bringt Simon Aiblinger zunächst einen Hauptabschnitt über „Bräuche heute“, dann einen weiteren über „Tracht und Trachtenmode“, schließlich den dritten über „Volksmusik, Lieder, Tänze, Instrumente“, und mehr anhangsweise folgen noch die Abschnitte über „Zeitvertreib“ (Essen und Trinken, Bauerntheater, sportliche Wettbewerbe) und „Festspiele“. Ein „Brauchtum-Kalender“ orientiert noch rasch, wo sich wann bekannte Leonhardirite und verwandte Schaubräuche abspielen. Das ist alles verhältnismäßig knapp gefaßt, unter „Trachtenwallfahrten“ findet man auch „Christophorus-Autoweihen“, und was sich eben so gedrängt zusammenordnen läßt. Daß der Josefitag sehr kurz wegkommt, die „Starkbierzeit“ dagegen etwas ausführlicher, entspricht den bayerischen Verhältnissen, die sich durchaus landschaftsgemäß berücksichtigt finden. Man wird schon deshalb das Buch weiterhin vergleichend mitberücksichtigen. Leopold Schmidt

**Paul Friedl, Geister im Waldgebirg.** 176 Seiten, 55 Abbildungen alter Holzschnitte aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Rosenheim 1975. Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 18,80.

Von Paul Friedl, dem bäuerlichen Kenner des Bayerischen Waldes, ist vor kurzem, 1974, der Band „Prophezeiungen aus dem bayrisch-böhmischen Raum“ erschienen, ein Buch, das schon in den dreißiger Jahren einmal erschienen war, damals aber offiziell gar nicht geschätzt wurde. Diesmal hat es mehr Anklang gefunden, wozu wohl auch die schöne Ausstattung, die der Verlag seinen „Rosenheimer Raritäten“ zu geben pflegt, mit beigetragen haben mag.

Wiederum sehr schön ausgestattet, in zweifarbigem Druck, liegt nunmehr eine Sammlung von Geschichten vor, die so zwischen Sage, Spukgeschichte und „Alltäglichem Erzählen“ liegen. Paul Friedl hat zu den einzelnen kleinen Gruppen jeweils eine knappe Einführung geschrieben, und dann den Text einmal (links) in Mundart und dann (rechts) in Übersetzung gegeben. Da berichtet er, was die Leute erzählt haben und noch erzählen von der Hausschlange, von der Totenuhr, von der „Stubeneckluri“ und dem „Weiherz“ (dem „Aniweign“, wie es bei uns heißt), von der Wilden Jagd und den Irrlichtern, vom „Anhauch“, der die Lungenkrankheit bringen soll, und der „Drud“, die sich eigentlich als arges Magendrücken herausstellt. Er erzählt vom Totenvogel, vom „Stilz“, von Nebelfrau und Irrwurzel, Heidelbergeistern und Schwammerlhexen, also Gestalten, die sich kaum mehr als geglaubt fassen lassen, wovon

es aber immerhin Geschichten gibt. Daß alle berühmten Berge seiner Gegend, der Arber wie der Rachel, der Osser wie der Lusen ihre eigenen Geister haben, ist beinahe selbstverständlich, wenn es sich manchmal fast nur um Namensdeutungen zu handeln scheint wie beim Dreisesselberg. Paul Friedl legt in seinen Ausführungen einen gewissen Wert darauf, daß seine Gewährleute an diese Gestalten geglaubt haben, und bettet ihre Äußerungen in ein etwas ungreifbares Gespinnst von „Seltsam und unerklärlich“ ein, das man mit einem schriftstellerischen „Leben wir mit Geistern?“, wie die Einleitung betitelt ist, überschreiben kann. Das ist für lesefreundliche Besucher des Bayerischen Waldes gedacht, die auf diese Weise ein bißchen in die Stimmung hineinkommen mögen, wie sie dort einstmals vor der Zeit des großen Fremdenverkehrs geherrscht haben mag. Wir sind für die schlicht erzählten Geschichten dankbar, auch wenn sie ganz unkommentiert vorgebracht werden. Den Kommentar, die eventuellen Parallelen in bisherigen Veröffentlichungen, muß man sich selbst dazumachen, und wird dabei wohl auch ein bißchen die Mundartschreibung korrigieren, die nicht immer sachdeutlich ist. Aber dafür sind die Aufzeichnungen bis in die Gegenwart fortgeführt, es tritt sogar noch die „Schwarze Frau“ von der Autobahn auf, von der 1975 in einigen Zeitungen viel die Rede war, und deren Spuren man nummehr höchstens im Z-Archiv unseres Institutes für Gegenwartsvolkkunde finden kann. All das macht das Büchlein ungemein lebendig. Leopold Schmidt

**Ludwig Merkle, Himmlisches Blumengärtlein.** Erbauliches aus alten Andachts- und Gebetsbüchern. München 1975. Süddeutscher Verlag. 160 Seiten, mit 18 Illustrationen. DM 12,80.

Wer die Seitensammlungen der Volkskundemuseen kennt, diese Sammlungen von volkstümlichen Handschriften und Drucken, von Andachtsbildern und Gebetbüchern, der wird stets davon beeindruckt sein, wieviel sich eigentlich normalerweise ausstellungsmäßig nicht zeigen läßt. Nur wenn man ab und zu beispielsweise Haussegen oder handgeschriebene Liederbücher ausstellt, kommen auch solche Bestände wenigstens in Proben zur Geltung. Sonst sind es auf dem weiten Gebiet der religiösen Volkskunde vor allem doch vorzugsweise die Bereiche von „Bildern und Zeichen“, wie ein Buch von Lenz Kriss-Rettenbeck über ein Teilgebiet der Sammlung Kriss heißt.

Die anderen, also kaum je zu sehenden Bestände werden in einer Proben-sammlung wie der vorliegenden etwas nähergebracht. Ein Außenseiter hat sich mit dem Gebiet offenbar eingehender befaßt, sein Literaturverzeichnis weist nicht weniger als 85 derartiger barocke und aufklärerische Gebetbücher und verwandte gedruckte Sammlungen auf, mit Martin von Cochem und Friedrich Mibes ebenso wie mit manchen anonymen Veröffentlichungen. Daraus hat er bemerkenswerte Stellen ausgehoben und in eine lose Reihenfolge gebracht, die vor allem barocker Geisteshaltung entsprechen mag, also vom „Sündlichen Fleisch“ über den „Sanften Liebeswind“ und dem „Ich Sündenaas“ der Herrnhuter bis zu „Teufeln mit eisernen Gabeln“ und den „Geistlichen Mißgeburten“, wie man in der Aufklärungszeit die barocken Gebetbücher bezeichnete. Diese Gebete in Versen und in Prosa werden durch einige wohlbekannte Andachtsbilder erläutert, also Darstellungen der kindhaften 14 Nothelfer etwa, oder der „Wahren Länge Christi“ und ähnlichen Verbildlichungen alter Verehrung. Ob das Büchlein für eine größere Öffentlichkeit irgendeinen Zweck hat, weiß ich nicht. Für uns ist es vor allem bibliographisch brauchbar, und ansonst wohl ein Zeichen dafür, was man gegenwärtig alles als neudruckwürdig befindet.

Leopold Schmidt

**Paul Ernst Rattelmüller**, *Das große Leben Christi*, gezeigt an der Jahreskrippe des Fürstbischofs von Brixen. München 1975. Süddeutscher Verlag — Buchverlag. 121 Seiten mit 23 eingeklebten Farbbildern und 22 Bleistiftzeichnungen des Herausgebers. DM 48,—.

Die große Propst-Krippe im Brixener Diözesanmuseum ist der Krippenforschung vor allem durch die Arbeiten von Josef Ringler bekannt. Die Brüder Propst aus Sterzing haben für den Brixener Fürstbischof Graf Lodron in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts diese riesige Jahreskrippe mit ihren etwa 4000 Figürchen geschaffen. Sie stand im Vorzimmer zum Salon des Fürstbischofs und wird deshalb auch im Vorwort „Die Salonkrippe des Fürstbischofs“ genannt. Der Betreuer nicht nur dieser Krippe, sondern des ganzen Brixener Diözesanmuseums, Alois Wolfsgruber, hat dieses kundige Vorwort verfaßt, nach dem Rattelmüller, eigentlich Heimatpfleger von Oberbayern, Bilder aus der Krippe den Texten des Evangeliums (nach der Mainzer Bibel von 1740) und Legendenstellen (aus dem „Großen Leben Christi“ von Martin von Cochem, 1697) gegenüberstellt. Zusammen ergibt sich also ein eindrucksvoller Band, schön zum Lesen und zum Anschauen, wobei die zarten Bleistiftzeichnungen Rattelmüllers seine vorzüglichen Farbaufnahmen ergänzen und vielleicht auch etwas erläutern. Die gestrichenen und lackierten kleinen Figuren (6—8 cm) lassen sich nämlich in den Farbaufnahmen, vor ihren Hintergründen, gar nicht so leicht erkennen, das Herauszeichnen läßt sie etwas härter erscheinen als sie in Wirklichkeit geformt sind, doch prägen sich die ikonographisch bedeutsamen Züge dabei vielleicht stärker ein. Das Buch gibt selbstverständlich auch Gelegenheit zum Vergleich mit älteren und gleichzeitigen Krippen aus Tirol, die Passions-szenen dieser „Salonkrippe“, besonders mit den entsprechenden Szenen der Tiroler Fastenkrippen und deren theatralischen Aufbau. Auch für die Krippenforschung also von Bedeutung.

Leopold Schmidt

**Irmgard Gierl**, *Stickereien in Bauernstuben*. Alte Kreuzstichmuster aus Bauernhäusern und Museen. 164 Seiten, 8 Seiten Schwarzweißfotos, 12 Farbtafeln, 150 Strickmuster und Motive. Rosenheim 1975. Rosenheimer Verlagshaus Alfred Fölg. DM 33,—.

Die in der Renaissance zu einer weit verbreiteten Volkskunst gewordene Kreuzstickerei hat bis ins 19. Jahrhundert fortgelebt, die bestickten Tücher haben vielfach brauchwürdige Funktionen gehabt. Mit Gründerzeit und Historismus versank die Freude am Kreuzstich. In den Schulen, zumal den Klosterschulen, wurde der Kreuzstich wohl weitergepflegt, aber erst die verschiedenen Heimatpflege-Bewegungen haben sich dann seiner wieder stärker angenommen. Und während früher die Muster für Kreuzstickereien von den Handarbeitsgeschäften ausgegeben wurden, nahmen sich nun die Heimatwerke und verwandten Institutionen der Pflege einer in traditionellen Bahnen verharrenden Frauenkunst an. In Österreich haben in den vergangenen Jahren fast alle Bundesländer ihre eigenen Kreuzstich-Vorlagen bekommen<sup>1)</sup>. Zum Teil waren es volkskundlich vorgebildete Fachleute, die sich damit befaßten, und das Material stammte nicht selten aus den Museen, die ja meist reiche, im allgemeinen nicht ausstellte Bestände an Kreuzsticharbeiten besitzen.

Ein umfangreicheres Zeugnis dieser Bestrebungen wird nunmehr von Irmgard Gierl in Bayern vorgelegt, die sich schon vielfach mit Tracht und Schmuck

---

<sup>1)</sup> Soeben ist die neueste Mappe dieser Art erschienen: **Kärntner Kreuzstichmappe**. Mit Vorwort von Franz Koschier. 24 Blatt Kreuzstichmuster in Mappe. Klagenfurt, Kärntner Handwerk, 1976.

beschäftigt hat. Auch dieser Band besteht hauptsächlich aus den sehr hübsch gezeichneten und gedruckten Stickmustern, wie üblich rot auf weiß, wobei das Material aus Privatsammlungen wie aus Museen, und zwar in Bayern wie in der Schweiz wie auch in Steiermark, Salzburg und Kärnten stammt. Aus der Schweiz sind die reichen Bestände aus Graubünden (Sammlung Elly Koch) besonders zu erwähnen.

Der Text versucht eine lesbare Übersicht über Geschichte und Technik dieser Frauenkunst zu geben, wobei die wichtigsten Vorarbeiten, besonders das „Stickereiwerk“ von Marie Schuette und Sigrid Müller-Christensen (Tübingen 1969) entsprechend herangezogen erscheinen. Im allgemeinen folgt der Text den geläufigen Annahmen über Herkunft dieser textilen Kunstfertigkeit und ihrer Motive, wobei Art und Herkunft der wichtigsten Motive gesondert besprochen werden. Es geht wohl nicht ganz ohne Flüchtigkeiten dabei ab, von denen einige wenigstens angedeutet werden sollen. So wüßte ich nicht, daß in ägyptischen Gräbern „Musterbücher“ aufgefunden worden wären (S. 5); aber vielleicht sind eigentlich „Mustertücher“ gemeint. Daß man Erzeugnisse der Kreuzstickerei im Mittelalter oder später als „billigen Ersatz“ für Orientteppiche verwendet haben sollte (S. 13), ist wohl nicht richtig ausgedrückt. Der Sprung von den bayerischen Rokoko-Kreuzstickereien zu den kostbar bestickten Paramenten in Altötting, die selbstverständlich keinerlei Kreuzstich aufweisen (S. 19), ist nicht recht gelungen; der Leser wird irreführt. Die Formulierungen von Sachverhalten, über die man doch etwas ausführlicher reden müßte, sind manchmal überhaupt zu knapp geraten. So, wenn (S. 25 f.) davon gesprochen wird, daß die „Grenzen von Stickerei und Weberei fließend sind“, dann wird der Laie verwirrt; gemeint ist wohl nur, daß in Stickerei mitunter die gleichen Motive wie in der Weberei auftreten, wobei die Weberei sicherlich als motivgebend anzusprechen ist. Aber da handelt es sich manchmal einfach um zu knapp gebrachte Zitate, die dann ungerechtfertigte Verallgemeinerungen vermuten lassen. So etwa an der Stelle (S. 23), wo es heißt „In Österreich war damals das Brauttaschentuch schwarz ausgenäht“: Da ließe sich der Sachbeweis sicherlich nur mit größter Mühe führen.

Aber das Buch hat dennoch seine Qualitäten und gehört seiner Ausstattung nach sicherlich mit Recht zu den immer zahlreicher werdenden „Rosenheimer Raritäten“.

Leopold Schmidt

**Lisl Fanderl, Bäuerliches Stricken. Alte Muster aus dem alpenländischen Raum.** 160 Seiten mit 200 Abbildungen von Strickmustern, 4 Farbtafeln. Rosenheim 1975, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 39,80.

Stricken war als vor allem weibliche Handarbeit vor wenigen Jahrzehnten noch bei weitem stärker üblich als Sticken. Es war wirtschaftlich einfach notwendig, Socken und Strümpfe mußten im vorindustriellen Zeitalter handgestrickt werden, und in Landschaften, deren Trachten schöne Strümpfe zeigten, war auch das Stricken von Wollstutzen und Wollstrümpfen mit schönen Mustern durchaus üblich. Die Literatur ist verhältnismäßig spärlich, aber es sei doch daran erinnert, daß eine Trachtenforscherin vor solchem Format wie Mathilde Hain dem Gegenstand einmal eine eigene Arbeit gewidmet hat: Bäuerliche Strickkunst im Schlitzler Land (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XLVIII, Berlin 1939, S. 189 ff.).

Das vorliegende Buch ist freilich wie die Mappen über Kreuzstichmuster ganz dem weiblichen Hausfleiß gewidmet, einer vielleicht wieder erwachenden Freude am Stricken, wie sie in Kreisen der Trachten- und Singbewegung immer wieder vorkommt. Der Ausgangspunkt ist für Lisl Fanderl begrifflicherweise die Singbewegung, und Wastl Fanderl ist dementsprechend in einer schönen ge-

strickten Weste auf einem prächtigen Bild zu sehen, wie die Verfasserin auf einem weiteren ebenfalls, mit gestrickten Strümpfen selbstverständlich. Ansonsten bietet das Buch eine reiche Auswahl an Strickmustern, deren Vorlagen aus Privatbesitz, aber auch aus verschiedenen Museen stammen. Es steht jeweils ein vorzüglich aufgenommenes Bild eines Musters neben der Strickanweisung, das Buch ist also direkt für den praktischen Gebrauch gedacht. Bei einem so aufwendig im Zweifarbendruck hergestellten Buch, das ja auch nicht billig ist, einigermaßen zu verwundern. Aber uns, das heißt den Benützern in den Museen beispielsweise, die Textilien zu betreuen haben, wird der Band sicherlich willkommen sein, da er den Vergleich von Mustern ermöglicht. Die Muster haben übrigens auch Namen gehabt, aber davon ist hier bei dieser fleißigen bayerischen Aufzeichnungsarbeit nicht mehr die Rede. Für die Art und Weise, wie Lisl Fanderl das Gebiet aufgearbeitet hat, waren solche Überlieferungszüge wohl nicht mehr von Bedeutung. Dieser ganze ästhetisch artikulierte Folklorismus lebt ja doch in einer eigenen Welt.

Leopold Schmidt

**Volktänze aus dem Schwarzwald.** Gesammelt und aufgezeichnet von Hermann Jülg, Bearbeitung und Satz von Hermann Ruck. Musikverlag Josef Preissler, München 1967. 20 Seiten. DM 8,—.

In den fünfziger Jahren sammelte Hermann Jülg im Schwarzwald Volktänze, von welchen nun eine Auswahl vorgestellt wird. Die Veröffentlichung wendet sich besonders an Musikanten und Volksmusikgruppen. Für sie wurden die Melodien im 3- und 4stimmigen Satz gebracht, der manchmal das Tänzerische zugunsten des Wohlklanges zurücktreten läßt.

Ein beträchtlicher Teil sind Rundtänze (Walzer, Polka), zwei „Heuberger“ sind Belege für das westlichste Vorkommen der Zwiefachen. Die Tanzbeschreibungen auf der Innenseite des Umschlages sind etwas dürftig und mehr als Erinnerungshilfe für Kenner zu werten.

Wenn auch als Copyright-Jahr 1967 angegeben ist, so liegt dieses Heft erst seit kurzem vor; oder sollte es 1976 heißen?

Karl Horak

**Leopold Kretzenbacher, Südost-Überlieferungen zum apokryphen „Traum Mariens“** (= Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse. Sitzungsberichte Jg. 1975, Heft I), 170 Seiten, 10 Abb. auf Tafeln. München, Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1975.

Die Texte der lateinischen Messe sind und bleiben geheimnisvoll, sowohl ihrer Herkunft und Entstehung nach wie ihrem Nachhall entsprechend, also dem, was die Gläubigen in den verschiedenen Epochen daraus hörten und verstanden. Gleich die erste Anrufung der lateinischen Messe ist bekanntermaßen griechisch „Kyrie eleison!“ — „Herr, erbarme dich unser!“, und sie hat als griechischer Einsatz der lateinischen Messe den frühmittelalterlichen deutschen Volksgesang, und nicht nur diesen, maßgebend bestimmt. Im 14. Jahrhundert, als infolge der immer fortschreitenden Bedrängung von Konstantinopel auch im Westen manche Griechischsprechende, Griechischkundige die lateinische Messe anhörten, mögen so manche unter ihnen gemeint haben, der erste mächtige Anruf an den „Herrn“, an den „Kyrios“, habe irgend etwas mit dem vor einem Jahrtausend so mächtigen gewesen großen Herrn des Vorderen Orients, mit Kyros dem Großen zu tun. Damals muß sich, vielleicht in Oberitalien, die legendäre Vorstellung herausgebildet haben, Christus sei der neugeborene Kyros, seine Mutter Maria die neue Mandane, und diese hatte ihrem Vater Astyages ihren ungeheuren Traum erzählt: Wie aus ihrem Leib ein gewaltiger Baum aufgewachsen sei, den die Traumdeuter dann als den kommenden „Herrn“ Kyros bezeichneten. Damals

hat sich offenbar die Legende, das Legendenbild entfaltet, auch Maria habe geträumt, aus ihrem Leib sei ein gewaltiger Baum aufgewachsen, der Baum sei Christus gewesen, der aber auch gleichzeitig an ihm gehangen sei, denn der Baum sei ja eigentlich auch das mystische Kreuzholz gewesen. Davon hat man in theologisch hochgebildeten Kreisen Oberitaliens erzählt, denn nur auf einer solchen Grundlage konnte doch Simone dei Crocifissi aus Bologna um 1360 jenen „Sogno della Vergine“ malen, der sich heute in der Pinacoteca Nazionale in Ferrara befindet.

Mit diesen Dingen haben uns verschiedene Forscher, materialmäßig jedenfalls Paolo Toschi, vertraut gemacht, und Mathilde Hain hat 1973 in ihrem reichen Beitrag „Der Traum Mariens“ in der Festschrift für Leopold Kretzenbacher (S. 218 ff.) viel zur weiteren Erklärung beigetragen. Sie hat auch darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Motiv vom Traum Mariens zweihundertfünfzig Jahre nach Simone dei Crocifissi im deutschen geistlichen Lied wieder auftritt, vor allem in den von Nikolaus Beuttner gesammelten Liedern der frühen Gegenreformation, 1602. Das Lied „Und unser lieben Frauen / der traumete ein Traum“ schließt bezeichnenderweise jede Strophe mit einem „Kyrieelison“.

Mathilde Hain hat aber darüber hinausgehend darauf aufmerksam gemacht, daß es eigentlich eine zweite, womöglich viel weiter verbreitete Tradition von einem Traum Marias gäbe: Nämlich von einem auf dem Ölberg geträumten Traum, in dem Maria die ganze Passion Christi voraussieht. Beim Erwachen bestätigt ihr der Sohn, daß sich alles so ereignen werde, wie sie es geträumt habe. Mathilde Hain hat mit einem staunenswert weiten Überblick auf die slawischen und balkanischen Traditionen wie auf die heute noch umlaufenden Kettenbriefe ausgeführt, was sich dazu mit dem bisherigen Material alles sagen ließ. Es ist eine schöne Fügung, daß Leopold Kretzenbacher selbst seit vielen Jahren Stoff zu diesem Thema gesammelt hat, was bei seiner Kenntnis der verschiedenen hier wesentliche Sprachen besonders intensiv ausfallen mußte. Weitere Umblicke haben ihm noch sehr beachtliche Ausgriffe erlaubt, bis zu einem Rückgriff ins wahlheimatliche Bayern, wo sich in Großwiesen bei Kumreut im Bayerischen Wald eine bisher unbeachtete Wallfahrtskapelle „Maria Traum“ hat finden lassen.

Kretzenbacher hat den disparaten Stoff nach räumlichen Überlieferungsgruppen im Südosten gliedert. Zunächst führt er eine von ihm gefundene kirchenslawische Marientraum-Handschrift aus dem Chilandar-Kloster auf dem Berg Athos vor. Dann geht er auf die bisher wenig berücksichtigten Wunderbaum-Visionen in den bulgarischen Überlieferungen vom „Traum der Gottesmutter“ ein. Älteres und neueres Überlieferungsgut erschließt sich in der Behandlung der serbischen und slawomakedonischen (orthodoxen) Prosatexte der Marientraum-Apokryphe, wobei das überraschend große Nachleben in Volksbüchleindrucken heute besonders auffällt. Aber auch bei den katholischen Kroaten vermag Kretzenbacher derartige Apokryphen-Überlieferungen und dazugehörige Flugblätter ausführlich nachzuweisen. Bei den Slowenen waren und sind es vor allem die geistlichen Volkslieder, welche das Motiv bewahrt haben. Über die Nachweise bei Mathilde Hain kann Kretzenbacher mit den neugriechischen wie mit den rumänischen Fassungen hinausgreifen. Das Volkskunde-Archiv in Athen ist ihm da ebenso hilfreich beigestanden wie die rumänischen Volksbuchforschungen Felix Karlingers seine Einsichten und Funde bestätigen konnten. Sie alle beziehen sich übrigens auf den Traum von der Passions-Vorausschau, und ihre Auswertung in den verschiedenen Flugblattgedrucken verbindet sich auch immer damit. Die Wallfahrt im Bayerischen Wald dagegen entstammt einem eigenen Überlieferungsstrang. Das Gnadenbild bezeugt deutlich, daß Maria sitzend träumt, wie ihr der jugendliche Christus die Passions-Geräte zuträgt, gleichsam wie in einem Wachtraum. Inwieweit hier volkstümliche Passionsmystik quer

durch Bayern den Bayerischen Wald mit dem Pfaffenwinkel, mit Oberammergau verbunden hat, würde sich wohl klären lassen. Die Verbindungen der Holzverarbeiter zwischen dem Alpenwinkel und dem Bayerischen Wald sind uns an sich gut bekannt (vgl. ÖZV Bd. XX/69, 1966, S. 310), sie sind aber doch bisher kaum zur Aufschließung von volkskulturellen Bereichen wie dem hier behandelten herangezogen worden.

Auch solche Erscheinungen versteht Kretzenbacher in größere Zusammenhänge einzuspannen, sei es der von dem Mit-Leiden, der „Compassio“ Mariens mit ihrem Sohn, sei es jener von der mehrfach wichtig gewordenen Vorstellung des „Kind-Königs“, der ja der „Kyrios“ mitunter auch sein kann, wie eben schon der jugendliche Kyros einstmals auch. Die Zeit der Gegenreformation hat die verschiedensten Anklänge auszugestalten verstanden, hat Motive ausgeformt, die man bei flüchtiger Betrachtung gewiß leicht den Urbildern der Jungschen Psychoanalyse zuweisen würde, wenn man nicht wüßte, daß zuerst und vor allem doch die möglichen wirklichen Zusammenhänge zwischen den jeweiligen Verkörperungen solcher Vorstellungen gesucht werden müssen und gefunden werden können.

Man sieht, Kretzenbachers neues Buch läßt trotz seiner gewaltigen Materialfülle auch noch nach verschiedenen Seiten weiterdenken. Man hätte es sich deshalb vielleicht gewünscht, wenn eine zusammenfassende, über die Einzelheiten hinausblickende Einleitung diese in die größeren Zusammenhänge gestellt hätte. Man wird gewiß durch die reichhaltigen Anmerkungen, durch die Bildbeilagen und durch das nützliche Register gut geführt, aber zu einem Lesbarmachen der komplizierten Zusammenhänge wäre eine Zusammenfassung vor oder nach den Einzeluntersuchungen sicherlich erwünscht gewesen. So muß man einstweilen, wie bei so vielen intensiven Studien Kretzenbachers, sich die möglichen weiteren Ergebnisse selbst erarbeiten, kann über die Texte, die aus den verschiedensten Quellen erarbeitet und übersetzt sind, nicht hinweglesen. Das werden die mit Kretzenbachers Arbeiten besonders vertrauten Slawisten und Byzantinisten vielleicht in höherem Ausmaß tun als die engeren volkskundlichen Fachgenossen, welche die gewaltigen Bereicherungen, die sich aus diesen Studien ergeben könnten, vielleicht noch nicht in gebührendem Ausmaß zur Kenntnis nehmen. Aber auch sie werden sicherlich das gewaltige Maß an Arbeit, nicht zuletzt auch an Feldforschung, an erwanderten Sammelergebnissen und an weit ausgreifender Literaturkenntnis gebührend anzuerkennen wissen. Leopold Schmid t

**Lebendiges Gestern.** Erwerbungen von 1959 bis 1974 (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde, Berlin, Bd. 1), Berlin 1975, Museum für Deutsche Volkskunde. 257 Seiten, mit zahlr. Abb. und Tafeln.

1964 feierte die Osthälfte des Museums für deutsche Volkskunde in Berlin das 75. Jahr des Bestehens dieser wichtigen Einrichtung unseres Faches mit einer Festschrift. Nunmehr tut die Westhälfte so ungefähr das gleiche, und der Band dient zugleich als Festgabe zum 65. Geburtstag von Lothar Pretzell, dem Direktor dieses wiedergegründeten Museums, das es nunmehr endlich auch zu einem eigenen Gebäude gebracht hat. Diese Festschrift bezeugt das interne Leben dieses Berliner Museums in den genau geplanten und erfreulich zielsicher gestalteten Beiträgen seiner im wesentlichen jungen Mitarbeiter.

Der schöne Band wird vom jetzigen Direktor des Hauses, Theodor Kohlmann, eingeleitet, der das so fruchtbare Wirken von Pretzell schildert und zum Abschluß bereits ein Bild des Neubaues in Berlin-Dahlem, Im Winkel 6/8, bringen kann. Dann folgte Heidi Müller, durch ihre wertvolle Dissertation über die Möbel in Nordschwaben wohlbekannt, mit einer Gesamtdarstellung der Möbel des Berliner Museums. Dem traditionsreichen Haus sind im 2. Weltkrieg 428 Katalognummern Möbel verbrannt, ein ungeheurer Verlust. Aber Pretzel hat

unermüdlich wiedererworben; es ist erstaunlich, was Heidi Müller nun alles exakt vorzuführen vermag. Sie tut es landschaftlich, beginnt mit Bayern und endet mit Pommern. Österreichs Möbel sind mit Stücken aus Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Steiermark vertreten. — Dann behandeln in ähnlicher Art Ingolf Bauer und Paul Stieber (inzwischen verstorben) die Keramik. Zu 200 alten Stücken kommen hier etwa 1700 Neuerwerbungen dazu. Gegliedert ist nach Schwarzgeschirr, Steinzeug, hochgebrannte Irdenware, Bunzlauer Geschirr, Irdenware mit Aufgliederung nach den Landschaften, schließlich Fayance, Steingut und Porzellan. — Weiters schildert Rotraut Sutter die Bestände an Tracht. Die Sammlung war reich, die Lücken, die der Krieg riß, waren groß. Aber es ist auch auf diesem Gebiet wieder viel nacherworben worden, auch von Außenlandschaften wie Siebenbürgen. Wenn man bedenkt, daß das Museum heute wieder beispielsweise 553 Frauenhauben, 299 Schulter- und Halstücher, 253 Frauenjacken, 251 Frauenschürzen besitzt, so muß man vor dieser Nacherwerbungs-tätigkeit schon große Hochachtung empfinden. — Der nächste Beitrag gilt den Textilien und stammt von Justus Kutschmann, der auch nur einen geringen Rest des einstmals bedeutenden Bestandes vorfand. So blieben von den Tischdecken nur 7 erhalten, aber es kamen 57 neu dazu, von den Wandbehängen erhielt sich ein einziger, aber 15 konnten neu erworben werden. Das schöne Gebiet ist, wie auch die Abbildungen zeigen, durch bedeutende Stücke, beispielsweise einen Wandteppich zum Reformationstag 1667, angereichert worden. — Im nächsten Beitrag zeigt Edgar Harvolk, was sich im Berliner Museum alles an altem Arbeitsgerät angesammelt hat. Ihm kommt ebenso wie Heidi Müller und Ingolf Bauer die Schulung bei Torsten Gebhard in München zugute. Harvolk bringt Beispiele an wesentlichen Neuerwerbungen, für die er nicht zuletzt in Österreich Angaben gesammelt hat. Das beginnt mit einer Schabkluppe für das Strohdachdecken aus Oberösterreich, führt zu einer Breinstampfe aus Niederbayern, einer Breche aus Baden und ihrem Gegenstück aus Südtirol, zu einer Schwingmaschine aus Niederbayern, und erweist schließlich in den Anmerkungen, daß auch dieses spröde Gebiet des Arbeitsgerätes doch seine gute Spezialliteratur besitzt. Direktor Theodor Kohlmann stellt dann sein Spezialgebiet, die volkstümliche Graphik, vor. Mit über 5000 Blättern ist seine Sammlung die zahlenmäßig größte des Museums, und umfaßt weltliche wie religiöse Graphik, von den Kupferstichen bis zu den Öldrucken, Oblaten und Weihnachtsbriefen.

An diese Berichte aus den einzelnen Abteilungen schließt eine Darstellung von Gertrud Weinhöld „Das Evangelium in den Wohnungen der Völker“ an. Die bedeutende Sammlerin, die sich um die Krippe wie um das Osterei angenommen hat, bietet hier einen Überblick über ihre „komparative volkskundliche und ökumenische Sammlung“.

Leopold Schmidt

**Frankfurter Wörterbuch**, auf Grund des von Johann Joseph Oppel und Hans Ludwig Rauh gesammelten Materials herausgegeben im Auftrag der Frankfurter Historischen Kommission in Verbindung mit dem Institut für Volkskunde der Universität Frankfurt am Main von Wolfgang Brückner. 5. Lieferung bearbeitet von Rosemarie Schanze (Gediftel bis gutwillig). Frankfurt am Main 1975, Verlag Waldemar Kramer. S. 817—1016. DM 32,—.

Das Frankfurter Wörterbuch, ein Wörterbuch einer bedeutenden Stadt-Umgangssprache mehr als etwa nur einer Stadt-Mundart, wächst im bisherigen Tempo weiter. Die vorliegende Lieferung ist wieder reich auch an volkskundlich bemerkenswertem Material, wenn man hier auf sprachlichem Gebiet überhaupt trennen will. Besonders reich erscheinen mir die großen Artikel wie etwa Geld, Gesicht, Gewitter, Gickel, Glück, Gold, Gott und gut. Bei „Gickelschmiß“ muß man sich anmerken: So heißt dort das Hahnenschlagen. Solche brauch-tümliche

Hinweise gibt es ebenso wie selbstverständlich und in reichem Ausmaß Redensarten, Sprichwörter, Rätsel, Kinderreime, Neujahrsverse und ähnliches. Man kann sich für jedes Interessengebiet bestimmte Artikel vornehmen und wird einiges darin finden: So etwa für die Musik: Geige, Gelächter (hölzernes —), Hackbrett (bei Gelärm), Getrommel, Getute, Gitarre. In manchen Fällen würde man die Bearbeiterin gern etwas fragen. So etwa bei der „Gemperlein“ genannten kleinen Glocke des Frankfurter Domes, ob die „Freiherren von Gemperlein“ von Maria Ebner-Eschenbach irgend etwas damit zu tun haben. Oder ob „Pathornbohne“ gleich „Domturmbohnen“ etwa dem Wiener „Stephansturmreiben“ gleichzusetzen sein mag. Oder bei „Gewürzel“, ob hier nicht die lustige Redaktionsfigur des „Baltzer Gewerzelkopp“ der alten „Frankfurter Zeitung“ hergehört hätte, und ob seine einstmals sehr aktuellen Artikel eigentlich exzerpiert wurden. Das sind aber nur Fragen am Rande einer großen fleißigen Leistung, der man viel Anerkennung zollen darf.

Leopold Schmidt

**Wolfgang Mieder**, Das Sprichwort in unserer Zeit (= Schriften des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Heft Nr. 8), 116 Seiten. Frauenfeld, 1975, Verlag Huber & Co. AG.

Ein Spezialist der Sprichwortforschung, der sich gerade auch mit der Sprichwortverwendung durch Dichter der Gegenwart beschäftigt hat, versucht hier zu zeigen, in welchem Ausmaß sprichwörtliche Fügungen, entweder ganz oder teilweise, ernsthaft oder parodiert, heute verwendet werden, nicht zuletzt im öffentlich geschriebenen Deutsch, also in den Zeitungen. Den Großteil seiner Belege hat er der amerikanischen Ausgabe der „Zeit“ entnommen, ein schöner Beweis übrigens dafür, daß auch andere Leute mit dem unübersehbar umfangreichen und wichtigen Material der Zeitungen zu arbeiten verstehen. Ob es sich um politische oder um Wirtschafts-Sprache handelt, um die Sprache der Karikatur in den Illustrierten, Mieder versteht sein Thema zu gliedern und zu variieren. Daher auch sein Verständnis für „zeitgemäße Sprichwortvariationen“ und für das sicherlich auch bedenkenswerte „Infragestellen altüberlieferter Sprichwörter“. Für die Gegenwartsvolkskunde also entschieden von Bedeutung.

Leopold Schmidt

**Heinz Rölleke** (Hg.), Die älteste Märchensammlung der Brüder Grimm, Synopse der handschriftlichen Urfassung von 1810 und der Erstdrucke von 1812 (= Bibliotheca Bodmeriana, Reihe Texte Bd. I), 403 Seiten, mit 4 Tafeln. Fondation Martin Bodmer, Cologny-Genève 1975. DM 58,—.

Seit 1807 hatten die Brüder Grimm Märchen zu sammeln begonnen. Als Clemens Brentano die Herausgabe einer Märchensammlung plante, schickten sie ihm 1810 ihre Handschrift. Brentano gab sie nie heraus, sie verscholl, war aber doch vorhanden, nämlich in der Abtei Ölenberg im Elsaß. Dort fand sie der hochverdiente Elsässer Germanist Joseph Lefftz und gab sie 1927 heraus. Das Buch ist längst sehr selten geworden. Die Handschrift wurde inzwischen nach Amerika verkauft, ist aber von Martin Bodmer dort erworben und so in seiner Sammlung für Europa gerettet worden. Aus diesem Anlaß veranstaltet nunmehr Rölleke diese genaue Ausgabe, welche die Fassungen der Ölenberger Handschrift den gedruckten Fassungen der Ausgabe von 1812 gegenüberstellt, mit allen Bemerkungen auch in den Handexemplaren der Brüder Grimm.

Die luxuriös gedruckte Ausgabe, in der mangels des einen oder des anderen Textes viele Seiten leer bleiben, läßt also das Werden der Textfassungen der Grimmschen Märchen gut erkennen. Genaue Erläuterungen bringen alles, was zu den Fassungen zu sagen ist, mit allen erforderlichen Literaturangaben. Eine ausgezeichnete Leistung der Grimm-Philologie, nach der man sich in allen hier einschlägigen Fragen wird richten müssen.

Leopold Schmidt

**Edmund Spiess, Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode auf Grund vergleichender Religionsforschung.** Unveränderter photomechan. Nachdruck nach der Ausgabe Jena 1877 (bei H. Costenoble), Graz, Akademische Druck- u. Verlagsanstalt 1975. Geb. 616 Seiten.

Neudrucke haben ihr mehrfach Gutes. Sie erleichtern, ermöglichen sogar oft erst den Zugang zu den in den Bibliotheken (oft kriegsbedingt) selten gewordenen Werken. Die Werbetätigkeit der Verlage bringt heute inmitten verhängnisvoller Spezialisierung der Einzelforscher solche Werke viel mehr Fachgebieten zur Kenntnis als ehemals. Wenn es sich bei den nachgedruckten Büchern wie im vorliegenden Falle des volks- und völkerkundlich interessierten evangelischen Theologen Edmund Spiess (1836—1889) noch dazu um eine Art „Bilanz“ des zu seiner Zeit für eine „Vergleichende Religionswissenschaft“ Errungenen handelt, dann ist solch ein Band auch für unser Fach von großem Nutzen. Nicht zuletzt deswegen, weil der gegenwärtige Terminologie-Wirrwarr in Mitteleuropa, noch gesteigert durch die unverkennbare Dominanz der religionswissenschaftlichen Forschung in Frankreich, die in den deutschsprachigen Ländern nicht im verdienten Maße sofort verwertet wurde, heute den Zugang auch zu dem erschwert, was das spätere 19. Jahrhundert schon „wußte“ und hier wie in einem Compendium zur „Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode“ vorgelegt hatte. Spiess hatte dieses vom Indologen Max Müller (1823—1900) so entscheidend geprägte, aber auch bis heute nur an ganz wenigen deutschsprachigen Hochschulen etablierte Fach als Privat-Dozent in Jena gelesen. Er vermochte eine für seine Zeit schon erstaunlich große Bibliographie „als Repertorium aller wichtigen Werke und Schriften über die gesamte Vergleichende Religionsforschung“ für Fachinteressierte vorzulegen, denen wie ihm die Erkenntnis moderner archäologisch-prähistorisch-religionssoziologischer Forschung, zu der eben auch unsere Religiöse Volkskunde so viel beizutragen vermochte, fehlte. Also ging er von den so sehr verschiedenartigen Vorstellungen über Wesen und Ursprung der „Seele“ aus, ehe er sich an die weltweit erfassbaren Sonderprägungen der Eschatologie jener für das 19. Jahrhundert überschaubaren Zeiträume und Religionsgemeinschaften wagte. Das hatte E. Spiess bereits im Kriegs- und Siegesjahr 1871 in seinem umfangreichen Werke „Logos Spermaticos“ (Leipzig 1871) als Forschungsprogramm aufgestellt (S. 24 ff., 51 ff.). Unter bewußter Zurückstellung der christlichen Eschatologie verfolgt Spiess den Entwicklungsgang der Vorstellungen von Seele und Tod, von Leichenbestattung und Gräbersymbolik in völkerkundlichen Bereichen („unzivilisierter oder wilder Völker“) wie in den alten Hochkulturen der Ägypter, der Chinesen (Kong-fu-tse, Lao-tse), der Inder in den Veden, im Brahmanismus und im Buddhismus, der persischen Zoroaster-Lehre, des griechischen Hades wie des römischen Orcus; ferner der zu seiner Zeit so sehr ins Blickfeld getretenen Kelten wie der Germanen und auch der für ihn rätselhaften Slawen (S. 394 ff.), für die er immerhin die damals edierten griechischen (byzantinischen), lateinischen, orientalischen und deutschen Quellen nach den zu seiner Zeit besten Kennern (P. J. Šafařík, 1795—1861; J. Dobrovsky, 1753—1829) vorstellt. Daß sich die daran geschlossene Eschatologie des Judentums als Unsterblichkeits- und Vergeltungslehre wie jene des Islam vom zukünftigen Leben letztlich doch vor der Folie des Christentums aufrollt, zeigt die weitgreifende Bemühung des Werkes, das durch ein Namens- und Sachregister erschlossen und mit allgemeinen Literaturhinweisen wie solchen zu jedem Einzelkapitel reich ausgestattet ist. Es macht ein zu früh vergessenes Werk eines Theologen auch für unsere Volkskunde der Überlieferungen im Geistig-Religiösen fruchtbar.

Leopold Kretzenbacher

**János Tóth, Az Őrségnek népi építészetete** (Die Volksarchitektur des Őrség-Gebietes). Budapest, Műszaki Könyvkiadó 1975, 155 Seiten, 328 Abbildungen, Pläne, Zeichnungen (engl.-deutsch-russ. Zusammenfassung).

Wenigstens kurz und ohne die Möglichkeiten zu näherem Studium des ungarischen Buchtextes darf auf dieses Werk zur Hausforschung West-Ungarns hingewiesen werden. Der Verfasser ist Architekt und um die Hausforschung in Ungarn hochverdient, zugleich einer der Vorkämpfer für die Einrichtung von Freilichtmuseen zur Erhaltung historischer dörflicher Bauwerke. In dem vorliegenden Buch behandelt er das Hauswesen des Őrség-Gebietes im westlichem Komitat Vas, schließt also unmittelbar an das Burgenland an und bezieht die sogen. „Oberwart“ entlang des Pinkalaufes (Pinkafeld, Oberschützen, Ober- und Unterwart, Sziget in der Wart und Jabing) mit ein. Zusammen mit dem Bauernhaus des Göcsej im Komitat Zala, das J. Toth übrigens 1965 in einem eigenen Band behandelt hat<sup>1)</sup>, und mit den „Pannonischen Häusern“ Nordost-Sloweniens<sup>2)</sup> bildet diese Region eine für uns wichtige Hauslandschaft durchaus eigenen und vielfach altertümlichen Gepräges.

Für die vergleichende Hausforschung ist da zunächst die Tatsache interessant, daß man auch in der westungarischen Hausforschung von einer Altschicht des Hauses ausgeht, das aus einer Rauchstube (füstös szoba, füstös konyha, lakókonyha) mit Vorderladerofen und Herdbank bestand, die zugleich Wohnraum und Küche war und sich mit ihrem Laubenraum (pitvor) erst sekundär zur späteren Wohnküche (lakókonyha) (Abb. 51) oder Flurküche (Abb. 54) differenzierte, sei es durch Zubauten, sei es durch Raumteilung. Die Grundrißentwicklung, wie sie János Tóth in Abb. 51 und 54 an Beispielen ausweist, müßte freilich noch speziell etwa auch auf Grund des Gefüges von Wand und Dach untersucht werden.

Der Verf. bringt weiter interessante Beispiele für die Haken-, Drei- und Vierseitbildung von Hofanlagen (Abb. 67—85), befaßt sich eingehend mit Trauf-lauben (Tornác), Rauchabzug und Entwicklung der Rauchfänge im Haus (Abb. 162—170). Eine Besonderheit dieser Hauslandschaft sind die prächtig verzierten, beschnitzten oder bemalten Giebelbrüstungen, von denen eine Anzahl besonders aus Heghátzentpéter abgebildet werden (Abb. 106—129). Die Stuckzier an den gemauerten Giebeln erinnert dagegen an die späte Hausverprächtigung der mittleren und südlichen Steiermark (Abb. 130—134). Es folgen Haus-einrichtung und Möbel mit wichtigen Vergleichsbeispielen, das Kapitel Öfen und Herde und die durchaus interessanten Wirtschaftsgebäude, vor allem die Dreschscheunen (Cséplő pajta). Schließlich behandelt der Verf. die Baukonstruktionen, darunter auch den Blockbau (Abb. 171—173) und sehr eingehend die Gerüstformen des hier noch generell gebräuchlichen Scherenjochdaches und deren Entwicklung, wobei gleich neun Varianten in der Ausbildung des Dachfußes dargestellt werden (Abb. 198—202). Je ein eigenes Kapitel widmet sich den Blockbau-speichern (Kásté) (S. 80—82) und den sonstigen Kleinbauten (Pressen, Mühlen, Brunnen, Schweineställe, Taubenhäuser). Es folgen die dörflichen Sakralbauten, darunter die charakteristischen Glockentürme (Abb. 252—266, ungarisch: haranglá), Kapellen und Flurkreuze. Kapitel III und IV berichten ausführlich über die Bemühungen um die regionalen Freilichtmuseen in Szombathely (Steinamanger) und Zalaegerszeg sowie um Pläne und Reservate für die Denkmäler dieser hauskundlich ohne Frage sehr traditionsreichen und beachtenswerten Landschaft im westlichen Ungarn.

---

<sup>1)</sup> Tóth János, Göcsej népi építésete (Die Volksarchitektur im Göcsej-Gebiet). Budapest 1965. 155 Seiten, 278 Abb.

<sup>2)</sup> Vgl. u. a. M. Maučec, Kmečka hiša in njena funkcija v Prekmurju. In: Etnografija Pomurja, Murska Sobota 1967, p. 20—35.

Die vergleichende Forschung wird aus den vortrefflichen Maßplänen und Zeichnungen sowie aus dem guten Bildmaterial allein schon viel Nutzen ziehen können. Vielleicht entschließt man sich aber doch auch zu einer Übersetzung in eine der geläufigeren Sprachen; dieses Buch von Tóth sowie auch das über das Bauernhaus des Gőcsej ließen es als international besonders wünschenswert erscheinen.  
Oskar Moser, Graz

**Alberto Mario Cirese, Enrica Delitala, Chiarella Rapollo, Giulio Angioni,** *Plastica effimera in Sardegna. I pani.* Grafica di Tonio Casula. Cagliari (1974), Stabilimento Tipolitografica Editoriale Fossataro, Viale Emas 154. Querformat, 72 Seiten, 48 Tafeln.

Volkskunst aus vergänglichem Material, das ist ein großes, unerschöpfliches Thema. Das Kapitel der Gebäckgebäude, ein wichtiges Teilgebiet davon, wird am ehesten immer wieder behandelt. In diesem Fall haben sich die Vertreter der sardinischen Volkskunde vom Institut in Cagliari zusammengetan, um die sardinischen Gebäckbrote umfassend und systematisch zu behandeln, auf Grund der bisherigen gar nicht so unansehnlichen Literatur, sowie auf Grund neuer Aufnahmen, die auch mit einem Fragebogen fundiert wurden. Es ist ein sehr schönes Buch daraus geworden, das durch seine vorzüglichen, auch schön dargebotenen Photos besonders besticht. Die Textbeiträge sind zum Teil aus älteren Veröffentlichungen, so von Alberto La Marmora, Grazia Deledda und anderen entnommen. Auch der große deutsche Erforscher von Sprache und Volkskultur Sardinien, Max Leopold Wagner, findet sich mit einem Abschnitt („Nomi e forme del pane in Sardegna“) herangezogen. Enrica Delitala hat die Fragebogenaktion durchgeführt und kommentiert sie. Die köstlichen Bilder zeigen all die pflanzlichen und tierischen Formen des Gebäcks, köannerisch stilisiert, wie sie zu Weihnachten, zu Ostern, zur Hochzeit und anderen Gelegenheiten gebacken werden. Das Buch ist ein wahrer Schatz.

Bei dieser Gelegenheit soll darauf hingewiesen werden, daß das Institut in Cagliari auch eine Zeitschrift herausgibt, deren Obertitel *Brads* abgekürzt „*Bolletino del Repertorio e dell'Atlante demologico Sardo*“ bedeutet. Alberto Cirese und Enrica Delitala leiten auch diese Publikation. Für uns nicht uninteressant, beispielsweise im 5. Heft S. 63 ff. einen Beitrag von Riccardo Viridis über die „Nenneri“ zum Johannesfest in Ogliastra zu finden, da diese „Nenneri“ bekanntlich das direkte Gegenstück zu unserem Barbara- und Luciaweizen sind, nur daß in Sardinien diese Enkel der Adonisgärtchen mit großem Pomp in Umzügen herumgetragen werden, wogegen unsere Teller mit der Luziensaart bescheiden am häuslichen Herd stehen. Die Bergmannsvolkkunde wird interessieren, daß Maria Chiara Cerina im gleichen Heft über die Bergmannslieder auf Sardinien schreibt, die Liedtexte immer sardisch und italienisch. Im ganzen also ein bemerkenswerter Zuwachs im Bereich der europäischen Volkskundezeitschriften.  
Leopold Schmidt

#### Märchen der Weltliteratur:

**Harri Meier und Dieter Woll,** *Portugiesische Märchen.* 280 Seiten.  
**Hans-Jürgen Zaborowski,** *Märchen aus Korea.* 272 Seiten. Düsseldorf-Köln 1975, Verlag Eugen Diederichs. Je DM 24,—.

Die lange, so erfolgreiche Märchensammlung des Diederichs-Verlages ist abermals durch zwei schöne Bände verlängert worden. Die „*Portugiesischen Märchen*“, von zwei Romanisten der Universität Bonn herausgegeben, sind sehr willkommen, da es Märchen aus Portugal fast nie in deutschen Übersetzungen gibt, wogegen die bedeutenden portugiesischen Ausgaben wohl auch ab und zu in unseren Bibliotheken stehen, gewiß aber nicht zu oft benutzt

werden. Die kluge Auswahl bringt alle wichtigen Märchentypen, unter denen sich auch Vertreter der schon seit Grimm und Bechstein wohlbekannten Erzählungen wie Hänsel und Gretel, Goldmarie und Pechmarie, Rätselprinzessin Turandot usw. befinden. Sagen, Legenden und Schwänke ergänzen diesen Hauptbestand. Für den Süden des Landes ist ein gewisses Nachleben der Erinnerung an die im Frühmittelalter dort herrschenden Mauren festzustellen, im Norden eine nachbarliche Auseinandersetzung mit den Spaniern in Galicien, wobei sich die Portugiesen als die intellektuell Überlegenen vorkommen. Die Sammlung ist durch ausführliche Anmerkungen erschlossen, die auch auf die ab und zu vorkommenden Erwähnungen von Märchennahmen in der portugiesischen Hochliteratur seit dem 16. Jahrhundert hinweisen, woraus sich also auch ein Einblick in die Märchengeschichte des Landes ergibt <sup>1)</sup>.

Die Märchen aus Korea stehen uns ferner, ebenso fern wie jene aus China und aus Japan, zu denen es mehrfache Verbindungen gibt. Ein deutscher Lektor, der in Seoul mit einer Koreanerin verheiratet ist, hat die Märchen aus den gar nicht wenigen koreanischen Sammlungen ausgewählt und übersetzt. Vor zwanzig Jahren hat es bereits einmal eine ähnliche, freilich weniger umfangreiche Auswahl gegeben, nämlich den Band von E. Eckardt, Die Ginsengwurzel. Koreanische Sagen, Volkserzählungen und Märchen. Eisenach 1955. Es bestürzt ein wenig, wenn man bedenkt, daß jener Band damals erschien, weil das Thema durch den Koreakrieg aktuell erscheinen mußte, und daß das Erscheinen der Portugiesischen Märchen nunmehr vielleicht durch die Umwälzungen in Portugal mitangeregt worden sein mag. Aber sei dem wie immer, die Volkserzählforschung ist da offenbar die gewissermaßen unschuldige Nutznießerin der Weltgeschichte.

Die Typenangaben in beiden Bänden wurden von Kurt Ranke erstellt, und erleichtern wie immer dem Nachforschenden die Einordnung der Erzählungen.  
Leopold Schmidt

**Malaisische Geschichten.** Aus dem Malaiischen übertragen von Hans Overbeck. Düsseldorf-Köln 1975, Eugen Diederichs Verlag. 278 Seiten.

Auf diese Sammlung muß hier hingewiesen werden, weil sie für die Märchen- und Schwankforschung von Bedeutung ist. Besonders die malaiischen Schwänke haben so manche Ähnlichkeit mit alten europäischen Überlieferungen, und vor allem die Schwankfigur des Pa Pandir läßt sich mit Gestalten wie Eulenspiegel in mancher Hinsicht vergleichen. Besonders das dummliche wörtliche Ausführen von Befehlen verbindet Pa Pandir durchaus mit seinem niederdeutschen Vetter. In anderen Dingen sind die Unterschiede freilich sehr groß.

Das Buch, wunderschön in original-malaischen Battist gebunden, hat seine eigene, ziemlich traurige Geschichte. Der so ungemein interessierte und unternehmende Verleger Eugen Diederichs hatte sich zur Herausgabe einer Schriftenreihe „Insulinde“ entschlossen, wie er ja auch seine Reihen „Thule“ und „Atlantis“ gründete, und vor allem seine „Märchen der Weltliteratur“. Für „Insulinde“ hatte sich der deutsche Exportkaufmann Hans Overbeck angeboten, der zwanzig Jahre seines Lebens meist auf Java zubrachte und vor allem in der Internierung während

---

<sup>1)</sup> Inzwischen ist noch ein weiteres Bändchen mit portugiesischen Märchen in deutscher Übersetzung erschienen, auf das hier auch aufmerksam gemacht werden muß: Felix Karlinger und Maria Antonia Espadinha, Märchen aus Portugal. Illustriert von Arnhild Johne / Oskar Reiner (= Fischer-Taschenbuch Nr. 1683) 159 Seiten. Frankfurt am Main 1976. — Es sei darauf hingewiesen, daß in dieser billigen Taschenbuch-Reihe bisher nicht weniger als zwanzig Märchen-Bände erschienen sind.

des 1. Weltkrieges Malaiisch mit allen seinen Dialekten gelernt hatte. Von seinen geplanten Bänden hat Diederichs leider nur zwei herausbringen können, Manuskripte zu weiteren haben sich jetzt, lang nach dem im 2. Weltkrieg erfolgten Tod Overbecks im Verlagsarchiv gefunden. Der vorliegende Band ist der genaue Neudruck der 1925 erschienenen Erstausgabe, nur daß Ulf Diederichs ein knappes aber gut informierendes Vorwort über Overbeck, sein Schicksal und sein Werk, beigelegt hat.

Leopold Schmidt

#### Berichtigung:

Im Heft 4 des vergangenen Jahrganges XXIX/78, 1975, wurde auf Seite 325 die Nennung des Artikelverfassers irrtümlich unterlassen. Der vollständige Titel lautet:

Stilperioden der ungarischen Volkskunst

Über einige Möglichkeiten des Vergleichs der Volkskunst in Ungarn und Österreich

Vortrag, gehalten am 23. März 1973 im Verein für Volkskunde in Wien  
Von Tamás Hofer, Budapest

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I  
Wien 1976

# Weistümer aus Vorarlberg als Quellen insbesondere der rechtlichen Volkskunde

Von Herbert Schempf, Korntal

## I.

Zwei wichtige wissenschaftliche Unternehmungen nehmen derzeit von Vorarlberg ihren Ausgang: die groß angelegte Geschichte Vorarlbergs, deren erste zwei von geplanten vier Bänden B. Bilgeri<sup>1)</sup> bislang vorgelegt hat und die auf drei Teile angelegte Edition der Vorarlberger Weistümer durch K. H. Burmeister<sup>2)</sup>, deren erster Teil die Herrschaft Bludenz sowie die Reichsherrschaft Blumenegg und die Propstei St. Gerold umfaßt. Damit tritt Vorarlberg, seine Geschichtsschreibung<sup>3)</sup> und die bislang wenig beachtete Weistümforschung<sup>4)</sup> verstärkt in das Licht der wissenschaftlichen Öffentlichkeit, nicht nur in Österreich. Burmeisters Edition schließt an den letzten Band der Tiroler Weistümer<sup>5)</sup> an und komplettiert so die seit 1864 bestehenden Bemühungen um eine Herausgabe der Österreichischen Weistümer. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Diskussion um Entstehung, Begriff und Inhalt des Weistums, die seit Jakob Grimm eigentlich nie aufgehört hat, heute wieder verstärkt geführt wird<sup>6)</sup>.

Die folgenden Darlegungen wollen sich nicht um eine Bestimmung der Begriffe Weistum, Öffnung, Taiding, Ehehaft, Hofrecht, Landsbrauch oder ländlicher Rechtsquelle bemühen. Nur soviel sei für

1) Geschichte Vorarlbergs Bd. I 1971, Bd. II 1974.

2) Vorarlberger Weistümer 1. Teil (Bludenz-Blumenegg-St. Gerold) 1973.

3) Einen Überblick gibt der Ausstellungskatalog „Geschichtsschreibung in Vorarlberg“, Bregenz 1973.

4) Einzelheiten hierzu bei Burmeister in der Einleitung zum 1. Teil der Vorarlberger Weistümer, S. 9 ff.; ders., Zu der geplanten Ausgabe der Vorarlberger Weistümer, Montfort 1967, 77—105.

5) Tirolische Weistümer V. Teil (1. Ergänzungsband, Unterinntal), herausgegeben von N. Grass und K. Finsterwalder, 1966.

6) Eine ausführliche Bibliographie bei D. Werkmüller, Über Aufkommen und Verbreitung der Weistümer, 1972. Verwiesen sei noch besonders auf K. H. Burmeister, Die Vorarlberger Landsbräuche und ihr Standort in der Weistümforschung 1970; ders., Die Weistümer Vorarlbergs, Montfort 1969, S. 392 ff.; G. Kocher, Richter und Stabübergabe im Verfahren der Weistümer, 1971; ders., Form und Rechtsgang der österreichischen Weistümer, in Bericht über den 12. österreichischen Historikertag in Bregenz, 1974.

Vorarlberg vorweg festgestellt. Bei den Vorarlberger Weistümern, in den Quellen oftmals als Landsbrauch oder Landsgebrauch bezeichnet, fehlt offenbar das Merkmal der Weisung bzw. Öffnung<sup>7)</sup>. Sie sind also nicht, von seltenen Ausnahmen abgesehen, in einem genau festgelegten, gerichtsverfassungsrechtlich vorgesehenen Verfahren festgestellte Rechtsgewohnheiten<sup>8)</sup>, wohl aber überwiegend Aufzeichnungen ländlichen Gewohnheitsrechts. So ist etwa der Landsbrauch für Montafon aus dem Jahre 1601 ausdrücklich als Landesordnung bezeichnet<sup>9)</sup> und weckt so Assoziationen an die mit dem 15. Jahrhundert einsetzenden Gesetzgebungstätigkeiten in den einzelnen Ländern Habsburgs, die oft als Landesordnung oder Landtafel<sup>10)</sup> bezeichnet werden. Dem Inhalt nach ist der Landsbrauch für Montafon aber trotz einer offiziellen Redaktion<sup>11)</sup> eine Bestandsaufnahme der privilegierten Freiheiten, schriftlichen Ordnungen und Satzungen der Herrschaft Bludenz<sup>12)</sup>.

Vielmehr soll schlicht nach dem Inhalt der Weistümer oder Landsbräuche gefragt werden, so wie ihn die Edition uns vermittelt. Die Bedeutung der Weistümer als Quelle für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die Rechts- und Verfassungsgeschichte aber auch für die Rechtliche Volkskunde und die Sprachforschung sind immer wieder, gerade auch in jüngster Zeit betont worden<sup>13)</sup>. Mitteilich-Lieberich bezeichnen die Weistümer als unschätzbare Quelle der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte<sup>14)</sup> und Künßberg<sup>15)</sup>, der wohl als erster die volle Bedeutung der Weistümer als Quelle der Volkskunde, insbesondere der Rechtlichen Volkskunde erkannt hat, meint etwas überschätzend, die Bedeutung der Weistümer für die Volkskunde liege im Besonderen darin, daß sie das bäuerliche Leben in allen Einzelheiten regelten, in der Hauptsache volkstümliches Recht

---

7) Burmeister, Edition, S. 13.

8) Anlehnung an eine Definition von H. Baltl, Die Österreichischen Weistümer, MIOG 59 (1951), 376 ff.

9) Vorarlberger Weistümer (VW), 1. Teil, S. 70.

10) Übersichten bei H. Baltl, Österreichische Rechtsgeschichte 1972, 157 ff.; G. Wesener, Geschichte des Erbrechts in Österreich seit der Rezeption 1957, 12 ff.

11) Burmeister, Die Vorarlberger Landsbräuche und ihr Standort, S. 53.

12) Wie Anm. 9, S. 71.

13) So beruht etwa die Darstellung der Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes von K. S. Bader (1. Teil 1957; 2. Teil 1962; 3. Teil 1973) nicht zuletzt auf einer Auswertung von Weistümern. Vgl. auch L. Carlen, Rechtsgeschichte der Schweiz 1968, S. 12.

14) Deutsche Rechtsgeschichte, 13. Auflage (1974), S. 218.

15) Rechtliche Volkskunde 1936, S. 84; ders., Rechtsgeschichte und Volkskunde 1965, S. 12 ff.

enthielten und volksmäßig entstanden oder doch volksmäßig überliefert worden seien.

Eine Übersicht über die Sachhalte der Vorarlberger Weistümer hat Burmeister in seiner grundlegenden Arbeit über den Standort der Vorarlberger Landsbräuche in der Weistumsforschung gegeben<sup>16)</sup> und sie auch als Quelle einer Darstellung der Verfassung der ländlichen Gerichte Vorarlbergs herangezogen<sup>17)</sup>, wie dies in ähnlicher Weise H. Baltl für das Gebiet der Steiermark unternahm<sup>18)</sup>. Wenn auch hier nochmals versucht werden soll, den Inhalt der Weistümer wiederzugeben, so kann dies angesichts der gebotenen Kürze nur unter einem bestimmten Blickwinkel geschehen. Gewählt wurde der der Volkskunde und insbesondere der Rechtlichen Volkskunde. Es soll daher weniger nach Rechtsinstituten gefragt werden als vielmehr danach, inwieweit aus den Weistümem geschlossen werden kann, daß bestimmte Rechtswahrzeichen und Rechtshandlungen in der Gemeinschaft verwurzelt sind oder, wie kürzlich formuliert wurde, der Verflochtenheit rechtlicher Erscheinungen mit der sozialen Wirklichkeit nachzuspüren<sup>19)</sup>. Ganz ohne Überschneidungen wird dies jedoch kaum möglich sein.

## II.

Die strenge, öffentlich geübte Förmlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, sei es auf straf-, privat- oder lehensrechtlichem Gebiet, ist kennzeichnend für die deutsche Rechtsentwicklung<sup>20)</sup>. Eine Reihe von Prozeßordnungen dokumentiert dies in eindrucksvoller Weise noch für das 17. Jahrhundert, als anderswo bereits der geheime Prozeß römisch-kanonischer Prägung Eingang gefunden hatte. Die Malefizgerichtsordnung für die Reichsherrschaft Blumenegg<sup>21)</sup> und die Zivilprozeßordnung für dasselbe Gebiet<sup>22)</sup>, beide aus der ersten

<sup>16)</sup> Wie Anm. 11, S. 83 ff.

<sup>17)</sup> Die Verfassung der ländlichen Gerichte Vorarlbergs vom Spätmittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 19 (1971), S. 26 ff.

<sup>18)</sup> H. Baltl, Die ländliche Gerichtsverfassung Steiermarks vorwiegend im Mittelalter, Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 118 (1951).

<sup>19)</sup> K. S. Kramer, Grundriß einer Rechtlichen Volkskunde 1974, S. 4. Vergl. auch L. Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. 1 (1966), S. 131 ff.

<sup>20)</sup> H. Conrad, Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. I, 2. Auflage 1962, S. 146 ff. und 385 ff.; O. Opet, Geschichte der Prozeßeinleitungsformen im ordentlichen deutschen Rechtsgang, Abtl. 1: Die Zeit der Volksrechte 1891; U. Stutz, Das Stadtrecht gegen die Formstrenge im Strafprozeß, ZRG, GA, 38 (1917), S. 367 ff. Allgemein zu den Förmlichkeiten im Prozeß; Schröder-Künßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 6. Auflage 1922, S. 844 ff. Für die ältere Zeit Amira-Eckhardt, Germanisches Recht, Band II, 4. Auflage 1967, S. 161 ff.

<sup>21)</sup> Undatiert, VW, 1. Teil, S. 340 ff.

Hälfte des 17. Jahrhunderts stammend, enthalten eine genau geregelte und inhaltlich bestimmte Abfolge von Fragen des Richters an den Angeklagten bzw. die Urteiler und ebenso genau formulierte Antworten. Schon die feierliche Eröffnung des gerichtlichen Verfahrens, die sog. Hegung<sup>23)</sup>, vollzieht sich in einzelnen, genau festgelegten, Abschnitten. Auf Einzelheiten soll hier nicht näher eingegangen werden. Wichtig erscheint jedoch in diesem Zusammenhang, daß immer wieder die Frage nach der richtigen Zeit für den Zusammentritt des Gerichts gestellt wird (ob es nit wol an der tagzeit seie, der tag nit zue hailig noch zue unhailig). Dieses Frage-Antwort-System zwischen Richter und Rechtsprecher, wobei offen bleibt, wer von den Gerichtspersonen dies ist, deckt sich mit den Formelementen anderer Weistümer. An die Feststellung der legitimen Voraussetzungen schließt sich die Begründung des Gerichtsfriedens, den niemand ungestraft verletzen durfte. Als sinnfälliges Zeichen der Gerichtsgewalt hält der Richter wie andernorts auch den Stab: daß ich alda müge nidersitzen, den Gerichtsstab in mein Hand nemen und richten. Ähnliche Formulierungen finden sich öfters.

Wie allgemein in der Volkskunde spielt die Zeit, spielen Termine eine gewichtige Rolle<sup>24)</sup>. Daß die Gerichtssitzungen zu bestimmten Zeiten stattgefunden haben, meist im Frühling und Herbst, manchmal auch noch im Spätwinter, weniger im Sommer, ist bekannt. Hierfür sprechen nicht zuletzt wirtschaftliche Erwägungen, nämlich die Arbeitsbelastung der Urteiler, die entweder gewählt oder vom Landammann ernannt wurden<sup>25)</sup>. Statt Maigeding oder Maiengericht findet sich in Vorarlberg das Märzengericht, so etwa im Montafon<sup>26)</sup>, in St. Gerold<sup>27)</sup> und in den im Allgäu gelegenen Besitzungen des Klosters Mehrerau<sup>28)</sup>. In St. Gerold tritt es unter dem Probst am

---

<sup>22)</sup> Ebenda, S. 345.

<sup>23)</sup> Hierzu G. K ö b l e r in HRG, Bd. II, Spalte 36. K o c h e r, Richter und Stabübergabe, S. 50, meint, der Terminus Hegung sei als Ausdruck für die gesamten Eröffnungsformalitäten nicht entsprechend. Ein Blick auf die ebenfalls als Hegung bezeichneten Eröffnungszeremonien des zeitgenössischen Theaters läßt die Hegung lediglich als Formalakt zur Besetzung und Schließung der Gerichtsstätte erscheinen. Vgl. I. S e y d e l, Zur Hegung des mittelalterlichen Theaters, Studium generale 5 (1952), S. 18 ff. und J. G r i m m, Deutsche Rechtsaltertümer, Bd. II (Neudruck 1974), S. 437.

<sup>24)</sup> K r a m e r (wie Anm. 19), S. 37.

<sup>25)</sup> B a l t l (wie Anm. 18), S. 96 ff.

<sup>26)</sup> Hofbrief von 1382, VW, 1. Teil, S. 55; Landsbrauch von 1545 und 1601, ebenda, S. 57 bzw. 69.

<sup>27)</sup> Hofrodol von 1377, VW, 1. Teil, S. 408; Hofrecht von 1514, ebenda, S. 411.

<sup>28)</sup> Text bei K. S p a h r, Die Benediktinerabtei Mehrerau und ihr Märzener oder Lehengericht zu Grünenbach im Allgäu, Festschrift Nikolaus Grass, I. Band, 1974, 91 ff.

ersten Mittwoch des Monats März zusammen. Im Abstand von zwei Wochen tagt auch jeweils mittwochs in Bludenz das Stadtgericht. Es hat den Anschein, als ob sich der ursprünglich auf den dritten Tag der Woche fallende Gerichtstag (Dingstag = Dienstag) aus religiösen Gründen auf den Mittwoch verschob, obgleich gerade in Vorarlberg der Mittwoch als Unglückstag galt und heute noch gilt<sup>29)</sup>. Denn seit dem Ende des 13. Jahrhunderts ist der Mittwoch liturgisch von der *Missa de pace* beherrscht<sup>30)</sup>. Friede und Gerichtsversammlung aber stehen seit frühester Zeit in engem Zusammenhang.

Dem Brauch der Zeit entsprechend sind die Kalendertage meist nach den Namenstagen der Heiligen benannt. Sie bestimmen den Jahresrhythmus. So dauert die Weidezeit regelmäßig von St. Georg (25. 4.) bis Michaeli (29. 9.) bzw. bis zum Gallustag (16. 10.)<sup>31)</sup>. Vierzehn Tage nach Michaeli sollen die Alpmeister der Alpe Alpila im Gebiet Thüringerberg „die Zäun ablegen“<sup>32)</sup>. Während dieses Zeitraums soll auch kein Holz geschlagen werden, damit das im Wald befindliche Vieh nicht zu Schaden kommt<sup>33)</sup>. Bis zur Mitte des Heumonats, spätestens aber an St. Jakob (25. 7.) müssen die mit auf die Alpe getriebenen Schweine eingesperrt sein<sup>34)</sup>. An Michaeli oder St. Florian (17. 11.) wird der Zins an den Probst von St. Gerold fällig, wogegen Schmalz, Korn und Käse entweder auf Martini (11. 11.) oder nach Belieben, mithin bei Bedarf des Probstes fällig sein sollen<sup>35)</sup>. Martini ist weithin als Zinstag üblich, wogegen der sog. Lämmerzehnt<sup>36)</sup> naturgemäß früher, nämlich am Tag vor St. Georg zu erbringen ist.

Martini ist auch nicht nur ein wichtiger Termin für Abgaben und Gesinde. So wird etwa in St. Gallenkirch an diesem Tag der Kirchenpfleger, der Mesner und der Waibel bestellt, außerdem wird der Lohn für den Mesner fällig: 2 Kreuzer pro Gemeindeeinwohner<sup>37)</sup>. Ähnliches gilt in Schruns<sup>38)</sup>, wogegen in der Pfarrei Tschagguns der

---

<sup>29)</sup> R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 3. Auflage, 1974, S. 562. Vgl. auch Jungbauer in HDA, Bd. VI, Sp. 440 ff.

<sup>30)</sup> G. Schreiber, Die Wochentage im Erlebnis der Ostkirche und des christlichen Abendlandes, 1959, S. 143.

<sup>31)</sup> So etwa Kirchspielordnung von Bartholomäberg von 1652, VW, 1. Teil, S. 127 ff. (Titel Panwäld). Ähnlich Montafoner Landsbrauch von 1545, ebenda, S. 57 ff. (61, 62).

<sup>32)</sup> Alpdordnung v. 1684, VW, 1. Teil, S. 369 ff. (370).

<sup>33)</sup> Kirchspielordnung für Nüziders von 1592, VW, 1. Teil, S. 234 (8).

<sup>34)</sup> Alpdordnung für die Ober-Hutla-Alpe von 1730, VW, 1. Teil, S. 387 (3).

<sup>35)</sup> Hofrodol von 1377, VW, 1. Teil, S. 408 ff. (7).

<sup>36)</sup> J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 1. Band (Neudruck, 1974), S. 543.

<sup>37)</sup> Kirchspielordnung von 1625, VW, 1. Teil, S. 136 ff. (7).

<sup>38)</sup> Kirchspielordnung von 1625, VW, 1. Teil, S. 147 ff. (6).

Kirchenpfleger an Mariae Lichtmeß (2. 2.) gewählt wird<sup>39)</sup>. In Bürs können die Abgaben noch bis St. Thomas (21. 12.) entrichtet werden, weil ein Großteil der Bevölkerung sich um Mitterfasten<sup>40)</sup> herum auf Wanderschaft begibt, um sich als Handwerker außer Landes zu verdingen<sup>41)</sup>. Es ist dies ein Hinweis auf die durch Übervölkerung einerseits und eine wenig entwickelte gewerbliche Wirtschaft andererseits bedingte Arbeitslosigkeit, auf deren Hintergrund auch ein Phänomen wie die Auer Zunft zu verstehen ist<sup>42)</sup>. Denn durch dieses Angebot an relativ billigen Arbeitskräften war es den Vorarlberger Barockbaumeistern möglich, Aufträge aus dem benachbarten Ausland zu günstigen Bedingungen auszuführen, wogegen in der eigenen Heimat bis auf die Pfarrkirche in Bludesch sowie die Barockkirche und die Stiftsgebäude des Klosters Mehrerau nichts von ihnen errichtet wurde. Unter dem Bezauer Baumeister Peter Thumb sollen mehr als 200 Vorarlberger im Elsaß tätig gewesen sein, ein Zug Vorarlberger ins böhmische Leitmeritz ist belegt<sup>43)</sup>. Dieses Reservoir an Arbeitskräften begünstigte im 19. Jahrhundert den industriellen Aufschwung, obgleich auch noch dann viele Landarbeiter, vor allem Bergbauerkinder als Erntehelfer auf die großen Bauernhöfe und adelige Güter Oberschwabens ziehen<sup>44)</sup>.

Auch Michaeli, mit dem die Sommerzeit zu Ende geht, ist ein wichtiger Tag für Dienstboten. So erhalten etwa in der Herrschaft Bludenz die Drescher vor Michaeli 8 Kreuzer, danach aber nur noch 6 Kreuzer täglich. Denselben abgestuften Lohn erhalten auch die Holzscheiter, ein Heuzieher dagegen bei freier Kost 10 Kreuzer<sup>45)</sup>. Am Johannistag (24. 6.) wird für die Alpe Zürs die Alprechnung erstellt<sup>46)</sup>, Matthäi (21. 9.) und St. Andreas (30. 11.) sind für den Fischfang bedeutsam<sup>47)</sup>: in dieser Zeit darf in den öffentlichen

---

<sup>39)</sup> Kirchspielordnung von 1645, VW, 1. Teil, S. 155 ff. (Kirchenpfleger).

<sup>40)</sup> Etwa der Zeitraum zwischen 1. März und 4. April.

<sup>41)</sup> Kirchspielordnung von 1698, VW, 1. Teil, S. 217 ff. (5).

<sup>42)</sup> Einzelheiten bei N. Lieb/F. Dieth, Die Vorarlberger Barockbaumeister, 2. Aufl., 1967.

<sup>43)</sup> Vorarlberger Barockbaumeister (Ausstellungskatalog), Einsiedeln 1973, S. 19.

<sup>44)</sup> I. Weber-Kellermann, Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts, Marburg 1965, S. 304; J. Muther, Die Wanderungen der Schwabekinder in Tirol und Vorarlberg, Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge 4 (1912). Literarisch wurde das Thema der Schwabekinder von R. Beitzl in seinem Roman „Johringla“ (Salzburg 1951) gestaltet.

<sup>45)</sup> Polizeiordnung von 1651, VW, 1. Teil, S. 31 ff.

<sup>46)</sup> Alpordnung von 1609, VW, 1. Teil, S. 284 ff. (8)

<sup>47)</sup> Fischereiordnungen der Herrschaft Bludenz von 1601, 1603 und 1608, VW, 1. Teil, S. 47 ff., ebenso Landsbrauch von Sonnenberg, VW, 1. Teil, S. 208 ff. (9) und von Montafon 1601 (wie Anm. 26) Titel XVI.

Gewässern wie Ill, Litz, Aflenz, Meng und Samina nicht gefischt werden, damit der Laich insbesondere der gesuchten Bachforelle nicht zu Schaden kommt.

### III.

Ihrem Charakter als ländlicher Rechtsquelle entsprechend läßt sich aus den Weistümern ein anschauliches Bild der bäuerlichen Verhältnisse zeichnen. Milch- und Viehwirtschaft, aber auch der Anbau von Getreide<sup>48)</sup> sind, wie die Abgaben zeigen, vorherrschend, im Bregenzer Wald noch die Holzwirtschaft. Der Weinbau spielt eine gewisse Rolle nur in Feldkirch und im Rheintal. Bei den Weistümern aus der Herrschaft Bludenz einschließlich derjenigen der Reichsherrschaft Blumenegg und der zu Einsiedeln gehörigen Propstei St. Gerold nehmen die Alpordnungen einen breiten Raum ein (33 an der Zahl). Hier im Montafon und im heutigen großen Walsertal liegen mit die großen Bergweiden Vorarlbergs, deren Bewirtschaftung Einzel- und Gemeininteressen, man denke etwa an den Viehtrieb und die damit verbundenen möglichen Schäden an fremdem Eigentum, aufeinander treffen lassen. Hier einen Ausgleich zu schaffen ist Aufgabe der Alpordnungen. Sie sind oftmals sehr umfangreich, wie die Alpordnungen für die Alpe Formarin<sup>49)</sup> oder diejenige der Spora-Alpe im Gemeindegebiet Tschagguns<sup>50)</sup>, teils enthalten sie nur wenige Bestimmungen, wie etwa die Alpordnung von St. Gerold<sup>51)</sup>. Inwieweit regionale Unterschiede bestehen, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Auch die Frage der gegenseitigen Beeinflussung bedarf noch eingehender Untersuchungen<sup>52)</sup>.

Auch in Vorarlberg ist die Almwirtschaft beherrscht vom Grundsatz des Almwzanges: das Vieh muß den Sommer über bis auf eine Heimkuh zur Deckung des laufenden Bedarfs an Milch auf die Alm getrieben werden, damit Heimweide und Maiensäß zur Heuernte zur Verfügung stehen<sup>53)</sup>. Es darf jedoch nur so viel Vieh aufgetrieben werden, wie der betreffende Alpgenosse Weidgerechtigkeiten besitzt. Dabei entsprechen ein Käsrecht je nach Güte der Alm 10 oder 12 Kuhweiden. Pro Kuhweide darf nur eine Milchkuh oder 2 Stück Galtvieh oder höchstens 4 einjährige Kälber, für 2 Kuhweiden ein

<sup>48)</sup> B. Bilgeri, Der Getreidebau im Lande Vorarlberg, Montfort 2 (1947), 178—248,3 (1948), 65—99,4 (1949), 11—49 und 142—229,5 (1950), 233 bis 251.

<sup>49)</sup> VW, 1. Teil, S. 248 ff.

<sup>50)</sup> VW, 1. Teil, S. 163 ff.

<sup>51)</sup> VW, 1. Teil, S. 415 ff.

<sup>52)</sup> Einstweilen sei verwiesen auf Burmeister, Die Vorarlberger Landschaften . . . (Anm. 6), 105 ff.

<sup>53)</sup> N. Grass, HRG, Bd. I, 129; ders. Beiträge zur Rechtsgeschichte der Alpwirtschaft, 1948, 11 ff.

eigenes Pferd und für 3 Kuhweiden ein fremdes aufgetrieben werden. Wieviele Kuhweiden dem einzelnen Alpgenossen zustehen, ist meist detailliert zur Vermeidung von Streitigkeiten festgehalten. Für Schweine, Ziegen und Schafe sowie für Pferde wird Unterschiedliches bestimmt. Wenn Schafe überhaupt aufgetrieben werden dürfen, dann höchstens 10 pro Kuhweide<sup>54</sup>). Oftmals dürfen die Schafe nur außerhalb der Kuhweiden am steileren Schafberg<sup>55</sup>) geweidet werden und, ebenso wie die Ziegen, nur von einem eigenen Hirten zusammen mit einem Hüterbuben<sup>56</sup>). Überhaupt sind Ziegen ziemlich unbeliebt. Wegen ihrer Freßsucht sind sie etwa auf der Alpe Vergalda ganz verboten<sup>57</sup>), auf der Alpe Tschöppa darf dagegen jeder Alpgenosse eine Milchziege zum eigenen Bedarf auftreiben, die aber „dem kuvich (=Kuhvieh) ohne schaden gehütet werden“ soll<sup>58</sup>). Ähnliches gilt für Schweine und Pferde, die nur insoweit geduldet werden, als der einzelne Alpgenosse auf sie angewiesen ist, auf das Pferd zum Transport des „hausplunders, molckens, holz und tach“, weshalb sich der Ausdruck Brauchroß findet<sup>59</sup>), auf das Schwein zur Verwertung der überflüssigen Molke.

Es kann nicht Aufgabe dieses Abrisses sein, die Ergebnisse, die N. Grass und seine Schule für die Almen Nord- und Südtirols sowie das angrenzende Oberbayern erarbeitet hat<sup>60</sup>), für das Gebiet von Vorarlberg zu überprüfen. Immerhin lassen sich, was in der Natur der Sache liegt, Erscheinungen wie Triebrechte, Schneefluchtrecht, Mietvieh, welches im Zusammenhang mit dem Zwang zur Besetzung der Alm gesehen werden muß, und dergleichen auch in den Weistümern Vorarlbergs nachweisen. Unter dem Blickwinkel der rechtlichen Volkskunde interessieren jedoch im besonderen die Sanktionen bei Verstößen gegen die von den Alpgenossen gemeinsam beschlossenen oder überlieferten Ordnungen. Handelt es sich doch dabei nicht um obrigkeitliche Bestrafungen, sondern um das weite Feld selbständiger

---

<sup>54</sup>) Alpdordnung für die Alpe Tilisuna von 1456, VW, 1. Teil, S. 175 (1).

<sup>55</sup>) Z. B. Alpdordnung für die Alpe Vergalda von 1556, VW, 1. Teil, S. 195. erinnert sei etwa an den Schafberg im Salzkammergut, der heute noch in seinem oberen steilen Teil zur Schafweide dient, wenn auch, ähnlich wie die Ziegenhaltung in Zermatt, mehr aus Gründen des Tourismus denn im Interesse der Erhaltung der Almwirtschaft.

<sup>56</sup>) Etwa Landsbrauch für Montafon 1601, Titel XXVII, VW, 1. Teil, S. 69 ff. (109); Alpdordnung für die Spora-Alpe (wie Anm. 50), S. 167.

<sup>57</sup>) S. Anm. 55.

<sup>58</sup>) Alpdordnung von 1770, VW, 1. Teil, S. 405.

<sup>59</sup>) Alpdordnung für die Ober-Hutla-Alpe von 1730 (Anm. 34).

<sup>60</sup>) Eine Zusammenstellung der Arbeiten von N. Grass und der von ihm angeregten Dissertationen enthält die Festschrift Nikolaus Grass, II. Band (Innsbruck/München 1975), S. 586 ff. Über die von ihm begründete Innsbrucker Schule für Almforschung vgl. F. Klein-Bruckschwaiger in Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 15 (1967), S. 23—32.

Rechtsausübung des Volkes<sup>61)</sup>, welches von Erscheinungen wie Betriebsjustiz und Selbsthilfe bis zu den nur noch am Rande juristisch interessierenden Narrengerichten auch heute noch reicht.

Die regelmäßige Sanktion bei Verstößen gegen die Almordnungen ist die Viehpfändung: „so soll man iede kuw, alltag und so oft und vil das beschicht, pfänden umb sechs pfennig“<sup>62)</sup>. Das Institut der Viehpfändung geht zurück auf ältere Vorstellungen, nach denen der Geschädigte sich des auf frischer Tat angetroffenen Tieres bemächtigen und an ihm seine Rache ausüben darf<sup>63)</sup>. Denn das Tier wurde, übrigens nicht nur im germanischen Kulturkreis, als beseelt und deshalb selbst als Täter angesehen. Mit der Zeit tritt an die Stelle der Tötung die Pfändung, ähnlich wie im römischen Recht, das Mensch und Tier grundsätzlich gleich behandelt und deshalb ebenfalls davon ausgeht, daß sich das Tier strafbar macht, wenn es in unerlaubter Weise abweidet, an die Stelle der Herausgabe des schädigenden Tieres an den Geschädigten die Schadenersatzleistung durch den Tierhalter tritt<sup>64)</sup>.

Pfänden bedeutet zunächst nur das Festhalten des schädigenden oder, was mindestens ebenso häufig vorkommt, des überzähligen Tieres durch den unmittelbar Betroffenen, in dessen Rechte eingegriffen wird: „so recht darinnen hat“<sup>65)</sup>. Die Pfändung bezweckt daher zuerst, das auf dem geschädigten Grundstück angetroffene Tier einzufangen und zu verwahren. Der Eigentümer kann das Tier durch Zahlung einer Buße auslösen. Ob, ähnlich wie in Tirol<sup>66)</sup>, die Pfändung in Vorarlberg durch besondere Gemeindeorgane erfolgte und eigene Pfandställe zur Verfügung standen, erhellen die Alpordnungen nicht.

Neben die Pfändung tritt die Entfernung des überzähligen Tieres<sup>67)</sup> und (oder) Bußen an die Gemeinschaft, die von den Alpmeistern eingezogen werden, nicht nur in Geld, sondern zum Teil auch in Naturalien, zum Beispiel Schmalz<sup>68)</sup>. Und schließlich drohten

---

<sup>61)</sup> Beispiele bei K. S. Kramer in Bayr. Jahrbuch für Volkskunde, 1962, S. 63; ders. Grundriß einer rechtlichen Volkskunde, S. 70 ff.; H. Schempff in Juristische Schulung, 1967, S. 203.

<sup>62)</sup> Statt vieler Alpordnung der Spora-Alpe von 1534 (Anm. 50).

<sup>63)</sup> Einzelheiten bei N. Grass, Beiträge... (Anm. 53), S. 62 ff.; L. Carlen, Das Recht der Hirten, S. 91 ff.

<sup>64)</sup> M. Kaser, Römisches Privatrecht, 7. Auflage, S. 197; Th. Mommsen, Römisches Strafrecht (Neudruck, 1961), S. 834.

<sup>65)</sup> Alpordnung der Spora-Alpe von 1534 (wie Anm. 50), S. 166.

<sup>66)</sup> Vgl. Grass, Beiträge, S. 65 ff.

<sup>67)</sup> Z. B. Alpordnung für die Alpe Sera (1592), VW, 1. Teil, S. 395 (13).

<sup>68)</sup> Alpordnung für die Stafelfederalpe im Gebiet Raggal (1618), VW, 1. Teil, S. 400 (12); Alpordnung für Ischkarnei von 1660, VW, 1. Teil, S. 378 (10).

in gravierenderen Fällen der Entzug des Alprechts<sup>69)</sup> oder dessen Beschränkung<sup>70)</sup>.

In diesem Zusammenhang noch ein Wort zur Eigentumsstruktur der Almen<sup>71)</sup>. Obwohl mindestens der überwiegende Teil der Alpen Vorarlbergs agrargemeinschaftlich genutzt wurde, bis auch hier der Liberalismus seine Spuren hinterließ<sup>72)</sup>, so bedeutet dies indes nicht, daß die Almen in Gemeindeeigentum standen, also ähnlich oder gleich den Allmenden Eigentum der Korporation, der Gemeinschaft der Alpenossen war. Vielmehr konnte der Einzelne über seinen Anteil frei verfügen, ihn insbesondere veräußern, wobei den anderen Alpenossen ein Vorkaufsrecht zukam<sup>73)</sup>.

Nur gelegentlich ist ein Verkauf des Alprechts an Dritte ganz ausgeschlossen, wie z. B. in der Alpe Formarin<sup>74)</sup>. Andere Erwerbgründe außer Kauf sind Erbgang, Tausch oder Pfändung. Alprechte können auch verpachtet werden. Jedoch ist der Pachtzins festgelegt: er beträgt pro Kuhweide in der Alp ein Schilling und 10 Pfennig, im Maiensäß dagegen nur 14 Pfennig<sup>75)</sup>, mithin nur  $\frac{2}{3}$ .

#### IV.

Auf die anderen ländlichen Rechtsquellen wie Fischerei- und Waldordnungen, Zaun- und Baumordnungen, Brot-, Wirte- und ähnliche Polizeiordnungen sei abschließend nur cursorisch hingewiesen. Sie sollen im folgenden nur insoweit interessieren, als sie bestimmte Abgaben, Bußen, Ge- und Verbote aber auch Rechte enthalten, um so die sozialen Verhältnisse etwas zu beleuchten, wengleich zu

---

<sup>69)</sup> Ordnung für die Alpe Steris von 1696, VW, 1. Teil, S. 403; Alpdordnung für die Klesenza-Alpe von 1612, VW, 1. Teil, S. 381 (12); Ischkarnei (wie Anm. 68), S. 377 (4); Alpdordnung für Faludriga, VW, 1. Teil, S. 373.

<sup>70)</sup> Wer z. B. in der Ober-Partnom-Alpe im Gemeindegebiet Sonntag seine Alpe nicht rechtzeitig einzäunte, dem drohte der Entzug einer halben Kuhweide. VW, 1. Teil, S. 391.

<sup>71)</sup> Zum folgenden J. Kühn e, Alte Volks- und Gewohnheitsrechte sowie Formen der traditionellen Gemeinschaftsnutzungen im Alpwesen Vorarlbergs. Zugleich ein Beitrag zur Entwicklung und Rechtsnatur der Agrargemeinschaft, Bericht über den 12. österreichischen Historikertag in Bregenz, Wien 1974, S. 175 bis 209.

<sup>72)</sup> Über die Einflüsse des Liberalismus auf die Korporationen der Schweiz vgl. F. Elsener, Das Staatslexikon von Rotteck und Welcker als liberale Bibel der Innerschweiz, Alemannisches Jahrbuch 1970, S. 280—286. Aus der zahlreichen deutschen Literatur sei insbesondere verwiesen auf die anonym gebliebene Schrift „Über Allmanden, deren Benutzung und Vertheilung“, Stuttgart 1793.

<sup>73)</sup> Alpdordnung für die Alpe Alpila von 1684, VW, 1. Teil, S. 371 (7); Alpdordnung für die Alpe Tschöppa von 1770, VW, 1. Teil, S. 406 (7).

<sup>74)</sup> Alpdordnung von 1506, VW, 1. Teil, S. 252 (14).

<sup>75)</sup> Alpdordnung für die Spora-Alpe, VW, 1. Teil, S. 169.

betonen ist, daß sich die Rechtswirklichkeit aus den geschriebenen Normen allein nicht mit Sicherheit erfassen läßt <sup>76)</sup>.

Bereits oben war von den Wanderungen der Vorarlberger die Rede, die wegen der herrschenden Übervölkerung darauf angewiesen waren, sich in der Fremde als Bauhandwerker, aber auch in anderen Berufen zu verdingen, zum Beispiel als Hopfenpflücker, Krauthobler oder Händler. Nicht ohne Grund finden sich daher hin und wieder Ausnahmeregelungen für den Fall der „großen und unvermeidlichen Notdurft“, wozu nicht zuletzt auch Naturkatastrophen und Mißernten beigetragen haben dürften <sup>77)</sup>. So etwa wenn bestimmt wird, daß in diesem Falle vorzeitig das auf der Alm erwirtschaftete Schmalz verkauft werden darf <sup>78)</sup> oder statt einer Milchkuh zur Deckung des eigenen Milchbedarfs Ziegen in das Maiensäß getrieben werden dürfen <sup>79)</sup>. Oder daß statt einer Milchkuh zwei Kühe aufgetrieben werden dürfen <sup>80)</sup> oder in einem solchen Fall ausnahmsweise die Aufnahme von Mietvieh gestattet sein soll.

Der Montafoner Hofbrief vom 1. März 1382 <sup>81)</sup> bestimmt bezüglich der Waisen, daß ihr Anrecht zwölf Jahre und drei Tage geschützt bleiben soll, wenn sie ins Ausland gehen, „ob (sie) urlend würd“, daß ferner jene Frauen und Männer, die auswärts in Diensten stehen, vor das heimische Gericht geladen werden sollen und schließlich, daß die Ehefrau eines verstorbenen Erblässers, die „urlend“ ist, noch zwölf Jahre und drei Tage die Morgengabe von den Verwandten des verstorbenen Ehemannes verlangen kann <sup>82)</sup>.

Erbrecht mit Realteilung, Kinderreichtum, eine wenig entwickelte gewerbliche Wirtschaft waren nicht allein die Ursachen dieser Armut. Ein weiterer Grund lag sicher auch, wie anderswo, im Abgabewesen der Zeit. In eindrucksvoller Weise dokumentiert dies etwa der Hofrodell von St. Gerold aus dem Jahre 1377 <sup>83)</sup>. Hierin ist nicht nur vom Zins an den Grundherrn schlechthin die Rede. Wir erfahren auch, daß der Zehnte vom erwirtschafteten Getreide, aber auch vom Obst, von Reben, Hanf und Bohnen, der sog. kleine Zehnte, dazu der Lämmer-,

---

<sup>76)</sup> Wegen weiterer Einzelheiten sei verwiesen auf L. Welti, Siedlungs- und Sozialgeschichte von Vorarlberg, Innsbruck 1973 (Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte I).

<sup>77)</sup> Die Abhängigkeit der Rechtsordnung von Naturbedingungen betont neuerdings wieder E. Wahl, Klimatische Einflüsse auf die Entwicklung des Rechts in Ost und West, Festschrift für Ph. Möhring, 1975, S. 1 ff.

<sup>78)</sup> Alporndnung für die Alpe Formarin (Anm. 49), S. 255.

<sup>79)</sup> Alporndnung für die Tilisuna-Alpe (Anm. 54), S. 181.

<sup>80)</sup> Alporndnung von St. Gerold (Anm. 51), S. 416 (4).

<sup>81)</sup> Vgl. Anm. 26.

<sup>82)</sup> Weitere Einzelheiten bei B. Bilgeri, Geschichte Vorarlbergs, Bd. II, S. 105 ff., insb. S 117 sowie 324—326.

<sup>83)</sup> Wie Anm. 27.

Kälber- und Geißzehnte, ein Faßnachtshuhn, zwei Pfennig als Zins für den Krautgarten und anderes mehr gegeben werden mußten. Beim Tod des Gotteshausmannes wurde das Besthaupt oder das beste Gewand des Verstorbenen geschuldet, beim Tode einer Frau deren bestes Gewand oder bestes Bett. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, wenn die nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Gründen erfolgten Erhebungen der Bauern in der unmittelbaren Nachbarschaft auch auf Vorarlberg übergreifen, so der Appenzellerkrieg 1405<sup>84)</sup> wie auch später der Bauernkrieg<sup>85)</sup>.

Indes bestanden regionale Unterschiede. So waren etwa die Hofjünger des Montafon von Frondiensten, Tagwan und Todfall ausdrücklich befreit<sup>86)</sup>. Andererseits standen den Abgaben und sonstigen Pflichten auch eine nicht geringe Zahl an Rechten gegenüber, wie etwa das Jagdrecht, wenn auch nur hinsichtlich des Niederwildes, wogegen die Jagd nach Rot- und Schwarzwild der Herrschaft vorbehalten blieb<sup>87)</sup>, Fischerei- und Holzbezugsrechte, Weiderechte, Wasserleitungs- und Brunnenrechte. Hinzu kamen noch zahlreiche Privilegien, auf deren Einzelheiten hier nicht weiter eingegangen werden soll.

Burmeister<sup>88)</sup> hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß in Vorarlberg die Geldstrafe als Sanktion vorherrschend war. Nur gelegentlich finden sich daher Hinweise in den Weistümern auf andere Formen der Bestrafung, die durch die Art des Vollzuges mehr an rechtssymbolischem Gehalt, gleichzeitig aber auch mehr abschreckende Wirkung aufweisen. So etwa wenn der Wirt bei wiederholten Verstößen gegen seine Pflichten das Schankrecht verliert<sup>89)</sup> oder ein Haus wieder abgebrochen wird, wenn es im, modern gesprochen, Bauverbot steht<sup>90)</sup>. Ist die Todesstrafe verwirkt, wird der Delinquent geköpft (solle im sein leib entzwei gehouen werden und der leib das gröser und das haupt das klainer seie)<sup>91)</sup>.

## V.

Die eben gegebene Übersicht beansprucht keine Vollständigkeit. Sicherlich ließen sich die Vorarlberger Weistümer auch noch unter anderen Schwerpunkten der rechtlichen Volkskunde betrachten, etwa

---

<sup>84)</sup> B. Bilgeri, Geschichte II, S. 147 ff.; ders. Der Bund ob dem See, 1968.

<sup>85)</sup> G. Franz, Der deutsche Bauernkrieg, 10. Aufl., 1975, S. 129 mit weiterer Literatur.

<sup>86)</sup> Landsbrauch von 1601 (Anm. 26) Buch I, Titel XIII.

<sup>87)</sup> Ebenda, Titel XV.

<sup>88)</sup> Die Vorarlberger Landsbräuche und ihr Standort (wie Anm. 6), S. 88.

<sup>89)</sup> Wirteordnung des Gerichts Montafon von 1656, VW, 1. Teil, S. 118.

<sup>90)</sup> Herrschaftsordnung für Blumenegg von 1506, VW, 1. Teil, S. 288.

<sup>91)</sup> Malefizgerichtsordnung von Blumenegg (Anm. 21), S. 343.

unter dem Aspekt Einzelner und Gemeinschaft, dessen Verhältnis zu Raum<sup>92)</sup> oder, auch dies ein durchaus zentraler Punkt, zur Kirche, die ja nach und nach weite Bereiche der Jurisdiktionsgewalt an sich zu ziehen verstand, zum Beispiel das gesamte Eherecht<sup>93)</sup>. Dennoch soll hier abgebrochen und abschließend versucht werden, die Bedeutung der Vorarlberger Weistümer zu unterstreichen. Vielleicht bietet sich die Gelegenheit, nach Abschluß der Edition auf die eine oder andere Frage zurück zu kommen.

Die Weistümer Vorarlbergs sind in der Wissenschaft bislang nur wenig beachtet worden<sup>94)</sup>, wohl nicht zuletzt deshalb, weil das bislang publizierte Material nur einen Bruchteil des vorhandenen darstellt, und die einzelnen Editionen sehr verstreut sind. Lediglich der Bestand an Alpurkunden wurde einigermaßen umfassend ediert<sup>95)</sup>. So sind die Bemühungen Burmeisters um eine geschlossene Darstellung der vorhandenen Urkunden nur zu begrüßen.

Eine Durchsicht des bislang Vorliegenden ergibt zunächst viele Gemeinsamkeiten mit den Weistümern anderer Herkunft. Dies gilt für die Formalien beim gerichtlichen Verfahren ebenso wie für gewisse Institutionen des Alprechts und der Almwirtschaft, Abgabenwesen und anderes mehr. Auffallend ist indes das Vorherrschende der Geldstrafe oder Geldbuße als Sanktion, was auf eine gut entwickelte Geldwirtschaft hindeutet. Gebräuchlich war Konstanzer oder Bludenzer Währung. Jedoch finden sich auch Besonderheiten, die sich anderswo nicht nachweisen lassen. Die eigenartige Abgabe des Vogelrechts<sup>96)</sup> etwa oder das Märzengericht<sup>97)</sup> lassen die Vorarlberger Weistumslandschaft als durchaus eigenständig und deshalb lohnend für weitere Untersuchungen erscheinen.

---

<sup>92)</sup> K. S. Kramer, Haus und Flur im bäuerlichen Recht (= Bayerische Heimatforschung 1950) und K. S. Bader, Studien zur Rechtsgeschichte des Mittelalterlichen Dorfes, 3Bde. 1967—1973 haben hierzu Grundlegendes erarbeitet.

<sup>93)</sup> So auch der Montafoner Landsbrauch von 1601, Buch 2, Titel XVI (wie Anm. 26). Weistümer als Quellen zur kirchlichen Rechtsgeschichte zog im Besonderen heran F. Grass, Pfarrei und Gemeinde im Spiegel der Weistümer Tirols, Innsbruck 1950.

<sup>94)</sup> Eine der wenigen Ausnahmen neben der heimischen Literatur bildet die Arbeit des viel zu früh verstorbenen Züricher Rechtshistorikers Walter Müller, Entwicklung und Spätformen der Leibeigenschaft am Beispiel der Heiratsbeschränkungen. Die Ehegenößsame im alemannisch-schweizerischen Raum, 1974, die zahlreiches Material aus Vorarlberg verwertet.

<sup>95)</sup> V. Kleiner, Urkunden zur Agrargeschichte Vorarlbergs, 1. Band, 1928 (mehr ist nicht erschienen).

<sup>96)</sup> Hierzu K. H. Burmeister, Das Vogelrecht in Vorarlberg und Liechtenstein, Festschrift N. Grass, Bd. II, S. 31—41.

<sup>97)</sup> In den Rechtsaltertümern von J. Grimm (Anm. 36) findet sich kein entsprechender Hinweis.

# Ein Innviertler Mahnbild-Fresko zu Polling

Von Leopold Kretzenbacher

(Mit 4 Abbildungen)

Nur wenige Kilometer östlich von Altheim liegt an der Straße von Braunau am Inn nach Ried im Innkreis das kleine Haufendorf Polling mit seiner urkundlich schon 903 erwähnten Pfarrkirche St. Andreas. Der gotische Bau aus Tuffsteinquadern trägt an der Außenseite des Dreiachtel-Chorschlusses ein laut Inschrift im Jahre 1500 von Hanns Taller gestiftetes polychromiertes, flaches Steinrelief „Christus mit den schlafenden Jüngern vor dem Kelchbringerengel auf dem Ölberge“ und dazu ein „1948 stark restauriertes gotisches Fresko“<sup>1)</sup>. Dessen ikonographische Aussage läßt sich unschwer als ein Mahnbild des Themenkreises „Das gute und das schlechte Gebet“ bestimmen. Trotz mancherlei Schäden am Fresko, das stellenweise nur mit nicht konturierten Farbflecken grob übermalt, keinesfalls im vollen Wortsinne restauriert oder aber nach den Parallelen zu seinem ikonographischen Thema rekonstruiert wurde, neuerdings (letzter Besuch Okt. 1975) auch zusätzliche Farbschichtausbröckelungen am unteren Bildrande erlitt, läßt sich die Bildszene gut erkennen. Sie zeigt den Gekreuzigten in der Bildmitte, offenkundig als Crucifixus aufgerichtet in einem Kirchenraum vor graugrüner bzw. rechts im Bilde graubrauner Wand mit den schwarzen Strichen ihrer Quaderung. Der Heiland hängt mit drei Nägeln ans braune Holz genagelt. Seine Augen sind im Tode geschlossen. Das Haupt ist geneigt. Um Leibesmitte und Beine wallt ein großes verknotetes weißes Lententuch. Beidseits des Erlösers knien je ein, soweit erkennbar, noch jugendlicher Mann mit zum Gebet gefalteten Händen. Der eine mit dem dunklen Haupthaar links im Bilde, dessen Hände einen gerade noch erkennbaren Rosenkranz umschließen, trägt ein rotbraunes, seitlich aufgeschlitztes kurzes Wams, mit dunklem Stehkragen besetzt; dazu eng anliegende ockergelbe Strumpfhosen und schwarzes Schuhwerk. Zu seinem Haupte, dessen Antlitz auf den Beschauer und nicht

---

<sup>1)</sup> E. Hainisch, Die Kunstdenkmäler Österreichs. Dehio-Handbuch, Oberösterreich, neu bearbeitet von K. Woisetschläger, Wien, 4. Aufl. 1956, S. 240.

auf den Gekreuzigten gerichtet ist, führen insgesamt sieben dunkelrote gerade Linien. Sie gehen von den Wundmalen Christi aus oder führen zu ihnen hin: zwei zur durchbohrten Rechten, eine zur Linken, zwei zur Seitenwunde und wiederum zwei zu den Wundmalen der überkreuzt angeschlagenen Füße. Es ist unverkennbar, daß damit die Gedanken des still in sich versunkenen Beters versinnbildet sind, der sie zu seinem Erlöser schickt.

Das wird erhärtet durch die Schau auf den zu Christi linker Seite im Bilde Knienden. Es ist ein Mann in einer langen grauschwarzen, mit hellbraunem Pelzwerk verbrämten Schauben, unter der ein hellgrünes Unterkleid sichtbar bleibt. Sein Haupthaar ist braun. Das Gesicht ist schon stark zerstört; doch war es ebenso wie das des Beters gegenüber unmittelbar auf den Bildbetrachter gerichtet. Auch vom Haupte dieses Beters ziehen dunkelrote Linien wie Strahlen weg, sechs an der Zahl. Sie gehen aber nicht als „Gedanken“ zum Gekreuzigten und dessen Wundmalen hin. Vielmehr führen sie vom Crucifix weg nach rechts im Freskogeilde, das zunächst einen zinnenbewehrten Säulensaal mit einem Pferde und daneben noch einen gleich hohen gewölbten Raum mit einer Mittelsäule erkennen läßt, in dem sich deutlich sichtbar noch ein Roß, in einem Stalle also befindet. Dahinter in diesem Raum sind weitgehend zerstört gerade noch braune Holzfüßer erkennbar.

Die Fläche über diesen beiden Bauten hatte für den Restaurator von 1948 (oder schon für einen früheren?) wohl nichts mehr erkennen lassen. So ist sie derzeit einfach ockergelb abgedeckt. Rechts davon jedoch blieb eine Szene sehr deutlich erhalten. Es ist ein Wohnraum mit einem Schüsselrehmen und drei Tellern darin. Darunter eine Frau im Brustbild in einem hellgrünen weit ausgeschnittenen Kleide, im weißbraunen Hemde und mit einem nicht mehr gut erkennbaren Halsschmuckstück. Das Haar dieser Frau ist mit einem großen weißen „Gebände“ verhüllt. Neben ihr zeigt sich ein Mädchenantlitz mit weit offenen braunen Augen, mit langem braunen Haar. Das Kind trägt ein hochgeschlossenes rotbraunes Kleid. Wiederum neben ihr, also ganz oben rechts im Gesamtfresko, ein Schrank mit zwei braunglasierten Tontöpfen darauf.

Zu diesen sichtlich „weltlichen“ Dingen gehen nun jene sechs roten Linien als die für den Beter vor dem Gekreuzigten unziemlichen Gedanken: je eine zu den Pferden und zu den „Waren“ im Stall, eine weitere zum Bildnis der jungen Frau und die übrigen drei in jenes Feld, das sich wegen der fortgeschrittenen Zerstörung heute lediglich als übermalter Fleck darbietet, ehemals aber etwas gezeigt haben mußte, das dem Beter eben jetzt nicht in den Sinn hätte kommen und darin verbleiben dürfen.

Es bleibe dahin gestellt, ob dieses Fresko, so wie es die erwähnte Kunsttopographie annimmt<sup>2)</sup>, ebenfalls vom gleichen Donator gestiftet ist wie das Ölbergrelief neben dem rechts außen (und damit weit weg vom Fresko!) diese Inschrift angebracht ist: Hanns taller hat das / Gemäll lassen machen / Got zue lob vnd / Ern und wür sein / Grbmeß da hiher / año domn 1500. Ein sicherer Bezug ist nicht gegeben. „Das Gemäll“ wird sich wohl eher allein auf das buntgefaßte steinerne Flachbild der Ölbergzene beziehen. Die Tafelinschrift ist gewiß überarbeitet.

Das solcherart bedauerlich schlecht erhaltene, nur grob ausgeflickte und weiteren Zerstörungen ausgesetzte Außenwandfresko zu Polling ist gleichwohl ein m. W. in Österreich als Fresko einzigartiges Denkmal pastoral intendierter Bildaussage des abendländischen Spätmittelalters. Wie so viele andere Fresken aus jener Zeit popularisierter Mystik und bewußt gelenkter Bild-Katechese<sup>3)</sup> des Spätmittelalters erscheint es eben nicht von ungefähr so groß und deutlich an die Kirchen-Außenwand gemalt. Es sollte eben gezielt die Vorübergehenden ständig ansprechen als ein durch seine unmittelbar sinnfällige Lesbarkeit besonders geeignetes Mittel zur Erweckung des „volkstümlichen Gewissens“ wie dies Robert Wildhaber-Basel in einer Studie von 1968 benannte, die gerade unserem Thema im Besonderen gilt<sup>4)</sup>.

Unser Außenwandfresko stellt sich in Polling als ein erster österreichischer Nachtrag zu einer Reihe als Holzschnitte, als Fresken, als Federzeichnungen, als Ölbilder nachgewiesener Beispiele des Mahnbild-Themas „vom guten und vom schlechten Gebet“; vom guten Beter, der seine Gedanken vor dem Kreuzigten allein auf dessen Wundmale richtet; vom schlechten Beter, der auch vor dem Crucifix nur an Weib und Kind, an Ross und Fässer, an Reichtum und irdische Habe denkt.

Alle diese für Skandinavien, insbesondere für Schweden, das durch die Fülle seiner volkstümlich „erzählenden“, predigenden, zur Meditation aufrufenden Fresken bekannt ist, aber auch für Deutschland, Frankreich und Ungarn nachgewiesenen „Mahnbilder“ verschiedenster Techniken gehören dem Spätmittelalter und der in Mitteleuropa noch

---

<sup>2)</sup> Ebenda.

<sup>3)</sup> Zum Begriff nach Wort- und Bildzeugnissen vgl. neuerdings: D.-R. Moser, Volkslied-Katechese. Das Exemplum Humilitatis Mariae in der Missionspraxis der Kirche. SW: Convivium musicorum, FS. f. W. Boetticher, hrsg. v. H. Hüsch u. D.-R. Moser, Berlin 1974, S. 168 ff., mit Bildteil.

<sup>4)</sup> R. Wildhaber, Das gute und das schlechte Gebet. Ein Beitrag zum Thema der Mahnbilder. SW: Europäische Kulturverflechtungen im Bereich der volkstümlichen Überlieferung. FS f. B. Schier, hrsg. v. G. Heilfurth u. H. Siuts, Göttingen 1968, S. 63—72 u. Abb. 1—12.

voll ihm zugehörigen Zeit um 1500 so wie unser Pollinger Fresko an. Es ist gerade auch von diesem Innviertler Beleg mit seiner „typischen“ ikonographischen Anordnung der Einzelemente her wahrscheinlich, daß die Mehrzahl dieser weit gestreuten Bilder ihren Ursprung in einem deutschen Holzschnitt hat, der als Blatt zwischen 1430—1460 entstanden und offenbar weit geflattert sein muß. Das in München aufbewahrte Blatt<sup>5)</sup> steht unter allen bisher bekannt gewordenen Bildkompositionen unserm Pollinger Fresko am nächsten.

Im Bildfelde aus der Mitte nach links gerückt leidet Christus am Kreuze zwischen einem bärtigen älteren Beter, der einen Rosenkranz in seinen, gefaltet zum Heiland erhobenen, Händen trägt. Linien gehen vom Munde dieses „guten Beters“, über dem ein Engel adorierend auf den Gekreuzigten zuschwebt, zu den Wundmalen. Über dem jugendlich dargestellten Beter zur Linken des Crucifixus schwebt ein Fratzenteufel, der die „Gedanken“-Linien dieses „schlechten Beters“ zu sechs gleichgroßen, schachbrettartig übereinander angeordneten Feldern im Gesamtbilde rechts zu lenken scheint. In diesen Feldern sind die nach solcher kirchlicher Aussage dem Heile des Menschen abträglichen irdischen Güter angedeutet: das Sinnbild eines jungen Mannes mit dem Spiegel (der Eitelkeit) vor einem zum Mahle gedeckten Tische; ein Wohnzimmer mit Bettzeug und Siedelbank; ein Rundtisch mit Bechern, Krügen und Teller; eine geöffnete Schatztruhe mit Gürtel und Münzen; ein Pferd mit dem Säumer, mit Fässern und Warenballen; ein schloßartiges Gebäude mit flechtwerkumzäuntem Baumgarten (s. unsere Abb. 4).

Schon hier auf dem Holzschnitt aus der Mitte des 15. Jhs. sind diese Sinnzeichen irdischer Güter in Feldern übereinander geordnet wie noch auf unserem Fresko zu Polling, wo diese Anordnung im wesentlichen dem Typus eines Wohnturmes folgt, wie er später bei

---

<sup>5)</sup> W. Schmidt, Die frühesten und seltensten Denkmale des Holz- und Metallschnittes aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nach den Originalen in . . . München. Bd. I, Nürnberg o. J. (1883) Tafel 107. —

W. L. Schreiber, Handbuch der Holz- und Metallschnitte des XV. Jahrhunderts. Bd. II, Leipzig 1926, S. 8, Nr. 968. Das Blatt mit 204 mal 282 mm in seiner Doppelrahmung befindet sich dzt. in der Bayerischen Staatsbibliothek München. Dort ist es mit anderen graphischen Blättern eingeklebt in die Handschrift Cod. lat. 12/14; dieser Codex stammt interessanterweise eben aus dem (einstmals, d. h. bis 1779) bayerischen, erst 1816 endgültig an Österreich abgetretenen Innviertel, nämlich aus dem einstigen Augustinerchorherrenstifte Ranshofen. — Zum pastoral-theologischen Inhalt dieses cod. lat. mon. 12714, fol. XV. Jh., vgl.

C. Halm — F. Keinz — G. Meyer — G. Thomas, Catalogus codicum latinorum Bibliothecae regiae monacensis secundum Andreae Schmelleri indices. Tom II, pars II, München 1876, S. 88.

themengleichen<sup>6)</sup> oder bei nahe verwandten Mahnbildern<sup>7)</sup> topografisch wiederkehrt als Inbegriff der das Jenseitsheil des Menschen gefährdenden *bona temporalia*. Sie kehren ständig wieder als Geld-(Schatz-)Truhe, als Frau mit einem Kinde sowie als nacktes Weib (Leprosenheim St. Bartholomäus bei Einbeck<sup>8)</sup>), als gezäumtes Pferd u. ä. Das gilt für die schlecht erhaltenen Freskobilder zu Venanson und zu Lucéram in Südost-Frankreich wie für die Mauerbilder von Keldy auf der dänischen Insel Mön, wo die *temporalia* angedeutet sind als Rock, als Truhe, als Faß und als Pferd<sup>9)</sup>. Das steht in Verbindung wohl über gleiche oder ähnliche Holzschnittvorlagen zu den skandinavischen Kirchen von Rödinge in Südschweden, im einstmaligen dänischen Schonen, wo Christus nicht als Crucifix, sondern als Schmerzensmann in Orante-Haltung zwischen den Betern steht<sup>10)</sup> oder (Christus wiederum als Schmerzensmann und Seitenwundenweiser) in den schwedischen Upplanden mit drei Fresken des Malers und Perlenstickers Albertus Pictor (gest. 1509) in den Kirchen von Sollentuna, Husby-Sjutolft und Härnevi<sup>11)</sup>. Auch noch weitere, allerdings weniger gut erhaltene Fresken in den schwedischen Kirchen von Habo-Tipple und Österunde bezeugen die Beliebtheit unseres Themas im nordischen Spätmittelalter.

Doch lediglich ein einziges Ölbild, eine Holztafel aus der Mitte des 15. Jhs. angeblich von einem österreichischen Meister unbekanntem Namens gemalt, und auch sie nur im Einzelausschnitt der vornehm-eitlen Jungfrau, die inmitten Schmuckkästchen und Geldschatullen den Spiegel in der Hand ihre „Gedanken“ als Linien zu Salben-(Schminke-?)Tiegeln und Parfümfläschchen, zu Kleidern und Fässern, zu

---

<sup>6)</sup> Vgl. den Regensburger Flügelaltar (um 1480) bei R. Wildhaber, Tafel II, Abb. 4 nach:

Ph. M. Halm, *Ikongraphische Studien zum Armen Seelen-Kultus*. (Münchner Jahrbuch für bildende Kunst 12, München 1921/22, S. 1 ff., Abb. 10).

<sup>7)</sup> Vgl. einen Holzschnitt mit den „Gedanken“ eines Sterbenden, die die Teufel hin zu Haus und Gütern, zu Familie und Freunden abzulenken versuchen, eingefügt als „Fünfte Anfechtung: Hängen am Irdischen“ in eine *ars moriendi* der Ausgabe etwa 1450—60. Bei

R. Wildhaber, Tafel I, Abb. 1 nach:

B. H. Appel, *Anfechtung und Trost im Spätmittelalter und bei Luther*. Leipzig 1938, S. 150, Bild 9;

R. Rudolf, *Ars moriendi. Von der Kunst des heilsamen Lebens und Sterbens*. Köln-Graz 1957, S. 73.

<sup>8)</sup> R. Wildhaber, Tafel II, Abb. 5 und S. 69.

<sup>9)</sup> Ebenda, Tafel III, Abb. 6.

<sup>10)</sup> Ebenda, IV/7.

<sup>11)</sup> Ebenda, IV/8.

Prunkrössern und Wohnbauten ausgehen läßt<sup>12)</sup>, hat sich aus unserem Südosten Mitteleuropas bisher aus Ungarn beibringen lassen (Museum Gran-Estergom). Auch das ein Zeugnis für die Weiterwirkung des spätmittelalterlichen Mahnbildes, das sich im Grundthema mit so vielen zeitgleichen, dabei in einer besonderen Federzeichnung Albrecht Dürer's um 1500<sup>13)</sup> rätselhaft verbliebenen oder aber in Kupferstichen und noch auf Öldrucken unverkennbar nachwirkenden Bildern zeitbedingter Ausformung letztlich zeitloser geistig-geistlicher Mahnungen dokumentiert.

Unserem Mahnbilde gehen deutlich anklingende (Predigt-)exempla, aber auch Bildkompositionen eindringlicher Aussage voran. So etwa die Antithese von Sinnbildern für die sieben Tugenden (oder Werke der Barmherzigkeit) wie der sieben Laster (Haupttünden) in einem englischen Malbilde um 1400 zu Trotton (Sussex), auf dem Gottvater mit den Gesetzestafeln und Christus als kommandierender Weltenrichter den „guten“ und den „schlechten“ Menschen mahnen<sup>14)</sup>. Die Weiterführung läßt den Weg zum nahverwandten Thema der „guten und der schlechten Beichte“ auf manchen deutschen Kupferstichen, aber auch auf griechisch- oder slawisch-orthodoxen Ikonen und Fresken erkennen, wie sie mir selber so oft in Südosteuropa, z. T. auch als Überkreuzungen mit dem dort sehr verbreiteten Mahnszenen-umkreis der Bilder vom „Tod des Reichen und Tod des Armen“ (Bačkovo Manastir und Rila-Kloster in Südbulgarien; Athen, Museum der Byzantinischen Altertümer; mehrere Athos-Klöster) begegnet sind<sup>15)</sup>. Es konnten sich allerdings auch früh schon eben im Realismus des Spätmittelalters um 1500 scherzhaft-satirische Kontra-

---

<sup>12)</sup> Ebenda, V/9; Aus dem Museum der Christlichen Kunst in Gran/Estergom in Ungarn. Katalogtitel: „Evagationes Spiritus“; um 1450; aus der Sammlung Ipolyi. Vgl. R. Wildhaber, S. 70 und Anm. 36 mit Hinweis:

A. Pigler, *Evagationes Spiritus* (Archaeologiai Értesítő 46 = Jgg. 1932/33, Budapest 1934, S. 121 ff.).

<sup>13)</sup> R. Wildhaber, Tafel VI, Abb. 10 u. S. 70; vgl. dazu:

F. Winkler, *Die Zeichnungen Albrecht Dürers*, Bd. 1: 1484—1502. Berlin 1936, S. 124 f. und Abb. 181; damals geläufig als die „Engelmesse“, indes man heute die Federzeichnung so benennt als „Das gute und das schlechte Chorgebet der Mönche“, deren Gedanken Dürer nach Frauen und Wein, zu Geldbeutel, Spielbrett und gebratenen Hühnern gehen läßt, so daß der Teufel diese mönchischen evagationes spiritus eifrig in sein Sündenregister schreibt.

<sup>14)</sup> R. Wildhaber, S. 71 nach

A. Caiger-Smith, *English medieval mural paintings*. Oxford 1963, S. 51, 54 f. und Tafel 18.

<sup>15)</sup> Aus solcher aus langüberlieferten Bildvorstellungen geborener Geistigkeit lebt z. B. auch noch ein Teil des um die Mitte des 19. Jhs. geschaffenen Lebenswerkes des bulgarischen Graphikers, Fresko-Malers und „Bild-Predigers“ Zacharij Christović Zograf (1810—1853). Vgl. dazu:

V. Zacharijev, *Zacharij (Christović Zograf. Sofia 1957; Fresken von Bačkovo (Süd-Bulgarien) 1841 im (nicht nummerierten) Bildteil.*

fakturen zu unserem Thema ergeben. So z. B. auf dem von Meister Bernt aus Wesel 1505—1508 geschaffenen einfallsreichen und recht spottlustigen Chorgestühl von St. Nikolai zu Kalkar am Niederrhein. Da hält ein alter, bärtiger Mann mit der Brille und einer seltsamen Kopfbedeckung zur Mönchskutte die Rosenkranzsnur. Ihm gegenüber ein frommer Esel mit dem Rosenkranz über der rechten Vorderfuß, die Augen wie scheinheilig-fromm halbgeschlossen <sup>16</sup>).

Wenn mit solchen und ähnlichen Bildern, nicht zuletzt mit dem Mauerfresko zu Polling auch nicht unmittelbar „Sozialanklage“ verbunden ist, wie man sie derzeit allzuoft und fast immer beweislosvorschnell aus den Wort- und Bilddenkmälern schon des hohen Mittelalters ablesen will, indes dort Legenden und Bilder doch noch eine wesentlich andere Funktion vorherrschend erfüllen <sup>17</sup>), so ist dennoch die „soziale Mahnung“ zumal in der Darstellung des Reichen, der über den Gedanken an die ihm letztlich nur geliehenen *bona temporalia* das Ziel der Ewigkeit vergißt, nicht zu verkennen. Eines unter den vielen von der stets katechisierenden Kirche angewendeten Mittel zur „Sozialerziehung“ <sup>18</sup>), freilich mehr mit der primären Zielsetzung der Abwendung der Gläubigen vom Allzuirdischen und der Hinführung der Gedanken und Gebete auf das allein Heil verbürgende Ewige bleibt auch die so deutlich wie die Mahnung zur Feiertags-Heiligung <sup>19</sup>) oder zur *vanitas*-Lehre in den Totentänzen als Bildzyklen angebrachten Freskobild-Predigt an der Kirchenwand. An ihr gehen die Menschen sozusagen immer vorbei; sie können also immer „angesprochen“, gemahnt werden <sup>20</sup>).

Wenn aber Kulturgeschichte und Vergleichende Volkskunde, die Mediävistik im Besonderen imstande sind, die theologischen sowie die geistes- und frömmigkeitsgeschichtlichen Hintergründe solch eines Bildwerkes zu erhellen, es als pastoral-intendierten Funktionsträger dieser Art Katechese im Typus des „Bild-Erzählens“ aus „Bilder-

---

<sup>16</sup>) Deutscher Kunstverlag, München-Berlin, Bildpostkarte Nr. 63.

<sup>17</sup>) L. Kretzenbacher, Rechtslegenden abendländischer Volksüberlieferung. Graz 1970, S. 18 ff.

<sup>18</sup>) R. Wildhaber, a. e. O. S. 72.

<sup>19</sup>) R. Wildhaber, Der „Feiertagschristus“ als ikonographischer Ausdruck der Sonntagsheiligung (Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 16, Heft 1, 1956, S. 1—34 und 30 Abb. — Dazu als österr. Ergänzung:

L. Kretzenbacher, Der „Feiertagschristus“. Ein neuer Freskenfund aus dem mittelalterlichen Oberzeiring. (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer. Nr. 38, Graz 1963).

<sup>20</sup>) H. Rosenfeld, Der mittelalterliche Totentanz. Entstehung, Entwicklung und Bedeutung. 3. Aufl., Köln-Wien 1974.

Denken" <sup>21)</sup> zu bestimmen, dann möge sich die Denkmalpflege auch dann, wenn nicht primär kunstästhetische Kriterien dazu auffordern, dieser Zeugen einer religiösen Volkskultur mit Sorgfalt annehmen. Auch dieses in unserem Zusammenhange bisher nicht beachtete Bildwerk ließe sich mit wirklich geringen Mitteln als österreichisches Denkmal einer besonderen, einstmals in gärender Unruhe die Zeit unmittelbar vor der Reformation prägenden Geistigkeit retten.

---

<sup>21)</sup> Vgl. dazu L. Kretzenbacher, Bilder und Legenden. Erwandertes und erlebtes Bilder-Denken und Bild-Erzählen zwischen Byzanz und dem Abendlande. (Aus Forschung und Kunst. Gel. v. G. Moro, Bd. 13), Klagenfurt-Bonn 1971.

# Schildaufhängen mit Habergeiß

Von Karl Fiala

Im Jahre 1953 kam ich zufällig dazu, als beim Gasthaus Ursprung, Gemeinde Elixhausen, BH Salzburg Umgebung, die Handlung des Schildaufhängens begann. In der Meinung, es handle sich dabei nur um die Werbung von Gästen seitens des neuen Wirtes, wollte ich bald meiner Wege ziehen. Da aber immer wieder eine Habergeiß aktiv in Erscheinung trat, so blieb ich, um mehr in Erfahrung zu bringen.

## Darstellung des Schildaufhängens

Gewöhnlich wird bei Besitzerwechsel in Landgasthäusern meist noch eine Einstandsfeier angesetzt, in der Lokalzeitung inseriert und in der Umgebung plakatiert. Hier aber organisierten die Burschen der Gemeinde das Schildaufhängen. Es ging nur eine Einladung dazu durch persönliches Einsagen, wie bei Hochzeit und ums Betengehen bei Todesfall gebräuchlich, innerhalb der Gemeinde voraus.

## Die Fahrt

Außer Sichtweite der Gastwirtschaft wurde die „Fahrt“, der Zug, zusammengestellt. Voran der Schalknarr in bunt gestreifter Hülle, der mit einem alten Besen alle Weiberleut am Hinweg belästigte und verscheuchte, aber Männer, meist bäuerliche Umwohner vom Ort des Geschehens, höflichst zum Gasthaus wies. Dem Narren folgte mit Abstand die Habergeiß, der „Håbmo“, dargestellt von zwei Burschen. Mit dem hölzernen Schnabel auf- und zuklappend, tänzelte die Habergeiß kreuz und quer die Zufahrtsstraße entlang. Wieder mit Abstand folgten zwei mit Pferden bespannte Leiterwagen. Auf dem vorderen befand sich eine kleine Musikbande, Bläser, und auf dem folgenden Wagen saßen die Burschen. Sie führten ein improvisiertes hölzernes Gasthausschild mit. Hinterdrein gingen die eingeladenen Gäste aus der Gemeinde.

In Sichtweite der Wirtschaft begann das Spiel der Musik. Vor dem Gasthaus angekommen, ledigten zwei Burschen das Holzschild vom Wagen, lehnten es an die Hauswand und bewachten es. Nun tänzelte die Habergeiß vor der Türe der Wirtschaft herum und schickte sich an,

in die Wirtschaft einzudringen. Da kam der Wirt heraus und in jeder Hand hielt er einen Doppelliterkrug mit Bier zur Begrüßung. Dazu gab die Musikbande lautstark ihr Zuspiel, um dann in der Gaststube ihren Platz einzunehmen. Derweilen die Habergeiß Straßenpassanten umtänzelte, der Schalksnarr Possen trieb, versuchten die Burschen ihr Schild aufzuhängen. Dazu benützten sie zwei lange gegabelte Stangen, aber immer erlahmte ihre Kraft hiezu. Das Schild rutschte immer wieder seitlich ab. Nun wurde der Habergeiß ein Apfel ans Horn gesteckt, daraufhin ging das Schildaufhängen etwas besser vonstatten, doch der volle Erfolg stellte sich ein, als ein zweiter Apfel am Gehörn der Habergeiß prangte. Das war das symbolhafte Einverständnis der Burschen mit dem neuen Inhaber des Gasthauses, daß sie mit ihm ins Reine kamen und daß auch seine Freibierspende anerkannt wurde.

Inzwischen war die Gaststube mit Gästen, nun auch mit weiblichen, überfüllt. Bei Musik, Essen und Trinken, nun gegen Bezahlung, wurde tüchtig Einstand gehalten.

Bei meinem Tischnachbar, H. Aigner, Bauer am Käuffelgut, erkundigte ich mich über diese Art des Schildaufhängens. Er wußte zu berichten: Eingesagt wurde schon geraume Zeit vorher. Früher auch in Nachbargemeinden bei den Burschen-Vereinen. Hätten wir uns nicht darum gekümmert, so wäre der Einstand nicht nach Brauch gefeiert worden. Die Habergeiß dabei ist gewissermaßen für die friedliche Abfolge der Einstandsfeier verantwortlich. „Schaog ummi, då-l ent huggans de zween stârchn Löda, de Håbmonna vo da Håwagoaß“ (Schau hinüber, dort sitzen die zwei starken Lötter aus der Habergeiß; diese hätten bei Unfried die Stänkerer wohl hinausgeworfen). Die Frage nach der Habergeiß wurde ausweichend beantwortet. „Wir haben sie halt noch, aber wer sie bei sich versteckt, das weiß immer nur einer, denn sonst würde sie uns gestohlen oder verschwindet in einem Museum.“

Es erhebt sich nun die Frage, ob diese Art des Schildaufhängens nicht doch mehr im Brauchtum des Gemeinschaftslebens bedeutete als nur eine Werbung um Gäste. Herr Forstner, 80 Jahre alt, bestätigte mir, daß in den Umgebungsgemeinden der Stadt Salzburg das Schildaufhängen in dieser Art gebräuchlich war.

Er selbst erlebte dies noch in seiner Jugend und war mit dabei. Von älteren Bauern erfuhr ich weiter, daß wohl jeder Burschenverein seine eigene Habergeiß hatte, was doch auf ehemalige Burschen-Zechen hindeuten würde. Soweit man noch wisse, tritt die Habergeiß nur noch bei Abdruschfeiern, wo Maschkerer (Maskierte) vor dem Landlertanz ihr Unwesen treiben, auf. Sie ist hier weniger mythische Schreckgestalt, sondern sie soll „Reim“ (Glück) bringen, „Ureim“ vertreiben.

# Der „Bindhocker“

## Zum einbeinigen Arbeitssitz in Niederösterreich

Von Werner Galler

(Mit 2 Abbildungen und 3 Zeichnungen von Irmgard Grillmayer)

Zwei namhafte Vertreter der Volkskunde in Österreich haben in letzter Zeit Abhandlungen über Arbeits„geräte“ im weitesten Sinne veröffentlicht. Helene Grün n befaßte sich mit den Arbeitsgeräten der niederösterreichischen Weinhauer <sup>1)</sup>, Leopold Schmidt mit dem einbeinigen Melkstuhl <sup>2)</sup>.

Ich darf nun eine Gruppe von einbeinigen Arbeitssitzen vorstellen, die in beide Forschungsgebiete hineinreicht. Es sind die „B i n d h o c k e r“, „Bindstühle“ oder „Jäterstockerl“. Drei Objekte aus Hausbrunn, Gerichtsbezirk Poysdorf, möchte ich im folgenden etwas genauer besprechen.

Die Bindstühle haben eine runde oder ovale Sitzfläche über einem runden Bein. Noch sieht man an den Sitzen die Nagel- oder Schraubenlöcher, an denen Lederrriemen befestigt waren, mittels derer sich der jeweilige Benutzer den Sitz ans Gesäß band. Im Gegensatz zu den Melkschemeln haben die Beine der Bindhocker verdickte Enden, um das Einsinken in den Lehmboden des Weingartens zu verhindern.

Das erste der Objekte trägt an der Unterseite des Sitzes die eingeschnittene Jahreszahl 1892. Es erreicht eine Gesamthöhe von 37 cm. Die — so wie die beiden anderen etwas konkave — ovale Sitzfläche hat die Ausmaße 34 × 27 cm. Die bereits ziemlich abgenützte Verdickung am Ende des schlanken Beines hat eine Grundfläche von 8—8,5 cm Durchmesser <sup>3)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Helene Grün n, Die Weinstock- und Bodenbearbeitungsgeräte der niederösterreichischen Weinhauer. (ÖZV 74, 1971, S. 21—44.)

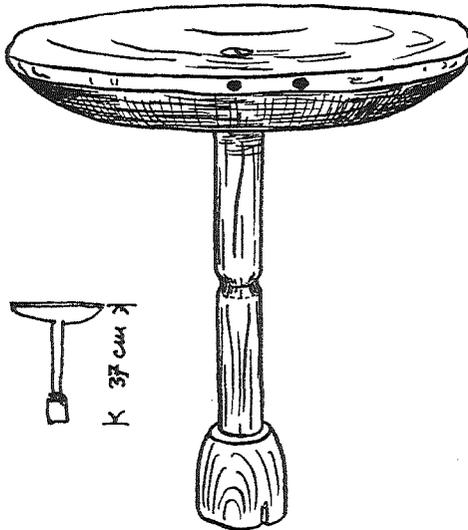
<sup>2)</sup> Leopold Schmidt, Melkschemel und Hüttenstuhl. Zur Geschichte des einbeinigen Arbeitssitzes. (Der Schlern, 46, 1973.)

Ders., Zur Verbreitung des einbeinigen Melkschemels im westlichen Kärnten. (Carinthia I. 152, Klagenfurt 1962, S. 290 ff.)

Ders., Der einbeinige Melkschemel in den österreichischen Alpenländern. (Folk-Liv. Acta Ethnologica et folclorista Europea. XXI—XXII. Stockholm 1957—58.) (= Festschrift f. Sigurd Erixon.)

<sup>3)</sup> Das Objekt stammt aus dem Besitz von Herrn Matthias Wieland.

Der zweite Bindstuhl hat eine kreisrunde Sitzfläche, die an den Rändern schon etwas morsch ist. Das runde Bein ist ziemlich dick; es erreicht einen Durchmesser von 5,7 cm. Hier soll ein unten angenageltes länglich-viereckiges Brettchen das Einsinken verhindern. Der Sitz



1. Hausbrunn

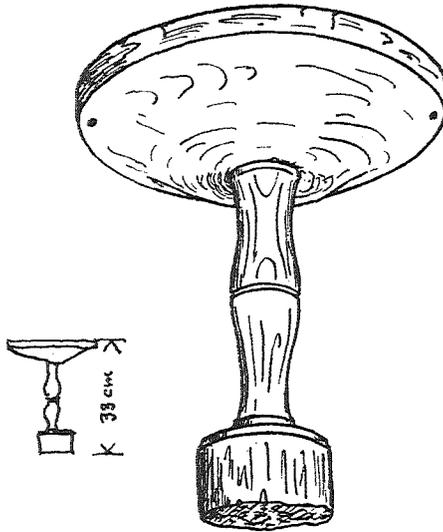
hat einen Durchmesser von 28 cm, das ganze Gerät ist 38 cm hoch. Es ist gröber gearbeitet als das erste, und es stellt sich die Frage, ob Bein und Brettchen nicht erst später hinzugekommene Provisorien sind. Auf der Unterseite des Sitzes sind die Initialen J. S. eingekerbt (der Vorbesitzer war Herr Johann Sallasch).

Handelt es sich bei den beiden besprochenen Geräten um bäuerliche Eigenanfertigung oder Tischlerarbeit, so ist der dritte Bindhocker von einem Drechsler hergestellt. Dieser Arbeitsstuhl wirkt kleiner und kompakter als die beiden anderen und ist ganz rund. Das Bein und der Standpfropfen konnten in der Drechslertechnik schön gearbeitet werden. Die Verdickung hat einen dreistufigen Aufbau, das Bein in der Mitte einen Wulst mit einer Einkerbung. Die Höhe beträgt nur 33 cm, der Durchmesser der Fußfläche ist 10 cm. Die Sitzfläche weist einen Durchmesser von 28 cm auf <sup>4)</sup>.

Diese Bindhocker wurden nach Aussagen der Hausbrunner zu zwei Tätigkeiten im Weinbau verwendet, zum Rebenaufbinden und

<sup>4)</sup> Der Bindhocker gehörte Herrn Georg F ü h r e r.

zum Jäten. Es ist nun ungewiß, ob die Bezeichnung für das Objekt davon herrührt, daß es beim „Binden“ verwendet wurde, oder davon, daß man es sich ans Gesäß band. Im südlichen Weinviertel meint man, mit diesem Gerät könne man gar nicht ordentlich aufbinden<sup>5)</sup>, im nördlichen dagegen anerkennt man es auch dort als praktisch, wo es nicht oder in anderer Form verwendet wird<sup>6)</sup>.



2. Hausbrunn

Es dürfte von Interesse sein, auf die soziale Formation einzugehen, die dieses Gerät benützte. Von den Hausbrunnern wurde mir erklärt, daß sich nur Männer einen Bindhocker umschnallen. Frau Sallasch stimmte dem zwar im wesentlichen zu, gab aber an, das Gerät selber häufig benützt zu haben, weil sie nicht zurückstehen wollte. Schließlich tue auch ihr das Kreuz vom Bücken und Hocken weh. Alle drei Vorbesitzer sind Tagwerker und Kleinhäusler; dieser Stand ist in Hausbrunn sehr zahlreich vertreten. Ursprünglich waren ja die „Hauer“ besitzlose Tagelöhner bei den Weinbauern; erst nachdem sie Weingärten erworben und sich so über die Stufe des besitzlosen Landproletariers erhoben hatten, ging ihr Berufsname auf alle Weinbautreibenden über. Oft mußten diese Tagwerker ohne die geringste

<sup>5)</sup> Gewährspersonen: Frau Theresia Obermaier, Herr Franz Schreivogel, beide Riedenthal.

<sup>6)</sup> Gewährsperson: Frau Hahn, Ottenthal-Stützenhofen.

Bezahlung für das „Fuhrwerk“ arbeiten, das sie von „ihrem Bauern“ zur Bearbeitung ihres kleinen Besitzes benötigten. Jeder Bauer hatte eine Anzahl von ihm abhängiger Tagelöhner. Der Bindhocker gehörte in Hausbrunn nicht zum Besitz des großen Hofes (vgl. unten Altlichtenwarth), sondern zum Bestand des kleinen Hauses. Jeder Tagelöhner brachte sein Arbeitsgerät, darunter auch den einbeinigen Stuhl, mit in den Weingarten.

Leopold Schmidt hat eine ähnliche Situation für den einbeinigen Melkschemel dargestellt. Er wurde nur von Männern benützt <sup>7)</sup> und war persönliches Eigentum des Berufsmelkers <sup>8)</sup>. Sein Hauptverbreitungsgebiet waren die alemannischen Länder. Am weitesten nordwestlich lag wahrscheinlich das Vorkommen von Waldersbach im Steintal in den Vogesen, welches durch ein Exemplar aus der Oberlin-Sammlung im Elsässischen Museum in Straßburg belegt ist (vgl. Abb. 2).

Die Ostgrenze der geschlossenen Verbreitung des einbeinigen Melkschemels deckt sich nach Schmidt mit der Ostgrenze der römischen Provinz Rätien: In Vorarlberg, Tirol, Salzburg, den westlichen Teilen der Steiermark und Kärntens sind diese Arbeitssitze auf österreichischem Gebiet zu finden <sup>9)</sup>. Wie kommt nun der einbeinige Arbeitsstuhl so weit in den Osten, und warum tritt er hier nur inselartig auf?

Die eben angeführte rätische Grenze kann natürlich leicht überschritten werden, besonders wenn Leute aus diesem Gebiet mit ihrem Arbeitssitz wandern. So verwenden Franz und Martha Kerschdorfer auf dem Sterzhof, Gemeinde Gilgenberg im Innviertel, einbeinige Melkstühle, während alle anderen Bauern im Ort vierbeinige benutzen. Das läßt sich leicht erklären, wenn man weiß, daß das besagte Bauernpaar aus Zell am Ziller in Tirol stammt und die Schemel von zu Hause mitbrachte. Einer dieser Stühle könnte übrigens als Paradebeispiel für Holzgerät in seinen Urformen dienen. Der länglich-viereckige Sitz wurde nämlich aus einem Fichtenstamm herausgesägt, der darauswachsende Ast dient als Bein.

Nach übereinstimmenden Aussagen der Hausbrunner gebe es außerhalb ihres Ortes im Weinviertel keine Bindhocker oder Bindstühle, diese seien vielmehr eine Spezialität von Hausbrunn. Allerdings kann man diesen Lokalstolz nicht bestätigen. Das Heimatmuseum des Nachbarortes Hohenau besitzt einen einbeinigen Arbeitsstuhl. Er ist etwas grob hergestellt, mit unregelmäßig rechteckigem Sitz mit abgerundeten Kanten und einem nach unten ausgeschweiften Bein. Die

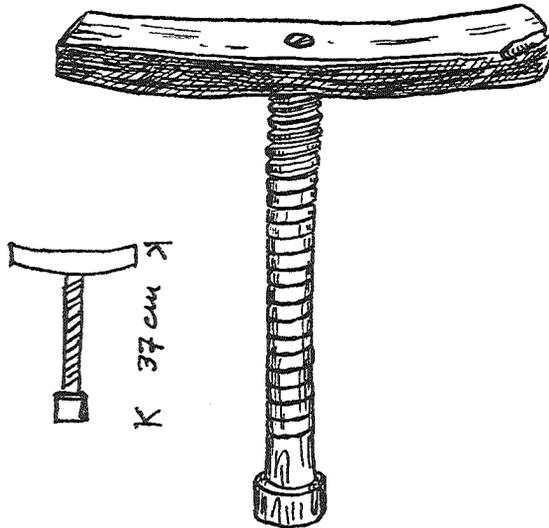
---

<sup>7)</sup> L. Schmidt: Der einbeinige Melkstuhl in den österreichischen Alpenländern, S. 138.

<sup>8)</sup> W. o., S. 139.

<sup>9)</sup> W. o., S. 136.

Gesamthöhe beträgt 32 cm, die Sitzfläche hat eine Ausdehnung von  $25 \times 21$  cm. Der Stuhl wird „Weinbergstockerl“ genannt, obwohl der Ausdruck „Weinberg“ ansonsten in der Weinviertler Mundart unbekannt ist. Hohenau aber wird zum guten Teil von Menschen slowakischer Abstammung bewohnt, welche deutsche Worte seltener aus der Mundart als aus der Hoch- oder Umgangssprache übernehmen. Der



3. Niedersulz

betreffende Arbeitsstuhl besitzt keine Vorrichtung zum Umbinden. Hergestellt wurde er von einem Mann namens Tutschek<sup>10)</sup>. In unserer Wolkersdorfer Sammlung befindet sich noch ein Bindstuhl, welcher aus Hauskirchen, Gerichtsbezirk Zistersdorf, stammt<sup>11)</sup>. Er hat einen viereckigen Sitz mit abgeschrägten Ecken — Ausmaße  $31 \times 21$  cm —, ein siebenkantiges Bein und eine unregelmäßige Standscheibe (Gesamthöhe 34 cm).

Einbeinige Bindstühle werden sowohl in Prinzendorf an der Zaya als auch in Drösing an der March verwendet<sup>12)</sup>. Eine „Hybridform“ benützt Herr Josef Matzka in Prinzendorf, welcher seinen von einem Tischler hergestellten Bindhocker verloren hat. Er zimmerte sich einen Hocker aus einem schweren Vierkantpflock und einem Spreißelholz-

<sup>10)</sup> Auskunft von Herrn Dir. Franz Zelesnik, Hohenau.

<sup>11)</sup> Eingbracht von Herrn Ing. Norbert Schodl; Geschenk von Herrn Michael Mamerler.

<sup>12)</sup> Gew. pers.: Frau Sophie G a ß, Drösing-Prinzendorf.

brett. Umbinden kann man dieses Gerät nicht mehr, er muß es bei der Arbeit in seinem alten Weingarten von Stock zu Stock tragen<sup>13)</sup>.

Weitere Vorkommen wurden mir aus Niedersulz, Dobermannsdorf, Palterndorf, Neusiedl/Zaya, Althöflein und Ringelsdorf gemeldet<sup>14)</sup>. Einen Bindhocker aus Palterndorf enthält die Sammlung Chadim (Luismühle im Kreuttal), einen weiteren aus Niedersulz mit extrem schmaler rechteckiger Sitzfläche die Sammlung Geissler (Heimatmuseum Niedersulz).

Die genannten Orte liegen in einem nicht sehr großen Gebiet des nordöstlichen Weinviertels im Bereich der Gerichtsbezirke Poysdorf und Zistersdorf. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wurde der einbeinige Arbeitsstuhl jedoch auch im südlichen Weinviertel verwendet, und zwar in Schleinbach bei Wolkersdorf.

Auch dort gehörte er zu den im Weingarten verwendeten Geräten und war unter der Bezeichnung „Jäder-(= Jäter-)stockerl“ bekannt. Noch bei einem Weinlesefest in den späten vierziger Jahren war er zu sehen. Beim Festumzug wurden zwei dieser Sitze von Männern an Schnüren über der Achsel getragen. Sie besaßen ein länglich-viereckiges Brett, ähnlich einem Schemelbrett. Während das Trageloch aber beim gewöhnlichen Schemel in der Mitte liegt, war es hier etwas gegen die Seite zu verschoben, denn von der Mitte ging ja das Bein aus. Das zeigt ganz deutlich, daß die Schleinbacher Jäterstockerl zum Unterschied von den Hausbrunner Bindstühlen nicht ans Gesäß gebunden, sondern mitgetragen wurden. Am unteren Ende des Beines war so wie bei der bereits beschriebenen zweiten Variante von Hausbrunn ein Brettchen angenagelt, welches gegen das Einsinken ins lockere Erdreich Schutz bot.

In der Umgebung von Schleinbach ist der einbeinige Arbeitssitz nicht gebräuchlich, auch er wurde von Leuten, die hier einheirateten, mitgebracht.

Sogar an zwei verschiedene, etwa gleichzeitig auftretende Anstöße aus dem Norden erinnern sich die Schleinbacher. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts stammte das Gesinde von Schleinbach zum Teil aus Grafendorf bei Grusbach in Südmähren. Zwei Mägde von dort heirateten ein und leben bis heute in Schleinbach. Die Bewohner von Grafendorf verwendeten den einbeinigen Arbeitssitz angeblich daheim bei der Hopfenarbeit, und die Grafendorfer Knechte und Mägde fanden, daß sich die Schleinbacher beim Weingartenjäten viel zu sehr plagten. Sie erzählten daher von ihrem heimischen Hilfsgerät, und dieses wurde dann im Ort selbst hergestellt. Da der einbeinige Jagdsitz bekannt war, stand man dem Prinzip keineswegs verständnislos gegen-

---

<sup>13)</sup> Gewm.: Herr D i c h t l, Prinzendorf.

<sup>14)</sup> Gewm.: Herr Ing. Norbert S c h o d l, Kellereinspektor, Wolkersdorf.

über. Jedoch setzte sich das Gerät nicht durch, denn da es ja mit der Hand getragen werden mußte, waren die Leute ohne Jäterstockerl bei der Arbeit schneller.

Die zweite Anregung erhielten die Schleimbacher ebenfalls in der Zwischenkriegszeit vom damaligen Pächter des Bahnhofswirtshauses. Er stammte aus Altlichtenwarth, wo man Bindhocker bei der Weingartenarbeit benützte. Auch der Wirt erklärte den Schleimbachern die Vorteile des einbeinigen Arbeitsstuhles. In seiner Heimat waren die Bindstühle rund wie in Hausbrunn, aber sie gehörten nicht den einzelnen Tagwerkern, sondern blieben Eigentum des Weingartenbesitzers. Je mehr ein Altlichtenwarther Weinbauer von diesen Geräten besaß, desto größer war die Zahl seiner Tagelöhner, desto größer damit sein Besitz und sein Ansehen. Daher hätten die Altlichtenwarther die Gewohnheit gehabt, die Bindhocker in ihren Preßhäusern an den Preßbäumen anzubringen, gleichsam „auszustellen“<sup>15)</sup>.

Rückfragen in Altlichtenwarth ergaben, daß die Bindhocker dort tatsächlich bekannt sind und in Verwendung standen. Grafendorf, heute in der CSSR, liegt etwa 36 km nach Westen, Altlichtenwarth jedoch ist der westliche Nachbarort von Hausbrunn. Damit sind wir wieder am Ausgangspunkt angelangt. Sowohl Altlichtenwarth als auch Hausbrunn liegen im Gerichtsbezirk Poysdorf. In der Poysdorfer Gegend, heißt es in Falkenstein, benützen die Hauer zum Binden einen einbeinigen Stuhl<sup>16)</sup>. 9 km nördlich, mitten im Kerngebiet der Liechtensteiner, liegt Garschönthal (erst seit 1920 bei der Tschechoslowakei).

Bis zur Austreibung hatte der „alte Filler“ in seiner Garschönthaler Werkstatt einen runden einbeinigen Stuhl aus Holz hängen, an dem mit Nägeln ein Lederband befestigt war, mittels dessen er ans Gesäß gebunden werden konnte. Heute weiß man nicht mehr, wozu er ihn benützte, aber man glaubt sich zu erinnern, daß der alte Filler beim Melken darauf saß<sup>17)</sup>.

Zum Binden im Weingarten verwendete man in Garschönthal als Arbeitssitz einen vierbeinigen Schemel, den man ebenfalls mit einem Riemen ans Gesäß band. In anderen Teilen des Weinviertels, etwa in der Umgebung von Wolkersdorf oder im Gebiet um Korneuburg, trug man nicht anschnallbare vierbeinige Schemel mit zur Arbeit, wenn man sich das Bücken ersparen wollte<sup>18)</sup>.

Die Bezeichnung Bindhocker ist in Stützenhofen für einen dreibeinigen Schemel bekannt, den man sich ebenfalls umband. Zum

---

<sup>15)</sup> Gewm.: Herr Franz Obermaier, Schleimbach-Riedenthal.

<sup>16)</sup> Gewm.: Herr Franz Seebauer, Falkenstein.

<sup>17)</sup> Gewm.: Herr Johann Wenzel, Garschönthal, heute Wien.

<sup>18)</sup> Auskunft von Frau Grete Melion, Städt. Museum Korneuburg.

Unterschied davon ist der Melkschemel dort vierbeinig<sup>19)</sup>. Auch die Bezeichnung „Bindschemel“ tritt auf, und zwar in Ottenthal für einen runden Arbeitssitz mit vier Beinen. Diese Beine stehen, um ein Einsinken ins Erdreich zu verhindern, auf einem Holzkreuz; der Sitz ist um einen dicken Eisennagel drehbar, so daß der Körper bei der Arbeit des Weingartenbindens mitgehen kann, ähnlich wie beim Drehsessel oder beim Klavierstockerl. Ein solcher Bindschemel befindet sich im Besitz von Herrn Franz Fuchs in Ottenthal, Gemeinde Falkenstein, und wird derzeit im Falkensteiner Kellermuseum gezeigt<sup>20)</sup>. Bindschemel stehen auch in Wetzelsdorf, Gemeinde Poysdorf, in Verwendung. Obwohl man sie ständig weitertragen muß, sind die Besitzer zufrieden und glauben nicht, damit Zeit zu vergeuden.

Außer den bereits genannten einbeinigen Schemeln, dem Bindhocker und dem Melkstuhl, gibt es noch den von Leopold Schmidt beschriebenen „Hüttenstuhl“, den einbeinigen Schemel der Steinmetzen, der heute noch von den Pflasterern verwendet wird. Schmidt mußte auf eine Zeitungsmeldung aus Dänemark zurückgreifen. Inzwischen aber wurde die Kärntnerstraße in der Wiener Innenstadt im Zuge der Umwandlung zur Fußgängerzone gepflastert. Dabei waren die Pflasterer zu beobachten, die im Frühjahr und Sommer 1974 sowohl einbeinige Hüttenstühle aus Holz als auch aus Metall benützten.

Die einbeinigen Melkschemel sind mit ihren Besitzern, den „Schweizern“, wie der bezeichnende Name für die Berufsmelker lautet, vermutlich bis auf die großen Gutshöfe von Mecklenburg gelangt<sup>21)</sup>. Haben die Hausbrunner und die Altlichtenwarther nun die einbeinigen Geräte bei den Steinmetzen gesehen, haben sie sie selbst erfunden oder sind sie durch „Schweizer“ zu ihnen gekommen? Beide Orte liegen im einstigen „Liechtensteiner Reich“, das mit seinem Zentrum Feldsberg den Grenzraum Südmährens und Niederösterreichs einnahm. 99 Gutshöfe sollen nach mündlicher Tradition den Liechtensteinern gehört haben. Noch befinden sich angeblich etwa 10 Güter im nördlichen Weinviertel in ihrem Besitz. Vielleicht hängt das Auftreten der einbeinigen Arbeitssitze mit der liechtensteinischen Gutshofkultur zusammen?

Warum der Name Bindhocker oder Bindstuhl? Wie schon gesagt gehen die Meinungen der Gewährsleute diesbezüglich auseinander. Denn der Schemel wurde einerseits am Gesäß festgebunden, andererseits beim „Binden“, nämlich dem Aufbinden der Weinreben, verwendet. Fast noch mehr entlastete er den schmerzenden Rücken beim

---

<sup>19)</sup> Gew. per.: Frau H a h n , Ottenthal-Stützenhofen.

<sup>20)</sup> Vgl. Werner G a l l e r , Das Kellermuseum in Falkenstein. (Kulturberichte. XI, 1974, S. 3.)

<sup>21)</sup> L. S c h m i d t , Melkschemel und Hüttenstuhl, S. 14.

Jäten. In bezug auf die Erklärung des Wortes haben wir nichts Neues hinzuzufügen. Seitdem sich die modernen Methoden im Weinbau Niederösterreichs durchgesetzt haben, ist der Bindhocker funktionslos geworden. Man erspart sich bei der „Hochkultur“ das Bücken. Obwohl die Umstellung erst 15 bis 20 Jahre zurückliegt, sind die meisten einbeinigen Arbeitssitze bereits zerhackt und verbrannt worden.

Übrigens gibt es außer der Andeutung für Garschönthal noch weitere Umstände, welche vermuten lassen, daß der einbeinige Melkstuhl auch in Niederösterreich punktuell verbreitet war. In der Sammlung landwirtschaftlicher Geräte von Ernst Mader in Horn findet sich ein zirka 30 cm hoher einbeiniger Melkstuhl mit dem für Melkstühle charakteristischen spitz zulaufenden Fuß und länglich-rechteckigem Sitz, welcher noch das Lederband mit Schnalle aufweist, mittels dessen er ans Gesäß gebunden wurde. Das Objekt wurde vor einigen Jahren von einem Förster aus Zwettl in die Sammlung eingebracht. Es soll in der Gegend von Großgerungs von den Bauern zum Melken der Kühe während der Weidehaltung verwendet worden sein. Wieweit die kleinen Bauern des Waldviertels Vorbilder von Gutshöfen kannten, muß ich dahingestellt lassen.

Die Volkskundliche Sammlung des Niederösterreichischen Landesmuseums besitzt einen einbeinigen Melkstuhl (Inventarnummer II 1278). Er ist 35 cm hoch, die runde Sitzfläche hat einen Durchmesser von 23,5 cm. Das Bein ist kunstvoll gedrechselt, wobei zwei lose Holzringe mitgearbeitet wurden, welche nicht abstreifbar sind. Die Sitzfläche ist reich beschnitzt mit ornamentalen Sechssternen. Das Objekt wurde in der Zwischenkriegszeit erworben und ist äußerst ungenau inventarisiert. Das Inventarbuch enthält nur die Ortsangabe Lassing, womit aber nicht klargestellt ist, ob es sich um den niederösterreichischen Ort im Bezirk Scheibbs handelt, welcher im Gebiet der Almwirtschaft liegen würde.

# **Das volksculturelle Verhalten einer Arbeiter- und einer Bauernfamilie (Fallstudie)**

## **Kurzbericht über ein Untersuchungsmodell**

Von Dieter Weiss

Es soll im folgenden versucht werden, in einem kurzen Überblick die Aufgabenstellung und die Untersuchungsmethode für dieses Untersuchungsmodell darzulegen sowie auf einen Teil der Ergebnisse mit Hilfe einer graphischen Darstellung, verbunden mit den nötigsten Erläuterungen, hinzuweisen.

Im Auftrag des Institutes für empirische Sozialforschung (IFES) in Wien wurde ich über Anregung von Prof. Dr. Bertl Petrei im März des Jahres 1974 für die Erarbeitung und praktische Erprobung eines Untersuchungsmodells über „volksculturelles Verhalten“ in einer bäuerlichen und einer Arbeiterfamilie mit der Bildung und Leitung einer Arbeitsgruppe an der Universität Graz betraut.

In dieser Arbeitsgruppe sollte neben der Volkskunde die Germanistik, Psychologie und Soziologie vertreten sein. Nach anfänglichen Schwierigkeiten konnte ich zur Mitarbeit Univ.-Ass. Dr. Uwe Baur vom Germanistischen Institut, Univ.-Ass. Dr. Gunter Falk vom Institut für Soziologie und cand. phil. Elisabeth Katschnig-Fasch vom Institut für Volkskunde als Bearbeiterin des psychologischen Teiles der Untersuchung gewinnen.

Vorgegeben war seitens des IFES die Festlegung auf je eine Familie aus dem bäuerlichen und aus dem Arbeitermilieu, doch blieb die Auswahl der zu untersuchenden Familien aus diesen Milieus uns vorbehalten.

Wir trachteten Familien zu finden, in denen uns zwei oder drei Generationen zur Beobachtung zur Verfügung stehen konnten. Da vom Institut für Volkskunde der Universität Graz im etwa 15 km entfernten rein bäuerlichen Dorf Niederschöckel bereits hauskundliche und agrarwirtschaftliche Aufnahmearbeiten von Seminaristen durchgeführt worden waren, war es naheliegend, auch für diese Untersuchung eine Familie aus dem bäuerlichen Bereich aus Niederschöckel für die Befra-

gung zu gewinnen. Die Familie aus dem Arbeitermilieu suchten und fanden wir im Industrieraum Kapfenberg in der Werkssiedlung der Felten-Guillaume Eisenwerke in Kapfenberg-Diendlach.

### 1. Aufgabenstellung

Der Arbeitsgruppe war durch das IFES die Aufgabe gestellt, das sogenannte volkskulturelle Verhalten zweier Familien, einer aus dem bäuerlichen Bereich, einer aus dem Arbeitermilieu, zu untersuchen. Diese Studie sollte eine Testuntersuchung darstellen, die den Weg aufzeigen sollte für weitere geplante, ähnlich gelagerte Untersuchungen in größerem Maßstab.

Der Begriff der Volkskultur wurde für unsere Untersuchung insofern eingengt (ausgehend davon, daß weder der Begriff „Volk“ noch der der „Kultur“ für uns ausreichend definierbar ist), als davon ausgeschlossen blieben der übliche Kulturbegriff, urbane Wertvorstellungen und Sinndeutungen, wie auch urbane Verhaltensmuster und das ebenfalls urban geprägte Bildungsideal<sup>1)</sup>.

Die Untersuchung hat dann jedenfalls deutlich gezeigt und kann darauf hinweisen, daß der alleinige Anspruch der sogenannten Hochkultur einer Verzerrung der wirklichen Gegebenheiten gleichkäme.

Mit einbezogen in die Untersuchung waren die ökonomischen und wohnräumlichen Komponenten, die familiäre und infrastrukturelle Situation, die Interdependenzen innerhalb der jeweiligen Familie, wie auch das aktive und passive Kulturverhalten der einzelnen Familienmitglieder.

### 2. Methodik und Durchführung der Untersuchung

Umfassende Fragestellungen dieser Art sind in Fragebogenerhebungen nicht befriedigend zu bewältigen und zwingen daher zur persönlichen Befragung der Gewährspersonen.

Als Befrager durften wir selbstverständlich nicht unvorbereitet an unsere Gewährspersonen herantreten. Es erstellte daher jeder Mitarbeiter der Arbeitsgruppe von seinem fachlichen Standpunkt aus einen Fragenkanon, so daß uns für das freie Interview als Unterlage und Richtschnur ein Fragebogen zur Verfügung stand.

Es wurde versucht, bei unseren Gewährspersonen Antworten auf folgende Fragen zu erhalten:

1. Persönliche Daten;
2. Schulbildung, berufliche Ausbildung;

---

<sup>1)</sup> Dieter Weiss, Versuch einer Deutung des Begriffes Volkskultur. In: Dieter Weiss, Uwe Baur, Gunter Falk und Elisabeth Katschnig-Fasch, „Das kulturelle Verhalten einer Arbeiter- und einer Bauernfamilie (Fallstudie)“, unveröffentl. Manuskript, Graz 1975, S. 78.

3. wirtschaftliche Verhältnisse, Art der Arbeit, Tagesablauf mit Zeitbudget;
4. Freizeitverhalten, Freizeitangebot mit Zeitbudget;
5. Aktivitäten (Lesen, Fernsehen, Radiohören, Kinobesuch, Kartenspiel, Musizieren, Theaterbesuch, Weiterbildung, Kunstkonsum, Besuche, Urlaub usw.) und Hilfsmittel (Radio, Fernsehapparat, Bücher und anderer Lesestoff, Instrumente, Plattenspieler, Kassettenrecorder, Fotoapparat, Auto, Motorrad, Moped usw.);
6. Interaktionen;
7. Vereinszugehörigkeit;
8. Feiern und Feste (Familie, Betrieb, Kirche, Verein, Feuerwehr, Gemeinde usw.);
9. religiöses Verhalten und religiöse Einstellung;
10. Kleidung;
11. Wohnung und Einrichtung;
12. Kulturangebot (privat und öffentlich).

Die Interviews wurden mit einem Uher-Report-Tonbandgerät auf Band aufgenommen, um daheim in aller Ruhe die Auswertung vornehmen zu können und das so störende Mitschreiben zu vermeiden.

Da nicht immer schon bei der ersten Sitzung alle unsere Fragen ausreichend beantwortet wurden, waren einige Nachbefragungen erforderlich, um die Lücken zu schließen.

Der durch das IFES umrissenen Aufgabenstellung folgend, was auch in der Erstellung des Rahmenprogramms Berücksichtigung fand, wurde bei der Erhebung besonderer Wert auf die Erfassung jener Daten und Auskünfte gelegt, die uns signifikant für das kulturelle Verhalten unserer Gewährspersonen sowohl bei der Arbeit als auch im Freizeitverhalten schienen<sup>2)</sup>.

Es waren dies etwa besonders das Freizeitangebot, das Leseverhalten, Nachbarschaftsbeziehungen, Rollenverteilung in der Familie, Vereinsaktivitäten und die religiös-weltanschauliche Orientierung.

Wir trachteten neben diesen Aspekten Informationen zu gewinnen über einen weiten Bereich jener Äußerungen, die ein Mensch als Mitglied einer Gemeinschaft und von dieser beeinflusst realisiert<sup>3)</sup>.

Die Auswertung der Interviews erfolgte, da uns dies besonders wichtig und aufschlußreich schien, in der Form einer möglichst geschlossenen Persönlichkeitsbeschreibung der einzelnen Gewährsper-

---

<sup>2)</sup> Dieter Weiss, Durchführung der Studie. In: „Das kulturelle Verhalten usw.“, S. 2.

<sup>3)</sup> Ders., S. 2.

sonen (daran schloß sich der Versuch, aus der jeweiligen fachlichen Perspektive Ansätze zu einer Synthese zu finden), wobei das Hauptaugenmerk auf folgende Punkte gelegt war:

1. wirtschaftliche Verhältnisse;
2. Wohnsituation;
3. Kleidersitte;
4. biographische Daten;
5. Schul- und Berufsausbildung;
6. Tagesablauf (Wochentag, Sonn- und Feiertag, schichtfreier Tag);
7. Freizeit: Zeitbudget, Freizeitbeschäftigungen;
8. Interaktionen;
9. religiöses Verhalten, weltanschauliche Orientierung;
10. Kulturverhalten;
11. Versuch einer Synthese.

Dieser Teil der Studie umfaßte denn auch nicht weniger als 46 Maschinschreibseiten, was etwa der Hälfte des Gesamtberichtes entsprach. Damit soll lediglich dokumentiert sein, welche Bedeutung wir diesen Persönlichkeitsbeschreibungen beimaßen.

Die Zahl der befragten Personen, die sowohl dem weiblichen als auch dem männlichen Geschlecht angehörten, betrug zehn. Der jüngste Befragte stand im Alter von 14 Jahren, der älteste Befragte war 58 Jahre alt. Aus der Streuung der Geburtsdaten 1917, 1922, 1928, 1948, 1950, 1955, 1957, 1959 und 1961 ist zu ersehen, daß wenigstens zwei Generationen erfaßt werden konnten.

Neben der Befragung der einzelnen Gewährspersonen beider Familien (in Niederschöckel wurde noch eine dritte Familie in die Untersuchung mit einbezogen, um die jüngste Generation zu erfassen, und zwar die Jahrgänge 1959 und 1961), wurde auch das Kulturangebot von Niederschöckel-Weinitzen und zum Teil auch jenes von Kapfenberg (Leihbüchereien, Buchhandlungen, Lesezirkel) erhoben <sup>4)</sup>.

Die Zahl von zehn befragten Personen läßt es nicht zu, einen hinreichend genauen Schluß auf kulturelles Verhalten von bäuerlichen oder Arbeiterfamilien zu ziehen, doch war dies auch nicht Ziel dieser Untersuchung. Doch gewinnt das Ergebnis insoweit an Bedeutung, wenn man ihm Erfahrungswerte unterlegt und mit diesen vergleicht.

Auf der Basis der Erhebungen und der vorliegenden Personenbeschreibungen, jedoch auch aus rein theoretischen Ansätzen heraus, wurden von den einzelnen Mitgliedern der Arbeitsgruppe weitere Themen angeschnitten:

---

<sup>4)</sup> Uwe Baur, Kulturangebot für Kapfenberg-Diemplach. In: „Das kulturelle Verhalten usw.“, S. 5—13.

1. Arbeitssituation, sozioökonomischer Status (subjektive) Realitätskonstruktion und der Gebrauch kultureller Symbole (G. Falk);
2. Leseverhalten und Beziehung zu Rundfunk und Fernsehen (U. Baur);
3. Deutungsversuch kulturpsychischer Zusammenhänge (E. Katschnig-Fasch);
4. Versuch einer Deutung des Begriffes Volkskultur (D. Weiss);
5. Familie, Nachbarschaft und Verein als volkskulturelle Größen (D. Weiss);
6. Fernsehen und Volkskultur (D. Weiss);
7. Sitte und Brauch als soziale Kontrolle (D. Weiss).

Diese Anführung der behandelten Themen soll nur einen kurzen Überblick über den Gesamtbericht geben, ohne hier näher auf Einzelheiten einzugehen.

Wesentlicher scheint es zu sein, einen Blick auf die Persönlichkeitsstrukturen der einzelnen Befragten zu werfen. Da es jedoch nicht möglich ist, in diesem Rahmen auf jede Person detailliert einzugehen, wird versucht, in einer graphischen Darstellung (s. S. 142) ein gegenüberstellendes Bild beider befragten Familien (mit insgesamt zehn Personen) zu entwerfen, wobei die jeweiligen Verhaltensparameter in ein Koordinatensystem eingetragen werden. Auf der Ordinate sind die dreizehn Hauptbefragungspunkte (s. S. 141 ff.), auf der Abszisse die jeweiligen unterordnenden Parameter eingetragen. Jede Aussage findet so ihren Platz im System und die Unterschiede zwischen den beiden Familien sind rein graphisch klar zu erkennen. Wenngleich die Aussage dieser Graphik nicht in die Tiefe gehen kann, ist sie doch in der Lage, einen ersten summarischen Überblick zu vermitteln.

### **3. Erläuterungen zur Graphik**

a) Hauptbefragungspunkte und ihre unterordnenden Parameter mit ihrem Zahlenschlüssel

#### 1. Beruf

- 1.0 Schüler
- 1.1 Lehrling
- 1.2 Geselle
- 1.3 Meister
- 1.4 Arbeiter
- 1.5 Facharbeiter
- 1.6 Angestellter in untergeordneter Position
- 1.7 Angestellter in übergeordneter Position
- 1.8 Landarbeiter
- 1.9 Bauer
- 1.10 Hausfrau

KAPFENBERG																			NIEDERSCHÖCKEL																			
	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
1	X									X										X								X										
2	X	X		X	X	X														X	X	X	X	X														
3	X	X	X	X	X	X														X	X	X	X	X	X	X												
4	X	X	X	X	X	X	X		X				X							X	X	X	X	X	X	X		X	X	X	X							
5	X	X		X																X	X	X	X															
6	X	X	X				X													X	X	X	X	X	X													
7	X						X													X	X	X	X	X	X													
8	X	X	X	X	X	X	X			X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
9	X	X	X	X	X	X	X													X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
10	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
11	X	X	X	X	X	X	X													X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
12	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
13	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X

## 2. Schulbildung

- 2.0 Volksschule
- 2.1 Hauptschule
- 2.2 Polytechnikum
- 2.3 Berufsschule
- 2.4 Handelsschule/Handelsakademie
- 2.5 Lehre
- 2.6 Kurse

## 3. Leseverhalten

- 3.0 Zeitung
- 3.1 Illustrierte
- 3.2 Romane
- 3.3 Kriminalromane
- 3.4 Westernhefte
- 3.5 Kriegs- und Abenteuerromane
- 3.6 Comics
- 3.7 Sachbücher
- 3.8 Tiergeschichten

## 4. Fernsehverhalten

- 4.0 Zeit im Bild und andere aktuelle Sendungen
- 4.1 Kriminalstücke
- 4.2 Abenteuergeschichten
- 4.3 Westernstücke
- 4.4 Schauspiel
- 4.5 Operette
- 4.6 Oper
- 4.7 Musical
- 4.8 Shows
- 4.9 Lustspiel
- 4.10 Volksstück
- 4.11 Tierfilm
- 4.12 Sport

## 5. Kinobesuch

- 5.0 Kriminalstücke
- 5.1 Kriegs- und Abenteuerfilme
- 5.2 Westernfilme
- 5.3 Lustspiel- und/oder andere Unterhaltungsfilm
- 5.4 Problemfilme
- 5.5 Sexfilme
- 5.6 Volksstücke

## 6. Rundfunkkonsum

- 6.0 Nachrichten und andere aktuelle Sendungen
- 6.1 Unterhaltungssendungen
- 6.2 Volksmusik im weiteren Sinn
- 6.3 Operetten, Musical
- 6.4 Oper
- 6.5 Hörspiel
- 6.6 Ö 3

7. Präferenzen für Musik
  - 7.0 Volksmusik im weiteren Sinn
  - 7.1 Operette
  - 7.2 Oper
  - 7.3 Musical
  - 7.4 Schlager im weiteren Sinn
8. Freizeitbetätigungen
  - 8.0 Kinobesuch
  - 8.1 Theaterbesuch
  - 8.2 Andere Aufführungen
  - 8.3 Lesen
  - 8.4 Fernsehen
  - 8.5 Rundfunkkonsum
  - 8.6 Schach und andere Spiele
  - 8.7 Kartenspiel
  - 8.8 Singen, Musizieren, Theaterspielen
  - 8.9 Sport
  - 8.10 Wandern, Spaziergehen
  - 8.11 Besuchstätigkeit (Familie, Nachbarschaft)
  - 8.12 Gasthausbesuch, Unterhaltungen
  - 8.13 Vereinstätigkeit
  - 8.14 Beschäftigung mit Familie
  - 8.15 Kirchgang
  - 8.16 Handarbeit
  - 8.17 Basteln
  - 8.18 Gartenarbeit
9. Soziale Kontakte
  - 9.0 Familienfeste, Beschäftigung mit Familie
  - 9.1 Besuchstätigkeit
  - 9.2 Freundschaften
  - 9.3 Nachbarschaftskontakte
  - 9.4 Vereinszugehörigkeit
  - 9.5 Kirchliche Feste, Sonntagsmesse
10. Lebenslauf, Jahreslauf
  - 10.0 Geburt
  - 10.1 Taufe
  - 10.2 Geburtstag
  - 10.3 Namenstag
  - 10.4 Erstkommunion
  - 10.5 Firmung
  - 10.6 Hochzeit
  - 10.7 Tod
  - 10.8 Advent, Weihnachten
  - 10.9 Neujahr
  - 10.10 Ostern
  - 10.11 Pfingsten
  - 10.12 Allerheiligen
11. Kleidersitte
  - 11.0 Konfektionskleidung
  - 11.1 Tracht und trachtenartige Kleidung

- 11.2 Sportkleidung
- 11.3 Arbeitskleidung

## 12. Vereinszugehörigkeit

- 12.0 Feuerwehr
- 12.1 Sportverein
- 12.2 Laienspielgruppe
- 12.3 Musikkapelle
- 12.4 Schachverein
- 12.5 Sparverein
- 12.6 Politische Organisation
- 12.7 Interessengemeinschaft

## 13. Religiöse Einstellung und Weltanschauung

- 13.0 Katholisch
- 13.1 Evangelisch
- 13.2 Aktiv
- 13.3 Passiv

Die Anführung und Berücksichtigung dieser Punkte kann keineswegs einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, beinhaltet aber doch die Grundlage für eine ausreichende erste Information über Verhaltens- und Interessenschwerpunkte beider befragten Familien.

### b) Die Graphik und ihre Aussage

Durch die Zusammenfassung aller Mitglieder einer Familie zu einem einzigen Komplex tritt eine gewisse, doch hier nicht wesentlich störende Verwischung ein. Es wird nichts über die Einzelpersonen ausgesagt, es wird auch nicht Rücksicht genommen auf Alter und Geschlecht der befragten Personen. Ebenso wird in der Graphik nicht Bedacht genommen auf die Intensität (ausgenommen bei Punkt 13), die Qualität und die Häufigkeit der Äußerungen und Einstellungen.

Dies mag auf den ersten Blick sehr großzügig scheinen, doch sind die kulturellen und verhaltensmäßigen Äußerungen der einzelnen Familienmitglieder voneinander nicht sehr deutlich abweichend, da die immer noch wirksame Kraft der außer- und innerfamiliären Tradition keine allzu scharfen Gegensätze aufkommen läßt.

### c) Interpretation

Am Ergebnis der Untersuchung war für uns überraschend, daß sich die Arbeiterfamilie und die bäuerliche Familie in ihren kulturellen Äußerungen weit weniger voneinander unterscheiden, als wir ursprünglich angenommen hatten. Diese geringe Differenzierung hat vielleicht ihre Ursache in dem Umstand, daß auch das Elternpaar der Arbeiterfamilie bäuerlicher Herkunft ist und sich hier daher gewisse Übereinstimmungen von selbst ergeben.

#### d) Kulturelle Differenzierungen

Unterschiede in der Schulbildung werden erst in der jüngeren Generation deutlich. Die Kinder der Arbeiterfamilie sind in dieser Hinsicht eindeutig im Vorteil gegenüber den Kindern der bäuerlichen Familie. Den Aufsteigern der Arbeiterfamilie steht ein völlig statisches Verhalten in der bäuerlichen Familie gegenüber.

Im Lese- und Fernsehkonsum und -verhalten, wie auch beim Kinobesuch, verwischen sich die Unterschiede, während bei der Wahl des Rundfunkprogrammes und der Präferenz für eine bestimmte Art von Musik gewisse Differenzierungen zu sehen sind.

Im Freizeitverhalten sind die Abweichungen wenig stark ausgeprägt (wenn man von in der Freizeit ausgeübten religiösen Betätigungen absieht), während bei der Pflege sozialer Kontakte ein sehr wesentlich scheinendes anderes Verhalten vorliegt: Die bäuerliche, im Dorfverband lebende Familie legt größten Wert auf die Pflege der Nachbarschaft (nicht nur wegen der Nachbarschaftshilfe), die in einer Werkssiedlung wohnende Arbeiterfamilie vernachlässigt solche Beziehungen dagegen völlig.

Bei Punkt 10, der Fragen des Lebens- und Jahrlaufes gewidmet ist, ist kein gravierender Unterschied feststellbar, doch schien uns die Intensität der Äußerungen in der bäuerlichen Familie um einiges größer zu sein.

In der Wahl der Kleidung zeigen sich kaum stärkere Abweichungen, eher sind es kleinere graduelle Unterschiede, wie etwa in der Auswahl der Konfektionsware.

Beide Familien weichen deutlicher ab in der Einstellung zum Vereinsleben. Hier dürfte, nach unseren Erhebungen, die Kraft der Sitte bei der bäuerlichen Familie eine weit größere Rolle spielen als im Arbeitermilieu. So ist man im bäuerlichen Bereich als junger Mann ganz einfach durch einige Jahre hindurch Mitglied bei der Freiwilligen Feuerwehr, während solche Verbindlichkeiten (jedenfalls in der von uns beobachteten Familie) im Arbeitermilieu offenbar nicht so zum Tragen kommen. Aber abgesehen von der Mitgliedschaft bei der Freiwilligen Feuerwehr ist die Einstellung zu Vereinen ziemlich ausgewogen.

Religion und Kirche werden zwar in der Arbeiterfamilie nicht ausgesprochen abgelehnt, ja mütterlicherseits bis zu einem gewissen Grad sogar bejaht, doch ist auch hier die Intensität in der Ausübung innerhalb der bäuerlichen Familie weitaus größer.

#### 4. Zusammenfassung

Die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegende Modelluntersuchung kann von ihrer ganzen Anlage und Aufgabenstellung her keinerlei Anspruch auf Repräsentativität erheben. Doch haben sich immerhin, wie vorne ersichtlich, einige deutliche Unterschiede abgehoben, die nun ihrerseits in einer eigenen, auf breitere Basis gestellten Erhebung und Untersuchung aufgeheilt und untermauert werden müßten. So wäre etwa der Bereich der abzufragenden Eigenschaften und Äußerungen zu erweitern und zu ergänzen und eine entsprechend große Zahl von Gewährspersonen in die Untersuchung mit einzubeziehen.

Die Modelluntersuchung sollte auch das Zusammenspiel von vier verschiedenen Fachrichtungen bei einer Erhebung, deren Ziel die Aufhellung „volkskulturellen“ Verhaltens war, erproben und ein Modell liefern für ähnlich gelagerte weitere Untersuchungen.

Die Zusammenarbeit der vier verschiedenen Fachrichtungen verlief nicht ohne gewisse Probleme und Schwierigkeiten. So ist es für den **Leiter einer solchen Gruppe** nicht immer einfach, den zeitlichen und fachlichen Ablauf einer Untersuchung entsprechend zu koordinieren, und es ergeben sich zwangsläufig relativ große zeitliche Verzögerungen, die den Fluß der Arbeit nicht unwesentlich hemmen können.

Andererseits wirkt der untereinander gepflegte Gedankenaustausch sehr befruchtend auf die Arbeit jedes einzelnen Mitgliedes der Arbeitsgruppe und es bleibt, neben dem gemeinsam verfolgten Ziel, ein durchaus persönlicher Gewinn für jeden, wie von den Mitarbeitern der Gruppe bestätigt wurde.

Der Wert der Aktion dürfte für eine spätere umfassende Fragebogenaktion darin liegen, daß die Darstellung vor einer einseitigen Sicht der Phänomene des sogenannten Kulturverhaltens und der damit verbundenen Oberflächlichkeit bzw. Bestätigung vorgefaßter Urteile bewahren kann <sup>5)</sup>.

---

<sup>5)</sup> Uwe B a u r , Vorbemerkung. In: „Das kulturelle Verhalten usw.“, S. 1.

# Der Einfluß des Fernsehens auf die bäuerliche Wohnkultur des Obdacherlandes

Von Elfie L u k a s

Erfuhr der Tagesablauf im ländlichen Alltag durch Jahrhunderte nur relativ geringfügigen Wandel, so scheinen in unserem Jahrhundert die technischen Errungenschaften gewaltige Veränderungen mit sich gebracht zu haben.

Einen der umwälzendsten Einschnitte ins bäuerliche Leben brachte die Erfindung der Kohlenfadenlampe durch Edison 1879 mit sich. Auch die vielfach erst von der Elektrizität abhängige Einbürgerung des Radioapparates stellte einen bedeutenden Wendepunkt dar; und mit der Lawine, die die Elektrifizierung über die Menschheit rollen ließ, wurde ihr auch um 1930 eines ihrer Kinder geboren, das den vielleicht größten Siegeszug um die Welt machte: das Fernsehen.

Erst nach Ende des zweiten Weltkrieges, genauer — nach der Erfindung der Bildröhre, konnte das Fernsehen zum Massenartikel werden. Doch es ist kein Zufall, daß es heute, noch keine 30 Jahre alt, das Familienleben in Stadt und Land beherrscht. Karl Veit Riedl weist in einem Artikel über Fernsehen und Volkskultur<sup>1)</sup> darauf hin, daß im Gegensatz zu anderen Massenmedien — wie z. B. der Film — das Fernsehen gleich von Anbeginn an im Brennpunkt der wissenschaftlichen Forschung gestanden habe und die Frage nach Einfluß und Funktion dieses Kommunikationsmediums sowie nach seiner Stellung im Volksleben und dem Grund für seine Volkstümlichkeit die Soziologen und Pädagogen beschäftigt hat.

Was bisher offenbar noch keine gesonderte Beachtung gefunden hat, ist die Tatsache, daß mit der Existenz eines solchen magischen Guckkastens auf einem Bauernhof die Funktion der Wohnräume einem Wandel unterworfen scheint. War bislang die Küche meist Zentrum des bäuerlichen Lebens, so gewinnt nunmehr die „Stubn“, die häufig als Raum für feierliche Gelegenheiten gedacht war und das Jahr über größtenteils leer stand, mehr und mehr an Bedeutung zurück.

---

<sup>1)</sup> Karl Veit R i e d l, Fernsehen und Volkskultur. (Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, Hamburg 1965, S. 23 ff.)

Ich sage mit Absicht „zurück“ — denn es gab eine Zeit, in der die rauchfrei gewordene Ofenstube als Aufenthaltsraum fürs Gesinde und die Familie diente und die Rauchküche selbst meist nicht nur des Rauches wegen gemieden wurde, sondern auch deshalb lediglich als Kochstätte diente, da sie zu klein war, um dem damals weit zahlreicheren Gesinde ausreichend Platz zu geben. Die „gute Stube“ wurde gleichzeitig damals nach Einbau eines Sparherdes in der gewölbten Rauchkuchl und der Verminderung der Anzahl von Knechten und Mägden — sei es durch technische Erneuerungen, sei es durch die einsetzende Abwanderung in Stadt- und Industriegegenden — zum Prestigeraum und gab somit der Küche den Rang des Hauptaufenthaltsraumes zurück. Und diese „gute Stube“ wurde nun meist Standort eines stattlichen Fernsehapparates. Der Grund hierfür war ein dreifacher:

Fürs erste bieten die meist eher schmalen — sekundär eingebauten — Gewölbeküchen selten einen geeigneten Platz, von dem aus man das Geschehen auf dem Bildschirm ohne nennenswerte Halsverrenkungen verfolgen kann. Auch ist die große Glasfläche eben dieses Bildschirms ein gar heikel Ding, das beim Hantieren in der Küche gefährdet wäre. Und fürs dritte ist solch ein Fernsehempfänger ein prestigeförderndes Besitzgut, das dort stehen muß, wo es von Besuchern auch gesehen werden kann — ergo in der „guten Stube“.

Im Zusammenhang mit Feldforschungsarbeit im Obdacher Land habe ich versucht, Einzelheiten über das Fernsehen und seinen Einfluß auf das bäuerliche Alltagsleben zu erfassen und somit ein zweifellos nicht uninteressantes Nebenresultat meiner eigentlichen Arbeit zu erzielen. Als besonders aufschlußreich und eventuell generelle Schlußfolgerungen erlaubend dient hier der Umstand, daß von mir innerhalb eines gegebenen Gebietes j e d e r existierende und als Bauernwirtschaft intakte Hof besucht wurde und damit die erarbeiteten Auszählwerte als für eine in Streusiedlung und Berglage beheimatete bäuerliche Bevölkerung repräsentativ sein dürfte.

Meine Fragen bezogen sich auf

- a) das Vorhandensein von Fernsehgeräten überhaupt,
- b) ihren Standort,
- c) den Hauptaufenthaltsort der Familie.

Hierbei ergaben sich für die Gemeinden Amering und Lavantegg folgende Werte:

TV		TV-STANDORT				HAUPTRAUM				STUBE NUR:	
JA	NEIN	KÜ	KÜ-STU	STU	SONST	KÜ	KÜ-STU	STU	SONST	WINTER	ABENDS
67	61	6	12	16	2	34	13	47	—	+ 10	+ 32

Befragt wurden von mir von 165 Höfen, die ich auf Grund des Franziszeischen Katasters in meiner Kartei erfaßt hatte, nur 128 Haushalte, da 15 Höfe inzwischen dem Verfall preisgegeben sind, 15 derzeit nur mehr als Sommerfrischen vermietet werden und daher zweckentfremdet sind, und auf 6 Gehöften das Wohnhaus völlig neu erbaut ist, villenartigen Charakter aufweist und sowohl die Anordnung der Wohnräume, als auch die Lebensgewohnheiten der Bewohner völlig der städtischen Bevölkerung gleichzusetzen sind. Das Miteinbeziehen der dort gewonnenen Daten hätte höchstens zu einer Verfälschung des Bildes geführt, das zu erzielen meine Absicht war.

Wie aus vorstehender Tabelle ersichtlich, haben also von den 128 Haushalten mehr als 50 Prozent einen Fernsehempfänger. Davon stehen weniger als 10 Prozent in der Küche, weniger als weitere 20 Prozent in der Küchenstube, einer in einem Schlafzimmer und einer in einem Stübl. Das macht zusammen etwa 30 Prozent der gesamten Geräte aus. 70 Prozent aber stehen in der Stube.

Zu dem Sonderfall des Schlafzimmers muß gesagt werden, daß es sich um eine bereits gehbehinderte Altbäuerin handelt. Interessant ist hier, daß deren Schlafraum zugleich der Hauptaufenthaltsraum der Kinder war. Auf diesen Umstand werde ich später noch einmal zurückkommen.

Bei der Unterteilung in Küche / Küchenstube / Stube mag weiters von Interesse sein, daß es im Untersuchungsgebiet insgesamt nur 13 Küchenstuben gibt. Es handelt sich hierbei um eine Wohnform, die entweder

- auf die Urform der Rauchstube zurückzugehen scheint oder
- durch den Einbau eines Sparherdes an die ursprüngliche Stelle der offenen Feuerstätte nahtlos von Rauchstube in rauchfreie Wohn-Küchenstube (der Schwester unserer bürgerlichen Wohnküche) überging.

Im ersteren Fall war meist folgendes geschehen:

- Zuerst wurde die Rauchstube durch Einbau einer gewölbten Sekundarküche rauchfrei gemacht,
- sodann, mit der Erfindung des Sparherdes (etwa um die Jahrhundertwende — meist jedoch eher später, in vereinzelt Fällen bis in die fünfziger Jahre) eine Rückwandlung der Wohnstube in eine Stuben-Küche, wobei die gewölbte Rauchküche vielfach als Selchkammer oder Futterküche weiter in Verwendung blieb und erst in allerjüngster Zeit oft in eine Kammer oder in ein Badezimmer umfunktionierte wurde.

Doch — nach dieser kleinen hauskundlichen Abschweifung zurück zur Auswertung meiner Fernseher-Bestandsaufnahme:

Was den Hauptaufenthaltsraum anlangt, so gab der überwiegende Teil der Befragten nach wie vor die Küche an, nämlich 34 von 63 <sup>2)</sup>).

Bei der Frage bezüglich einst/jetzt ergab sich, daß diese Zahl für eine Statistik v o r der Verbreitung des Traktors um 5 zu vermindern wäre: Solange das Gesinde noch zahlreicher war, ist man in der Stube gesessen. Hauptaufenthaltsraum Küchenstube beinhaltet alle Geräte, die auch als Standort „Küchenstube“ aufweisen, plus den einen Apparat im Schlafzimmer. In allen diesen Haushalten gibt es keine sogenannte „gute Stube“! Antworten, die in der Tabelle als „Stube“ ausgewiesen sind, betreffen Haushalte, in denen die Küche zu klein ist und die Stube immer schon der Hauptaufenthaltsraum gewesen ist. Es handelt sich um Gewölbeküchen, die zwar heute einen Sparherd besitzen, in denen aber nicht genügend Platz für einen Tisch, geeignet für Mahlzeiten und sonstiges Beisammensein der Familie, besteht.

Es bleiben also nur 10 Gehöfte, in denen tagsüber p l u s abends der Hauptaufenthaltsraum gegenüber früher verschoben scheint. Weitere 10 kommen fallweise im Winter dazu — es ergibt sich jedoch aus den erarbeiteten Zahlen eine Differenz von 32 Familien, die als „Pendler“ ausschließlich abends in die bis dato verwaiste Stube wandern, um dort fernzusehen.

Im Gespräch mit den Bewohnern der Gehöfte in Ammering und Lavantegg zeichnete sich ein weiterer und völlig neuer Aspekt ab: in vielen Haushalten dient der Televisionsapparat nicht nur der gemeinsamen Unterhaltung, sondern man betrachtet ihn vor allem als „Babysitter“ für die Schulkinder und — unter deren Aufsicht — auch für die Kleinsten.

Womit der Fernseher eine neue Funktion zugeteilt erhielt, nämlich den bisher gemeinsamen Aufenthaltsraum des bäuerlichen Haushaltes — die Küche — kinder- und lärmfrei zu gestalten!

Zusammenfassend kann gesagt werden:

1. Mehr als 50 Prozent aller Bergbauern im Obdacher Land haben einen Fernsehempfänger.
2. Das Fernsehgerät im bäuerlichen Haushalt hat seinen Platz vorwiegend in der „guten Stube“, dem heutigen Prestigeraum des Hauses, oder aber, sollte es keine solche Stube geben, in der Stuben-Küche.
3. Nur in vereinzelten Fällen steht der Fernseher in der Küche. Es ist dies dann ein relativ großer Raum, der zugleich als Hauptaufenthaltsraum der Familie gilt und nur deshalb nicht als Stuben-Küche

---

<sup>2)</sup> Es waren dies entweder sekundär eingebaute Gewölbeküchen, die von Anfang an größer konzipiert waren, oder solche, bei denen ein anderer Raum zur Küche umfunktioniert wurde.

- gewertet wird, weil sein Mobiliar ausschließlich Küchencharakter hat und es daneben noch eine separate „gute Stube“ im Haus gibt.
4. Die Küche bleibt zwar im bäuerlichen Haushalt mit Fernsehgerät tagsüber meist der Hauptaufenthaltsraum, in dem sich der Großteil des bäuerlichen Lebens abspielt, doch wird der Abend, vor allem im Winter, gemeinsam in der früher viel seltener benutzten Stube verbracht.
  5. Unabhängig vom Vorhandensein eines Fernsehgerätes auf einem Hof ergibt sich durch die Verminderung von Knechten und Mägden jedoch eine leichte Verschiebung des Hauptaufenthaltsraumes von Stube nach Küche. T r o t z d e m gewinnt die Stube an Bedeutung zurück.
  6. Der Tagesraum Küche wird an Nachmittagen und am frühen Abend durch den Televisionsapparat vielfach entlastet, da die Kinder eine neue Märchentante gefunden haben . . .

Punkt 6 mag von nicht geringer Bedeutung sein, wenn man dem Umstand Rechnung trägt, daß die Kinderprogramme vielfach zu einer Zeit angesetzt sind, in der die Bäuerin zum Füttern und Melken in den Stall muß — eine Tatsache, die von den Programmgestaltern des ORF sicher weder geplant noch bedacht wurde.

# Chronik der Volkskunde

## Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1975

Die Ordentliche Generalversammlung 1976 des Vereins für Volkskunde in Wien hat am Freitag, dem 26. März 1976, um 17 Uhr im Festsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Wien I, Seilerstätte 26, unter Teilnahme zahlreicher Mitglieder aus Wien und aus den Bundesländern stattgefunden. Auf der Tagesordnung standen die Punkte: 1. Jahresberichte 1975 des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde sowie der Arbeitsgemeinschaften, 2. Kassenbericht 1975, 3. Bestätigung der Korrespondierenden Mitglieder und Michael Haberlandt-Medaillen, 4. Allfälliges.

### 1. Jahresbericht des Vereines und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1975

#### A. Verein

##### a) Mitgliederbewegung

Der Verein für Volkskunde in Wien hat mit Datum vom 31. 12. 1975 einen Mitgliederstand von 665 Einzelpersonen und Institutionen aufgewiesen. Diese Zahl umschließt 1 Ehrenmitglied, 32 Korrespondierende Mitglieder und 632 Ordentliche Mitglieder.

Der Mitgliederstand hat sich demgemäß gegenüber dem Vorjahr um rein 15 Mitglieder erhöht. Die tatsächliche Anzahl der Neuanmeldungen betrug im Berichtszeitraum jedoch 46 Mitglieder, von welchen 20 in Wien, 10 in den Bundesländern und 16 im Ausland wohnhaft sind.

Diesen 46 Neuanmeldungen steht ein Abgang von 31 Mitgliedern gegenüber.

Verstorben sind im letzten Vereinsjahr 11 Mitglieder; Ausschußmitglied Univ.-Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer, Wien (seit 1955), Korrespondierende Mitglieder Prof. Anton Anderluh, Klagenfurt (seit 1971), Univ.-Prof. Dr. Karel C. Peeters, Schilde/Belgien (1965), und die Ordentlichen Mitglieder Gertrude Blauensteiner, Wien (1966), Hofrat Dr. Friedrich Dworschak, Krems/NÖ. (1959), Otto Hierhammer, Waidhofen an der Ybbs/NÖ. (1963), Kustos Dr. Otto Kostenzer, Innsbruck/Tirol (1975), Dora Linnemann-Hardegg, Wien (1957), Elisabeth Pilz-Fungo, Wien (1966), Prof. Dr. Norbert Riedl, Knoxville/USA, Dipl.-Ing. Paul Stieber, Herrsching/Bayern (1968). Die Generalversammlung hat in einer Minute des Schweigens seiner verstorbenen Mitglieder gedacht.

Weitere 9 Vereinsmitglieder sind 1975 auf eigenen Wunsch aus dem Verein ausgetreten. Ein Mitglied ist unbekannt verzogen, und 10 Mitglieder mußten nach mehr als dreijährigem Beitragsrückstand auf Grund der Vereinsstatuten aus dem Mitgliederverzeichnis gestrichen werden.

##### b) Vereinsveranstaltungen

Im Verlauf des Jahres 1975 hat der Verein insgesamt 16 Veranstaltungen wissenschaftlichen und erwachsenenbildnerischen Charakters durchgeführt. Im

einzelnen waren es 10 wissenschaftliche Vorträge, teilweise mit Lichtbildern und Filmvorführungen, 2 Ausstellungseröffnungen bzw. -führungen, 3 Studienfahrten und eine Tagung. Die verstärkte Zusammenarbeit mit befreundeten Gesellschaften wie der Anthropologischen Gesellschaft in Wien oder des Wiener Goethe-Vereins usw. hat sich im vergangenen Jahr vor allem auf die Besucherzahlen der Veranstaltungen günstig ausgewirkt. Diese bewegten sich in der Höhe von etwa 40 bis 80, mitunter sogar 120 Gästen. Die Programmfolge für 1975 lautete folgendermaßen:

31. Jänner 1975: Vortrag Dr. Gerlinde Haid (Wien), „Neujahrssingen in Niederösterreich“ (mit Lichtbildern);

14. Februar 1976: Vortrag Dr. Franz Grieshofer (Wien), „Karneval in Österreich“ (mit Lichtbildern);

28. Februar 1975: Vortrag mit Fernsehfilmvorführung Univ.-Prof. Dr. Ingeborg Weber-Kellermann (Marburg/Lahn), „Bunte Welt auf Papier — die Bilderbogen von Epinal (Vogesen)“;

4. April 1975: Ordentliche Generalversammlung 1975 mit Vortrag Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp (Linz), „Volkstümliches Glas“ (mit Lichtbildern);

16. April 1975: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt (Wien), „Märchenmuseum Schloß Raabs“ (mit Lichtbildern);

23. Mai 1975: Ausstellungseröffnung in der Außenstelle Schloß Gobelsburg des Österreichischen Museums für Volkskunde, „Volkstümlich geformtes, bemaltes, geschliffenes Glas“ und Verleihung der Michael Haberlandt-Medaillen 1975 an Univ.-Prof. Wirkl. Hofrat Dr. Franz Lipp, Linz, und Wirkl. Hofrat Prof. Dr. Viktor Pöttler, Graz-Stübing;

7. Juni 1975: Studienfahrt gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zum Besuch der Außenstellen des Österreichischen Museums für Volkskunde in Raabs an der Thaya (Märchenmuseum Schloß Raabs) und Gobelsburg (Volkskunst aus Österreich und Volkstümliches Glas);

11. Juni 1975: Vortrag mit Filmvorführung gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Prof. Ing. Franz Maresch, „Amateurfilm als Hilfe bei der Dokumentation von Arbeitsverrichtungen“;

21. Juni 1975: 32. Studienfahrt nach Stift Altenburg (Landesausstellung „Groteskes Barock“) und Stift Geras (Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde „Die Groteske in der Volkskunst“);

26. bis 28. September 1975: Tagung für Volkskunde in Niederösterreich 1975 in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk in Mistelbach a. d. Zaya. Rahmenthema „Flur — Siedlung — Haus“. Vorträge und Referate: Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Bauernhausforschung und Gegenwartsvolkskunde“; Wirkl. Hofrat Dr. Kurt Conrad, „Bäuerliche Siedlungsformen als volkstümliche Elemente der Kulturlandschaft“; Hochschulprof. Dr. Adalbert Klaar, „Die Siedlungs- und Hausformen im niederösterreichischen Weinviertel“; Wiss. Rat Dr. Emil Schneeweis, „Volks glauben um Haus und Hof“; Univ.-Assistent Dr. Edith Hörandner, „Zweit- und Mehrfunktionen von Gebäuden und Räumen im Hofverband“; Kustos Dr. Werner Galler, „Preßhäuser, Betonung der Gemeinschaftsfunktion“; Baukunst-Seminar 1973/74 „Studien zur naiven Architektur in Niederösterreich“ an der Technischen Hochschule in Wien (Dipl.-Ing. Roland Schachel, Friedrich Pluharz, Werner Zita, Günther Puchner, Johann Kräftner, Dipl.-Ing. Gerhard Endmayer);

15. Oktober 1975: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Dr. Franz Grieshofer, „Über Ursprung und Wesen der Schützengesellschaften am Beispiel des Salzkammergutes“ (mit Lichtbildern);

18. Oktober 1975: 33. Studienfahrt „Wallfahrten im südlichen Wienerwald“ (Wallfahrtsmuseum Kleinmariazell, Wallfahrtsstätten St. Corona am Schöpfel und Maria Anzbach);

26. Oktober 1975: Ausstellungseröffnung „Häuser und Menschen im Lungau in künstlerischen Darstellungen der Gegenwart“ anlässlich des Nationalfeiertages 1975 im Österreichischen Museum für Volkskunde. Einführung in die Sonderausstellung Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt;

10. November 1975: Vortrag im Rahmen der Reihe „Österreichs Museen stellen sich vor“, Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Die Grotteske in der Volkskunst. Nachwort zur Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Prämonstratenserstift Geras, Sommer 1975“ (mit Lichtbildern);

21. November 1975: Vortrag gemeinsam mit dem Wiener Goethe-Verein, Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Überlieferte Volkskultur in Goethes Lebenswelt“;

28. November 1975: Vortrag Prof. Karl Teplý, „Türkische Sagen und Legenden um Wien, die Stadt des Goldenen Apfels der Deutschen“.

#### c) Vereinspublikationen

Die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“ ist 1975 im XXIX. Band der Neuen Serie und im 78. Jahrgang der Gesamtreihe regelmäßig in vier Heften mit einem Gesamtumfang von 362 Seiten erschienen. Die Auflage blieb gegenüber dem Vorjahr unverändert und beträgt 1000 Exemplare je Heft.

Die Zahl der Dauerbezieher hat sich im Vergleich zum Vorjahr abermals um 16 Exemplare erhöht, womit sich die Zahl der festen Abnehmer auf insgesamt 826 gesteigert hat: 481 Mitglieder- und Direktabonnements, 124 feste Buchhandelsbestellungen, 192 Tauschexemplare (davon 33 im Inland und 159 im Ausland), 29 Pflicht- und Bibliotheksstücke.

Die regelmäßige Erscheinungsweise der Zeitschrift konnte durch eine im wesentlichen ausgeglichene Finanzierung gewährleistet werden, zu welcher vor allem das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung mit einem namhaften Betrag aus dem neugeschaffenen Fonds zur Förderung wissenschaftlicher Periodica und die Landesregierungen von Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg und der Magistrat der Stadt Wien sowie der Verband der wissenschaftlichen Verbände Österreichs in höchst dankenswerter Weise beigetragen haben.

Das Nachrichtenblatt „Volkskunde in Österreich“ ist weiterhin auf die Eigenfinanzierung durch den Verein angewiesen. Um auch fortan die kostenlose Zusendung der zehn Folgen zu gewährleisten, mußte eine Erhöhung des Mitgliederbeitrages auf S 60,— ab 1976 beantragt werden. Die Auflagenhöhe des Jahrganges 10/1975 des Nachrichtenblattes betrug wie im Vorjahr 850 Exemplare. Es hat sich bewährt, neben der Versorgung der Vereinsmitglieder mit volkskundlichen Nachrichten auch eine größere Anzahl von Nichtmitgliedern mit dem gebotenen Informations- und Werbematerial zu bedienen. Klaus Beitzl

#### d) Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung

Trotz dem zeitweiligen Ausfallen des Leiters der AG entfaltete diese eine überaus rege Aktivität, die sich keinesfalls auf die monatlichen Zusammenkünfte beschränkte. Und hier müssen einige Namen genannt werden: Herr Boesch

stellte einen großen Raum in Floridsdorf (Schnellbahnnähe) zur Verfügung, so daß der Montag als jour fixe bereits zur Gewohnheit oder besser: zum Brauch geworden ist. Zunächst wurde ans Aufarbeiten der Sammlung Hula gegangen, die einige Tausend Negative umfaßt. Daran arbeiten Herr Boesch selber, die ganze Familie Koller nach dem beim hl. Paulus formulierten Prinzip: „Der eine hat diese Gabe, der andere jene“; Frau Ernest; Frau Paul, die sich für Sekretariatsagenden zur Verfügung gestellt hat und überdies eine wertvolle Verbindung zum Stiftsarchiv Klosterneuburg herstellt; Frau Melion; Ingenieur Stary, der eine Sammlung von Kreuzformen hergestellt hat sowie ans Problem der kartographischen Signaturen für Flurdenkmäler herangeht; und in diesem Zusammenhang nenne ich Dr. Walter Berger, der für sein spezielles Arbeitsgebiet, Weinviertel und Marchfeld, eine überzeugende Dokumentation nach morphologischen Gesichtspunkten geliefert hat, die er anlässlich einer Zusammenkunft, kombiniert mit terminologischen Erwägungen, zur Debatte stellte. Und so kommt es, daß wir sagen können: voraussichtlich werden bis Ostern alle Negative der Sammlung Hula kopiert und grob nach Ortsnamen geordnet sein — immerhin ca. 4500 Bilder.

Abschließend soll bemerkt werden, daß auf der Tagung der deutschen AG Denkmalforschung zu Pfingsten in Rüsselsheim drei Mitglieder unserer AG teilnehmen wollen, von denen Ada Paul und Dr. Walter Berger für Referate vorgesehen sind.  
Emil Schneeweis

## B. Österreichisches Museum für Volkskunde

### Arbeitsbericht für 1975

Am Österreichischen Museum für Volkskunde wurden zunächst die anfallenden sachlichen und wissenschaftlichen Arbeiten geleistet, die angesichts der Ausstellungen in und außer Haus sich wieder sehr umfangreich gestalteten. Die Anzahl der wissenschaftlichen (und anderen) Anfragen, die beantwortet werden mußten, war wieder sehr hoch, etwa 300 Vorschragen bei der Direktion wurden mündlich erledigt, etwa 500 Anfragen schriftlich.

Personell hat sich die Situation insofern geändert, daß auf einen neuen Dienstposten am 1. September 1975 Dr. Franz Grieshofer eingestellt werden konnte. Allerdings ist in der gleichen Zeit der wiss. Rat Dr. Schneeweis durch Krankheit ausgefallen. Materiell sind die dauernden Verbesserungsarbeiten im Hauptgebäude zu erwähnen, vor allem die Aufstockung von einigen Bibliothekskästen für den ununterbrochen steigenden Zuwachs, und die Auswechslung der Vitrinen im Keramiksaal durch neue, im Haus gefertigte beleuchtbare Vitrinen. Der Umbau wird fortgesetzt.

In den Schausammlungen wurden 1975 zwei kleine Sonderausstellungen durchgeführt: 1. Volkstümliche Malerei auf Pergament und Papier, 2. Häuser und Menschen im Lungau in künstlerischen Darstellungen der Gegenwart. Letztere ist schon die 4. Ausstellung in dieser Reihe „Häuser und Menschen“.

Im Hauptgebäude wurden 8500 Besucher gezählt, in der Sammlung Religiöse Volkskunst, welche 1975 auch an den Mittwochen geöffnet war, insgesamt 600. Hier macht sich die Fußgängerzone Kärntnerstraße fördernd bemerkbar.

#### Außenstellen und Ausstellungen:

Im Schloßmuseum Gobelburg wurde die Ausstellung „Volkstümlich geformtes, geschliffenes, bemaltes Glas“ eröffnet, mit eigenem Katalog. Der Gesamtbesuch des Schloßmuseums betrug bis Jahresende ungefähr 10.000.

Im Märchenmuseum Schloß Raabs wurden zwei weitere kleine Räume dazu adaptiert und vorläufig eingerichtet. Der Gesamtbesuch des Märchenmuseums belief sich auf 2500.

Im Prämonstratenserstift Geras wurde auf dortiges Ersuchen die Ausstellung „Die Groteske in der Volkskunst“ eingerichtet, mit eigenem Katalog. Es wurden 3500 Besucher gemeldet.

An Ausstellungen außer Haus sind zu erwähnen:

Wechslausstellung „Volkstümliche Trachten und Textilien“ und „Volkskunst und Hausgewerbe“ in jeweils 10 Filialen der Zentralsparkasse der Gemeinde Wien. Die Z gab jeweils ein illustriertes Faltblatt zu den 2 Ausstellungen heraus, Besucherzahlen wurden keine gemeldet (Sparkassendurchläufer).

Leihgaben wurden geliefert für:

Niederösterreichisches Landesmuseum, Osterausstellung.

Altenburg, Groteske in der Barockkunst.

Lüttich und Binche, sowie Antwerpen, Beteiligung an der Ausstellung „Liebe und Ehe in der Volkskunst“ und „Masken“ des Europarates. Katalog dort nach Manuskript Dr. Klaus Beitzl erstellt.

Stuttgart, Landesmuseum: „Bänkelsang“.

Wie im Vorjahr 1974 wurde für das Museum Hollabrunn, Alte Hofmühle, wieder eine „Krippenausstellung“ eingerichtet mit Katalog-Faltblatt.

An Veröffentlichungen traten zu den Katalogen für Gobelsburg und Geras zwei neue Bände der Veröffentlichungen des Österr. Museums für Volkskunde“ nämlich

Bd. 15: Via sacra. Mit Beiträgen von Leopold Schmidt, Emil Schneeweis, Rupert Feuchtmüller, hg. von Helene Grün.

Bd. 16: Bergbauüberlieferungen und Bergbauprobleme in Österreich und seinem Umkreis. Festschrift für Franz Kirnbauer. Hg. Gerhard Heilfurth und Leopold Schmidt.

Zuwachs der Sammlungen des Museums:

a. Hauptsammlung: Im Jahr 1975 liefen 209 Objekte ein, davon 27 Ankauf, 159 Widmung, 23 Nachinventarisierung. Gesamtstand derzeit 66.734 (ohne Graphik).

b. Bibliothek: Zugang 1975 558 Nummern, davon 50 Ankauf, 38 Rezensionsexemplare, 17 Tausch, 453 Widmung. Gesamtstand derzeit: 23.461.

c. Photothek: Zugang 1975:  
Positive 2679 (Stand 47.722)  
Negative 428 (Stand 12.900)  
Diapositive 137 (Stand 7516)

Die wissenschaftlichen Beamten, die gleichzeitig die Hauptarbeit für den Verein für Volkskunde leisten müssen, waren vor allem durch den Ausfall von Dr. Schneeweis stark überlastet. Neben ihrer Veröffentlichungsarbeit (Kataloge, Österreichische Zeitschrift für Volkskunde) beteiligten sie sich an mehreren Tagungen und hielten dort Vorträge ab. Weitere Vorträge mußten für den Verein für Volkskunde, für das Österreichische Volksliedwerk, für „Museen stellen sich vor“ und für den Wiener Goethe-Verein gehalten werden. Die dort und in der Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vorträge haben immer auch den Besuch des Museums nachweislich gefördert und die Widmungsfreude erhöht, wie die Statistik ausweist.

Leopold Schmidt

## 2. Kassabericht des Vereines

Im Berichtsjahr stehen den Einnahmen von S 479.189,88 Ausgaben von S 421.147,19 gegenüber. Es besteht somit ein Überschuß von S 57.742,69. Dieser günstige Kassenstand wurde durch eine im Dezember eingelangte Sondersubven-

tion für die Zeitschrift des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und durch eine Steuerückzahlung aus den letzten Jahren bedingt.

Tatsächlich weisen der Vereinsbetrieb einen Abgang von S 4416,23 und die Zeitschrift einen solchen von S 14.899,65 auf.

Mit einem Abgang ist auch im kommenden Jahr zu rechnen, da es sicherlich zu Preiserhöhungen, vor allem bei den Druckerzeugnissen, kommen wird. Der Erhöhung der Postgebühr wurde durch die Erhöhung des Mitgliedsbeitrages zum Teil Rechnung getragen.

Franz Maresch

### 3. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern und Michael Haberlandt-Medaille

Für die Wahl von Korrespondierenden Mitgliedern lag der Generalversammlung kein Vorschlag vor.

Für die Verleihung der Michael Haberlandt-Medaille im Jahr 1976 hat der Vereinsausschuß drei Vertreter der Kärntner Volkskunde vorgeschlagen: Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Graz — Klagenfurt, Wirkl. Hofrat Museumsdirektor i. R. Dr. Franz Koschier, Klagenfurt, und Oberschulrat Museumsdirektor Helmut Prasch, Spittal an der Drau. Die Verleihung fand am Freitag, 11. Juni 1976 im Rahmen des „Sommerfestes“ des Vereines im Schloß Gobelburg statt. Prof. Moser dankte dem Verein im Namen der drei mit der Medaille ausgezeichneten Kärntner.

### 4. Allfälliges

Auf Antrag von Prof. Franz Maresch wurde der Generalversammlung der Antrag zur Beschlußfassung vorgelegt, daß dem Generalsekretär ein Stellvertreter beizugeben sei. Für diese Funktion wird Dr. Franz Grieshofer vorgeschlagen und bestätigt.

Im Anschluß an die Generalversammlung hielt der Leiter des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg im Breisgau, Hauptkonservator Univ.-Dozent Doktor Rolf Wilhelm Brednich, der als Gast des Vereines für Volkskunde nach Wien gekommen war, den sehr freundlich aufgenommenen Vortrag „Das Flugblattlied als Quelle der volkskundlichen Lied- und Erzählforschung“. Der Einladung des Vereines zu einem geselligen Zusammensein in den Räumen der Museumsaußenstelle „Sammlung Religiöse Volkskunst“, Wien I, Johannesgasse 8, leisteten viele Mitglieder und Freunde des Vereines Folge. Klaus Beitzl

### Bericht über das 8. Internationale Hafner-Symposion

(Handwerkliche Keramik aus Mitteleuropa) in St. Justina (Osttirol) vom 30. 8. bis 7. 9. 1975

Das Symposion stand unter dem Eindruck des bevorstehenden Todes von Paul Stieber, der am 17. September eintrat. Der telegraphische Gruß an die Teilnehmer war die letzte Reaktion aus dem Krankenhaus.

Es ist verständlich, daß unter dieser Voraussetzung nur ein eingeschränktes Programm ablaufen konnte, bei kleiner Teilnehmerzahl. Folgende Themen wurden in Referaten und ausführlichen Diskussionen behandelt:

1. Epteroide und die Schmelztiegelherstellung (1749: 10 Tiegelmacher, 1 Töpfer — ungünstige Verkehrslage, aber günstige Rohstofflager — kein Unterschied in der Produktion zu Großalmerode — keine Zunft).
2. Frechener Steinzeug in der meeresarchäologischen Forschung (ausgedehnter Handel — 1749 Schiffbruch vor der englischen Küste — 1656 vor der australischen Westküste — 44 unbeschädigte Stücke — salzglasirtes Steinzeug — Bartmannskrüge — Delfter Ware).

3. Zur Geschichte der Schmelztiegelherstellung in Obernzell (graphitierte Schmelztiegel — zahlreiche Erwähnungen in technologischer und landeskundlicher Literatur des 18. und 19. Jhs. — ausführliche Herstellungsbeschreibung von 1815).
4. Deutsches Steinzeug vom 15. bis 19. Jh. (16. Jh. Agricola und Albinus — Waldenburg/Sachsen — keine Einwanderung aus dem Rheinland feststellbar — Altenburg — Zeitz — Bürgel — Annaberg — Freiberg — Muskau und Triebel — Bunzlau hochgebrannte Irdenware — Aulendiebach und Dreihausen).
5. Creussen (Einfluß auf Waldenburg — Produktion 1610—1750/60 — ältere Produktion unbekannt — Irdenware bisher unerforscht — keine Grabungen — Familie Vest).
6. Kobalt (Wismutabbau in Sachsen — Kobalt in der Schlacke — Ankauf durch Venezianer für blaues Glas — 1530 Entdeckung der Smalte durch Christoph Schürer — Vertrag Sachsen-Holland zwecks Kobaltlieferung — Ausbreitung des Blaudekors — ältere Kobaltverwendung (15. Jh. Faenza) ungeklärt).
7. Erfahrungen zur Dokumentation und Präsentation von Keramik in österreichischen Museen (kein Spezialmuseum — späte Berücksichtigung der Keramik — Restaurierung (Gustav Mazanetz) — verstärkte Dokumentation erforderlich).
8. Ein münzdatiertes irdenes Spargefäß aus Wittau NÖ (13. Jh. — fast vollständig erhalten — unglasiert — Problem Erwachsenenspargefäß).
9. Gesichtspunkte zu Ziegeln und Ziegeln in Hessen (tegula — Steinbau und Dachdeckung als Statussymbol? — Ziegel oft bei kommunalen Bauten — Bauabrechnungen als Quelle — Ziegler als Wanderarbeiter — Feierabendziegel — realitätsbezogene Sprüche im Gegensatz zu Gefäßinschriften — in Hessen Töpfer und Ziegler oft in Personalunion).
10. Peterskirchner Steinzeug (um 1740 Kannenbäcker aus Hörh nach Niederbayern — rheinische Kannenform — Nachahmung durch die Irdenhafner — Export donauabwärts — Ablegerproduktion in Oberösterreich?).

Die Integrationskraft und Mittlerrolle des Symposions soll einen größeren Kreis von Keramikforschern erschlossen werden. Deshalb findet das 9. IHS anlässlich der 1100jährigen urkundlichen Ersterwähnung und 25jährigen Stadterhebung auf Einladung der Stadt Frechen vom 28. 8. bis 5. 9. 1976 in D-502 Frechen in einem größeren Rahmen statt (Organisation Karl Göbels, D-502 Frechen, Postfach 1960).

Publikationen: Hessische Töpferei zwischen Spessart, Rhön und Vogelsberg, hrsg. v. Joachim Naumann (Katalog der gleichnamigen Ausstellung). Kassel 1975. — R. Busch, Duingen, Ein niedersächsischer Töpferort (Katalog der gleichnamigen Ausstellung in Braunschweig/Hannover/Göttingen/Duingen 1975/76). Braunschweig 1975. — Töpferei in Nordwestdeutschland, hrsg. v. Wingolf Lehmann (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 3), Münster 1975. — Ingolf Bauer und Paul Stieber, Keramik. In: Lebendiges Gestern (Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde 1). Berlin 1975, S. 57—94. — Lambert Grassmann. Kröninger Hafnergeschirr (Besprechung zu Gerhard Pletzer, Die soziokulturelle Entwicklung des Kröning und seine Keramik, in: Keramik-Freunde der Schweiz, Mitteilungsblatt Nr. 86, 1974, S. 3—36). In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1972/75, S. 218—220. — Kröninger Hafnerware (Katalog der gleichnamigen Ausstellung in Dingolfing und Vilsbiburg 1976 mit einführenden Beiträgen von Ingolf Bauer, Lambert

Grasmann und Fritz Markmiller) = Der Storchenturm 20, 1976.

Am 6. März 1976 wurde in D-5410 Höhr-Grenzhausen das neue Keramikmuseum Westerwald (Deutsche Sammlung für historische und zeitgenössische Keramik) eröffnet. Öffnungszeiten 10—17 Uhr täglich, Donnerstag bis 19 Uhr, Montag geschlossen. Eintritt frei.

München, im März 1976

Ingolf Bauer

### Volkskunde im Rahmen des 13. Österreichischen Historikertages 1976 in Klagenfurt

Nach einer Zwischenzeit von drei Jahren fand vom 18. bis 21. Mai 1976 in der Kärntner Landeshauptstadt Klagenfurt der 13. Österreichische Historikertag statt. Ort, Zeit und allgemeine Thematik der Tagung waren bestimmt von der Millenniumsfeier Kärntens im Jahre 1976. Das Rahmenthema der Sektion 7 „Historische Volks- und Völkerkunde“ lautete entsprechend: „Beiträge zur historischen Volkskunde von Kärnten“.

Der Vorsitz der Sektion 7 „Historische Volks- und Völkerkunde“ war für den 13. Österreichischen Historikertag dem Berichtserstatter übertragen worden, nachdem Prof. Leopold Schmidt den Verband Österreichischer Geschichtsvereine ersucht hatte, ihn mit Rücksicht auf zahlreiche andere Verpflichtungen von der durch bald dreißig Jahre getragenen Verantwortung für die Vertretung der Volkskunde auf den Österreichischen Historikertagen zu entbinden und diese in jüngere Hände weiterzugeben. Leopold Schmidt hat seit der Konstituierenden Versammlung des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine im Jahre 1949 in Wien die Sektionsberatungen der Volkskunde auf insgesamt zwölf Österreichischen Historikertagen vorbereitet und geleitet, und es stimmt gewiß nicht, daß ihn die — nicht nur dem Volkskundler vertraute — Scheu vor der Zahl „13“, der „Primzahl des babylonischen dodekadischen Zahlensystems, der Zahl der Unterwelt und der Zerstörerin des Vollkommenen“, von der Fortführung einer vor einer Generation übernommenen Aufgabe abgehalten hat. Vielmehr mag der Entschluß zur Weitergabe der Verantwortung in der Gewißheit begründet sein, daß Leopold Schmidt dank seiner allen Respekt gebietenden wissenschaftlichen Arbeitsleistung der historischen Volkskunde heute eine so gesicherte Grundlage geschaffen hat, daß nachwachsende Kräfte darauf weiterbauen können. Eine gesicherte Grundlage in zweifacher Hinsicht!

Erstens ist es von der organisatorischen Seite her gelungen, bereits in den ersten Jahren nach dem letzten Weltkrieg für die österreichische Volkskunde eine Verbindung zum benachbarten großen Fachbereich der Geschichtswissenschaften herzustellen, indem der Verein für Volkskunde in Wien in seiner Eigenschaft als älteste Fachinstitution der volkskundlichen Sammlung und Forschung in Österreich im Jahre 1949 als eine der 18 Gründungsgesellschaften und -institute dem damals sich konstituierenden Verband Österreichischer Geschichtsvereine beigetreten ist. Was damals der Rektor der Wiener Universität und nachmalige Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Prof. Richard Meister, zu dieser nunmehr auch organisatorisch begründeten Verbundenheit aller geschichtswissenschaftlichen Institutionen und Körperschaften der Forschung, der wissenschaftlichen Lehre und Berufsausbildung sowie der Betreuung wissenschaftlichen Forschungsgutes und dessen Bereitstellung für die Forschung gesagt und geschrieben hat, hat nichts von seiner Gültigkeit eingebüßt und findet sich in den Erfahrungen unseres Faches bestätigt<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Bericht über die Konstituierende Versammlung des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine in Wien vom 21. bis 24. September 1949. Bearbeitet von Hanns Leo Mikolitzky. Wien 1950, S. 3—7.

Zweitens bezeichnen die Sektionsveranstaltungen der „Historischen Volkskunde“ auf den bisher zwölf Österreichischen Historikertagungen den Weg, den die historische Betrachtungsweise als heuristisches Prinzip in der Volkskunde in den vergangenen dreißig Jahren durchmessen hat. Leopold Schmidt hat diesen Prozeß der volkskundlichen Erkenntnis in einem eigenen Aufsatz als denjenigen der „Historisierung der Volkskunde“ gekennzeichnet<sup>2)</sup>. Die Vielfalt von Autoren, die bei den volkskundlichen Sektionsberatungen im Laufe der Jahre zu Worte gekommen sind, und die Vielfalt der Themen und Probleme, die bei diesen Gelegenheiten angeschnitten werden konnten, sollen an dieser Stelle wenigstens dem Namen nach angeführt werden, da vieles trotz regelmäßiger Veröffentlichung in den „Berichten über die Österreichischen Historikertage“ (herausgegeben vom Verband Österreichischer Geschichtsvereine) nicht immer zu allgemeinerer Kenntnis gelangt ist:

Bericht über die konstituierende Versammlung in Wien (21. bis 24. September 1949 — Sektion 5 „Volkskunde“: Leopold Schmidt (Wien), „Probleme der frühgeschichtlichen Volkskunde in den Alpenländern“; — Hanns Koren (Graz), „Die Stellung der Vätergemeinschaften im Volksleben“.

Bericht über den 2. Österreichischen Historikertag in Linz (18. bis 20. September 1951 — Sektion 5 „Volkskunde“: Eduard Kriechbaum (Braunau am Inn): „Geschichtliche Volkskunde des Bauerntums in Oberösterreich“; — Franz Lipp (Linz): „Geschichtliche Volkskunde des ländlichen Unternehmertums in Oberösterreich“; — Hans Commedia (Linz): „Geschichtliche Volkskunde der oberösterreichischen Städte“.

Bericht über den 3. Österreichischen Historikertag in Graz (26. bis 29. Mai 1953) — Sektion „Volkskunde“: Viktor v. Geramb (Graz): „Geschichtswissenschaft und Volkskunde“; — Hans Moser (München): „Erfahrungen auf dem Gebiet der Quellenerschließung der historischen Volkskunde“.

Bericht über den 4. Österreichischen Historikertag in Klagenfurt (17. bis 21. September 1956) — Sektion 6 „Historische Volks- und Völkerkunde“: Gesamtthema „Arbeitsgeräteforschung“; — Leopold Schmidt (Wien): „Der Stand der bäuerlichen Arbeitsgeräteforschung in Österreich“; — Hanns Koren (Graz): „Jochformen und Jochnamen in Innerösterreich“; — Oskar Moser (Graz): „Das bäuerliche Arbeitsgerät in den historisch-archivalischen Quellen Kärntens“; — Franz Kollreider (Lienz): „Sammlung bäuerlicher Arbeitsgeräte in Lienz“; — Boris Orel (Ljubljana): „Der Stand der Erforschung des landwirtschaftlichen Arbeitsgerätes in Slowenien“; — Iván Balassa (Budapest): „Quellen, Methoden und Ergebnisse der ungarischen Arbeitsgeräteforschung“.

Bericht über den 5. Österreichischen Historikertag in Innsbruck (9. bis 12. September 1959) — Sektion 6 „Historische Volks- und Völkerkunde“: Gesamtthema „Historische Volkskunde der Jahresfeuer“; — Nikolaus Grass (Innsbruck): „Zur Geschichte der Sommer-Sonnwendfeuer in Tirol“; — Ernst Burgstaller (Linz): „Das Brauchtum der Jahresfeuer im oberösterreichischen Donauraum mit besonderer Berücksichtigung von Oberösterreich“; — Leopold Kretzenbacher (Graz): „Feuerbräuche in Innerösterreich“.

Bericht über den 6. Österreichischen Historikertag in Salzburg (20. bis 23. September 1960) — Sektion 6 „Historische Volks- und Völkerkunde“: Leopold Schmidt (Wien): „Der Stand der volkskundlichen Museen Österreichs in der Gegenwart und ihre nächsten Aufgaben“; — Friederike Prodingner (Salz-

---

<sup>2)</sup> Leopold Schmidt, Die Historisierung der Volkskunde als museologisches Problem. (Forschungen und Fortschritte 37, 1963, S. 249—253).

burg): „Die neuen volkskundlichen Studiensammlungs-Einrichtungen des Salzburger Museums Carolino Augusteum“.

Bericht über den 7. Österreichischen Historikertag in Eisenstadt (28. bis 31. August 1962) — Sektion 6 „Historische Volks- und Völkerkunde: Gesamtthema „Beiträge zur historischen Rechtsvolkskunde“; — Herbert Fischer (Graz): „Schwertarm und Schwertgebärde“; — Ernst Burgstaller (Linz): „Volksbräuche vor Gericht“; — Leopold Schmidt (Wien): „Der Forschungsstand der rechtlichen Volkskunde im Burgenland“.

Bericht über den 8. Österreichischen Historikertag in St. Pölten (15. bis 18. September 1964) — Sektion 6 „Historische Volks- und Völkerkunde“: Gesamtthema „Historisches Volkslied“; — Hermann Strobach (Berlin): „Zur Beziehung zwischen Volkslied und Geschichte“; — Karl M. Klier (Wien): „Historische Volkslieder und Zeitgedichte aus Niederösterreich“; — Wolfgang Suppan (Freiburg im Breisgau): „Historische Volkslieder in Innerösterreich vor 1650“; — Klaus Beitzl (Wien): „Das historische Volkslied in Frankreich“.

Bericht über den 9. Österreichischen Historikertag in Linz (5. bis 9. September 1967) — Sektion 6 „Historische Volks- und Völkerkunde“: Gesamtthema „Most- und Weinbauvolkskunde“; — Leopold Schmidt: „Most- und Weinbauvolkskunde“; — Helene Grün (Baden): „Ergebnisse der Weinbauvolkskunde in Niederösterreich“; — Franz Lipp (Linz): „Most- und Mostwirtschaft in Oberösterreich in Vergangenheit und Gegenwart“.

Bericht über den 10. Österreichischen Historikertag in Graz (20. bis 23. Mai 1969) — Sektion 6 „Historische Volks- und Völkerkunde“: Gesamtthema „Volkskundliche Erfahrungen an den steirischen Landesausstellungen 1959—1968“; — Hanns Koren (Graz): „Volkskundliche Erfahrungen aus den steirischen Landesausstellungen“; — Sepp Walter (Graz): Volkskundliches von der Ausstellung „Der steirische Bauer 1966“; — Friedrich Waidacher (Graz): „Volkskundliches von der Ausstellung ‚Der steirische Berg- und Hüttenmann‘“.

Bericht über den 11. Österreichischen Historikertag in Innsbruck (4. bis 8. Oktober 1971-) — Sektion 7 „Historische Volks- und Völkerkunde“: Gesamtthema „Historische Wallfahrtsvolkskunde“; — Louis Carlen (Innsbruck/Brig): „Wallfahrt und Recht“; — Leander Petzoldt (Freiburg im Breisgau): „Die Inventarisierung des Wallfahrtswesens im ehemaligen Vorderösterreich“; — Klaus Beitzl (Wien): „Aspekte der historischen Wallfahrtsvolkskunde für Vorarlberg“; — Dietmar Assmann (Innsbruck): „Wiederaufnahme der Verehrung mittelalterlicher Gnadenbilder in Tiroler Wallfahrten“.

Bericht über den 12. Österreichischen Historikertag in Bregenz (2. bis 5. Oktober 1973: Gesamtthema „Historische Volkskunde des Alpwesens“; — Josef Kühne (Wien): „Alte Volks- und Gewohnheitsrechte sowie Formen der traditionellen Gemeinschaftsnutzungen im Alpwesen Vorarlbergs. Zugleich ein Beitrag zur Entwicklung und Rechtsnatur der Agrargemeinschaft“; — Brigitte Geiser (Bern): „Das Alpbhorn in der Schweiz“; — Nikolaus Grass: „Zur Rechtsvolkskunde des Alpwesens“.

Diese Übersicht der „Wortmeldungen“ der Historischen Volkskunde auf den Österreichischen Historikertagen ist geeignet zu zeigen, in welchem Ausmaß die Volkskunde bemüht war, mit den benachbarten historischen Disziplinen ins Gespräch zu kommen, was letztlich auch nicht ohne entsprechende Auswirkungen geschah, wenn man nur an die interdisziplinären Planungen und Durchführungen der seit zwei Jahrzehnten von den österreichischen Bundesländern veranstalteten großen Ausstellungen kultur- und kunstgeschichtlicher Epochen von der Romanik bis zum Biedermeier denkt, in deren Zusammenhang die Volkskunde zu jeweils eigenen Beiträgen aufgerufen war. Kurz gesagt, die jüngeren Kollegen im Fache Volkskunde stehen auf einem soliden Fundament, von wel-

chem aus sie sich den heute gestellten Aufgaben zuwenden können. Und was den anfangs erwähnten Zahlenaberglauben betrifft, so gewährt auch hier das Wissen um die Ambivalenz magischer Phänomene die entsprechende Aufmunterung: Die Zahl „13“ kann ebenso Glück verheißen!

Nach Abstattung des gebührenden Dankes an den scheidenden Vorsitzenden, Prof. Leopold Schmidt, wurden in einem erfreulich großen Kreis von etwa 80 Teilnehmern verschiedener Fachzugehörigkeit die eigentlichen Beratungen zum Gesamthema „Beiträge zur historischen Volkskunde Kärntens“ der Sektion 7 „Historische Volks- und Völkerkunde“ aufgenommen. Drei Referate waren ursprünglich vorgesehen. Der von Frau Museumskustos Dr. Ilse Koschier (Klagenfurt) angekündigte Beitrag über „Heilige Gräber in Kärnten“ mußte wegen Erkrankung der Referentin leider abgesagt werden. Die beiden verbliebenen Referate von Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser (Graz—Klagenfurt), „Die Hausangaben in den St. Pauler Ehrungsbüchern und das Rauchstubenhaus in Unterkärnten“, und von Univ.-Dozent Dr. Helge Gerndt (München), „Kärntens Vierbergewallfahrt im Lichte historisch-volkskundlicher Argumentation“, entsprachen einem besonderen Postulat der historisch verfahrenen Volkskunde. Auf der Grundlage der reihenweisen Durchsicht und systematischen Auswertung historischer Quellen (Archivalien) haben sie bezeichnende Einzelphänomene innerhalb des Aufbaus der Volkskultur Kärntens einer kritischen Neubewertung unterzogen. Der Komplex „Rauchstube“ auf dem Gebiet der Sachvolkskunde und der volksfromme Brauch des „Vierbergelaufes“ wurden durch neue Forschungsansätze einer bisweilen abgegriffenen, wohl auch romantisch gefärbten Deutung entzogen und von neuem in ihrer eigentlichen Problematik, das heißt in ihren tatsächlichen Wirklichkeitsbezügen und in ihrer geschichtlichen und sozialen Dynamik gesehen. Oskar Moser ist ausgegangen von der in intensiven Feldforschungen gewonnenen Einschau der ältesten Baubestände Unterkärntens (16. und 17. Jahrhundert) und hat diese Befunde in Beziehung gesetzt zu den in den frühen „Ehrungsbüchern“ (1507 bis 1550) der Stiftsherrschaft St. Paul i. Lav. enthaltenen Einweisungen („Anlait“) von Grundholden auf neu anzutretende Güter. Aus den Quellen geht hervor, daß in Unterkärnten wie auch anderswo in weiten Teilen Mitteleuropas im bäuerlichen Siedlungs- und Hauswesen im frühen 16. Jahrhundert ein gewaltiger Umschichtungsprozeß vor sich gegangen ist, der gewissermaßen als ein Abbau des Mittelalters auf diesem Gebiet der gegenständlichen Volkskultur zu verstehen ist. Die Besonderheit für Unterkärnten und für andere Gebiete im südöstlichen Österreich liegt darin, daß die Rauchstube als konzentrierter Vielzweckraum diese Periode der kulturellen Umschichtung durchdauert und ihr funktionelles Übergewicht im Raumgefüge der umstrukturierten Häuser bis in die jüngste Zeit behalten hat.

Helge Gerndt ging es im Anschluß an seine im Jahre 1973 im Druck erschienene Habilitationsschrift über den Vierbergelauf im Kärntner Zollfeld<sup>3)</sup> und in Beantwortung einer nicht in jedem Augenblick leidenschaftslos-sachlich geführten Rezension<sup>4)</sup> in seinem Referat „Kärntens Vierbergewallfahrt im Lichte historisch-volkskundlicher Argumentation“ um eine Vertiefung bzw. Verdeutlichung der wissenschaftlichen Problematik dieses sehr bedeutenden Kärntner Brauchs und um die erkenntnis-theoretische Auseinandersetzung in Hinblick auf eine präzisere, überprüfbare Einordnung dieses geschichtlichen Phänomens. Ein notgedrungen schematischer und stark verkürzter Beweisgang führte ihn zu der

---

<sup>3)</sup> Helge Gerndt, Vierbergelauf. Gegenwart und Geschichte eines Kärntner Brauchs. (= Aus Forschung und Kunst, Bd. 20). Klagenfurt 1973.

<sup>4)</sup> Siegfried Hartwagner, Gedanken über die Auswertung historischer Quellen. (Carinthia I 165, 1975, S. 113—117.)

neuerlichen Wahrscheinlichkeitsaussage von der Einführung der Vierbergewallfahrt im Spätmittelalter im Gegensatz zur älteren Hypothese einer Kontinuität seit der Keltenzeit.

Beide Referate, an welche sich lebhaft, wenngleich zeitlich begrenzte Diskussionen mit Beiträgen seitens verschiedener Fächer anschlossen, werden auch diesmal wieder im „Bericht über den 13. Österreichischen Historikertag in Klagenfurt“ (hg. vom Verband Österreichischer Geschichtsvereine) veröffentlicht werden. Der Beitrag von Oskar Moser gelangt überdies als ausführliche Untersuchung zum Druck in „Carinthia I. Zeitschrift für geschichtliche Landeskunde von Kärnten“, Bd. 166, 1976.

Öffentliche Vorträge, zahlreiche Referate in anderen Sektionen — die Sektionen 3 „Landes- und Siedlungskunde“, 4 „Wirtschafts- und Sozialgeschichte“, 5 „Rechtsgeschichte“, 11 „Arbeitsgemeinschaft der Museumsbeamten und Denkmalfleger Österreichs“ (mit dem Referat von Karl Eisner „Das volkscundliche Freilichtmuseum Maria Saal“) waren für die Volkskunde von besonderem Belang —, Besuche des Landesmuseums für Kärnten und des neuingerichteten Diözesanmuseums in Klagenfurt und gesellschaftliche Zusammenkünfte bildeten den Rahmen für zahlreiche fachliche und persönliche Begegnungen, welche nicht zuletzt ein Gewinn solcher Großveranstaltungen, wie es der 13. Österreichische Historikertag in Klagenfurt mit seinen ca. 800 Teilnehmern war.

Eigens zu vermerken ist es, daß die Sektionsveranstaltung „Historische Volks- und Völkerkunde“ auf dem 13. Österreichischen Historikertag Anlaß für eine gemeinsame Einladung des Vereines für Volkskunde in Wien und der Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde (Vorsitzender Prof. Oskar Moser) war, der von den Fachkollegen erfreulich zahlreich Folge geleistet wurde. Die Möglichkeit für eine in Zukunft verstärkte Präsenz der österreichischen Volkskunde auf den allgemeinen Historikertagen ist gegeben.

Klaus Beitzl

#### **Hauptschuldirektor i. R. Professor Franz Schunko †**

Am 21. April 1976 starb plötzlich und völlig unerwartet, erst im 62. Lebensjahr stehend, Hauptschuldirektor i. R. Professor Franz Schunko, der viele Jahre als Leiter des Archives und des ehemaligen Arbeitsausschusses für Niederösterreich und Wien des Österreichischen Volksliedwerkes hervorragend tätig gewesen ist. Durch Erforschung, Sammlung, Archivierung und Pflege des österreichischen Volksliedgutes, vor allem des niederösterreichischen und Wiener Anteiles, erwarb sich Professor Schunko um das Volksliedwesen in Österreich große Verdienste. Das von ihm geleitete Volksliedarchiv für Niederösterreich und Wien kann als vorbildlich bezeichnet werden. An den Arbeiten zur Neustrukturierung des Volksliedwerkes nahm Schunko regen Anteil und blieb auch nach Umbildung des ehemaligen Landesausschusses für Niederösterreich und Wien zu organisatorisch getrennten Landesvereinen weiterhin der gemeinsame Archivleiter.

Prof. Schunko war viele Jahre hindurch Mitglied des Vereinsausschusses und hat sich stets anregend und fördernd betätigt. Am Vortrags-, Führungs- und Veröffentlichungswesen des Vereines hat er regen Anteil genommen. Sein Andenken wird hier immer ehrenvoll bewahrt werden. Leopold Schmid

## Literatur der Volkskunde

**Enzyklopädie des Märchens.** Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Herausgegeben von Kurt Ranke zusammen mit Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Lutz Röhrich, Max Lüthi, Rudolf Schenda. Redaktion Lotte Baumann, Ines Köhler, Elfriede Moser-Rath, Ernst Heinrich Rehermann, Hans-Jörg Uther. Bd. 1, Lieferungen 1—2. Berlin und New York 1975, Verlag Walter de Gruyter. Jede Lieferung DM 68,—.

Die Geltung der Volkskunde als Fach ist ab dem Ende der Zwanzigerjahre vor allem deshalb angestiegen, weil man sich zur Schaffung zweier großer wissenschaftlicher Unternehmungen entschlossen hatte. Man trat an die Gründung des Atlas der deutschen Volkskunde heran und man überlegte die Bearbeitung von Handwörterbüchern, die zunächst dem Volksglauben, der Sage und dem Märchen gewidmet sein sollten. Der Atlas ist immerhin sehr weit gediehen und nach dem Zweiten Weltkrieg in einem neuen Anlauf auch wieder weiter gefördert worden. Von den geplanten Handwörterbüchern konnte infolge der großartigen Vorarbeiten der Schweizer Eduard Hoffmann-Krayer und Hanns Bächtold-Stäubli das des „Aberglaubens“ erscheinen, es wurde, wenn auch mit sehr viel Mühe und nur infolge der aufopfernden Hilfe des damaligen Verlagsleiters von de Gruyter, in den letzten Kriegsjahren noch fertiggestellt. Das gleichfalls begonnene „Handwörterbuch des deutschen Märchens“, das Lutz Mackensen leitete, blieb nach zwei Bänden liegen. Eine Wiederaufnahme scheint nicht mehr ins Auge gefaßt worden zu sein.

Erst Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg fand sich die Volkserzählungsforschung auf einem derartigen Stand, daß an die Schaffung eines ähnlichen, nur größer geplanten Lexikons herangetreten wurde. An der Göttinger Lehrkanzel hatte wohl schon Will-Erich Peuckert erste Samenkörner dafür gelegt. Die materielle und wissenschaftliche Basis dafür hat aber erst Kurt Ranke geschaffen, der, nun schon als Emeritus, doch als Hauptherausgeber dieser nunmehr „Enzyklopädie des Märchens“ genannten, groß geplanten Zusammenarbeit zeichnen kann. An Vorarbeiten muß in Göttingen an die zwei Jahrzehnte hindurch unglaublich viel geleistet worden sein. Dennoch scheint das Werk, wie es jetzt sich mit den ersten Lieferungen vorzustellen beginnt, etwas anderes zu sein, als man anfangs denken mochte.

Die ersten Artikel zeigen deutlich, was nun geboten werden soll: Einmal Kurzmonographien über jeden Märchentypus, wie man wohl auch von Anfang an geplant hatte. Dann Kurzbiographien über jeden Märchenforscher, der das dafür notwendige Niveau gehabt haben mag. Dann aber Einzelmotive, die in Märchen vorkommen können, aber auch in Sagen, Legenden, Beispielerzählungen usw. im Märchenumkreis eine Rolle spielen. Dann Länderartikel, die mit einem Blick den Märchenschatz von Abessinien oder von Ägypten erfassen lassen sollen. Dazu kurze Zusammenfassungen über Fragenbereiche, die sich hier immer wieder aufdrängen, also etwa zur Altersbestimmung des Märchens. Aber auch ethnologisch-volkskundliche Begriffe wie Akkulturation,

Alte Leute, Alltägliches Erzählen usw. sind aufgenommen, wodurch sich der Umfang des Werkes freilich bedenklich erweitern dürfte. Man will wohl selbstverständlich das Stichwort „Aladdin“, sucht aber nicht ohne weiteres „Amulett“, auch wenn man sich durch den Artikel überzeugen lassen wird, daß Amulette in Volkserzählungen eine Rolle spielen. Aber die „EM“ hat sich offenbar zum Ziel gesetzt, alle Fragen, die man an sie stellen könnte, tatsächlich auch zu beantworten. Da wird man wohl auf viele Bände kommen, und in diesem und im nächsten Jahrzehnt noch mit Lieferungen rechnen müssen, die freilich schon viele neue Mitarbeiter werden bewältigen müssen.

Wenn man die Vorgeschichte des Werkes einigermaßen kennt und den Idealismus, mit dem immer wieder an seine Förderung herangegangen wurde, wird man ihm zunächst nichts Besseres als ein gutes Gelingen wünschen können. Wenn es möglich wäre, in jedem Jahr zwei Lieferungen herauszubringen, wie es die Herausgeber zur Zeit planen, wäre dies schon großartig, und nicht nur für die Märchenforschung, sondern für unser ganzes Fach von größtem Nutzen.

Leopold Schmidt

**Wien im Mittelalter.** Katalog der 41. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 18. XII. 1975—18. IV. 1976. Eigenverlag der Museen der Stadt Wien. Brosch. 171 Seiten, 32 Bildtafeln, 4 davon in Farben. S 96,—.

Wenn es jeder Generation auferlegt ist, auch im Überbetonen der sogenannten „Gegenwartsfunktion“ ihrer Wissenschaft zurückzublenden und das Seiende am Gewordenen und eben als solches zu messen, dann wird die österreichische Volkskundeforschung, die sich in der langen Geschichte des Faches<sup>1)</sup> niemals den Blick auf die historische Dimension gewachsener Kultur hatte verstellen lassen, in diesem so vielfältig im Donau- und Südostalpenbereich bedeutsamen Gedenkjahr 1976 gerade das Bild des „Mittelalters“ vor Augen führen. Sie wird von unserem neuen, durch gewandelte geschichtshistorische Aspekte erweiterten Erkenntnisstand aus Analysen geben und die kommenden Schwerpunkte zu bestimmen suchen. Das Ringen um einen neuen „Mittelalter“-Begriff im Westen<sup>2)</sup>, besonders aber im Herzen unserer zunächst als Randlandschaft des Heiligen Römischen Reiches untergeordneten, aber gegenüber dem weiten Osten mit Byzanz offenen Donaulande<sup>3)</sup> schlägt sich in der gegenwärtigen Forschung vielfach nieder. Es ist unverkennbar, daß der Beitrag der Volkskunde gerade von Seiten der führenden Historiker erhofft wird, wenn es z. B. bei Karl Bosl<sup>4)</sup> um das Erfassen der Strukturen zwischen archaischer Gesellschaft und Aufbruchsmoralität der pauperes, d. h. der Politisch-Rechtlosen, die deswegen nicht auch egentes im Sinne von materiell Armen, wohl auch inermes, Waffen-, d. h. Schutzlose und daher in eine familia Gebundene

---

<sup>1)</sup> Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951 (Buchreihe der Österr. Zs. f. Volkskunde, N. S., Band II).

<sup>2)</sup> Jürgen Voss, Das Mittelalter im historischen Denken Frankreichs. Untersuchungen zur Geschichte des Mittelalterbegriffs und der Mittelalterbewertung von der 2. Hälfte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. München 1972.

<sup>3)</sup> Robert Waissenberger, Wien, europäische Bedeutung im Mittelalter (anzuzeigender Katalog S. 7 ff.).

<sup>4)</sup> Karl Bosl, Die Grundlagen der modernen Gesellschaft im Mittelalter. Eine deutsche Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters. 2 Bände. (= Monographien zur Geschichte des Mittelalters 4.) Stuttgart 1972.

sind, gegenüber den divites als Herrschaften der Kirche und des Feudalstandes, erwartet wird<sup>5)</sup>. Auch aus der Streuung der heute museal erfaßten Realien aus dem Mittelalter müßte sich die aus den geistigen Strömungen jener Zeit mit Reformideen, Paupertas-Bewegungen, Pataria, Häresie- und Sektenbildung erschließbare horizontale wie vertikale Mobilität des Mittelaltermenschen erkennen lassen. Die Volkskunde als „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“ (L. Schmidt) kann hier versuchen, die Ergebnisse der dzt. noch stärker in Frankreich als im deutschsprachigen Mitteleuropa betriebene Mittelalterforschung zu bestätigen oder aber zu korrigieren. Dazu bieten die Mittelalter-Ausstellungen Österreichs und die sie begleitenden, „erläuternden“ Fachstudien wie jene in diesem Katalog willkommene Ansatzpunkte. Sie waren schon im reizvollen Buch-Vorläufer über „Leopold III. und die Babenberger“ 1975 gegeben<sup>6)</sup>, als Leopold Schmidt Voraussetzungen, Ansatzpunkte, Form- und Sinnwandel eines so kennzeichnenden, von den Ahnungslosen als „Gaudi“ abgetanen Großstädter-Brauches im „Faßlrutschen“ gerade von Legende, Bild und Realien her im Beitrag „Volks Glaube und Volksbrauch am Festtag des heiligen Leopold“ in den historischen Abläufen erhellte. Nun sind es Beiträge über das Wirtschaftsleben (Richard Perger), über „Die materielle Kultur Wiens im Mittelalter“ (Harry Kühnel), über „Literatur, Musik und Theater“ (Michael Kalwoda), über „Gotische Malerei und Plastik in Wien“ (Helmut Trnek) und der hervorragende Bildteil des von Tino Erben gestalteten Kataloges) sowie über „Mittelalterliche Keramik aus Wien“ (Sabine Felgenhauer). Wie bereits diese Realien letztlich nur vor der nicht immer leicht nachzuzeichnenden Folie des mittelalterlich-stadt-landbezogenen „Lebens“ der Bewohner Farbe und Bewegtheit gewinnen können, so nehmen zwei besondere Beiträge eben dieses „Leben“ dort, wo es sich am — relativ! — quellenstärksten, am Geistlich-Geistlichen der kirchlich-religiösen Lebens- und Erlebenssphäre darbietet. Deswegen der knappe, aber gut einführende Beitrag des Klosterneuburger Stiftsarchivars Floridus Röhrig „Das kirchliche Leben im mittelalterlichen Wien“ (46—49) mit dem Aufweis des historischen Werdens von Pfarren und Bistum des Wiener Raumes, mit dem Aufkommen und dem über das Religiös-Pastorale hinaus bedeutsam werdenden Wirken der Orden und Klöster in Gesellschaftsleben und Schulwesen. Dann von Leopold Schmidt sein bewußt an den schaubaren Katalognummern orientierter Aufriß einer „Wiener Volksfrömmigkeit im Mittelalter“ (50—57), der von der Diplomaten-Ironie des Humanisten Aeneas Silvio, nachmals Papst Pius II., in seinem Bericht über Wien 1438 ausgeht und sorgfältig Lied- und Schauspieltexte, Freskobilder und Steintympana, Kirchengründungslegenden um Maria am Gestade, Jakobsverehrung und Fernwallfahrt, Kreuzzugsstimmung (auch in der „Heurigen“-Seligkeit der „Wiener Meerfahrt“ von etwa 1270) vor dem Hintergrund einer oft leidbedrängten Gegenwart städtisch-beengten Lebens und der Möglichkeit des Ausbrechens an bestimmten Jahrlauf-Höhepunkten, ob es der Fasching ist oder das Schauspiel der Passionstage, fesselnd darzustellen vermag. Auch auf begrenzt zugestandenem Raum ließ sich hier Historie, Kulturgeschichte und Volkskunde zu einer Einheit ineinanderschauen, aus der eben jenes erneuerte

---

<sup>5)</sup> Vgl. zuletzt als geistesgeschichtliche Überschau über Statik und Dynamik: Karl Bosl, Das Problem der Armut in der hochmittelalterlichen Gesellschaft. (Österr. Akademie d. Wiss., phil.-histor. Kl., SB, 294. Bd., 5. Abdlg.) Wien 1974.

<sup>6)</sup> Helene Grönn — Franz Oswald — Hans Gruber, Leopold III. und die Babenberger. Beiträge zur österreichischen Jahrtausendfeier. St. Pölten 1975. Bes. S. 55—68.

Bild des Mittelalters spricht, um das es in unserer Wissenschaft wie in dieser Ausstellung und in ihrem mit Literaturhinweisen und Übersichtstabellen gut ausgestatteten Katalog geht. Leopold Kretzenbacher, München

**Die Sagen des Bezirkes Scheibbs.** Vollständige Sammlung aller bisher bekannten Sagen, Legenden, Schwänke und anderer Volksberichte (=Heimatkunde des Bezirkes Scheibbs, 1. Bd.). Herausg.: Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft des Bezirkes Scheibbs. Redigiert von Hannelore und Helmut Fielhauer. 358 S., 57 Abb. Verlag Rudolf und Fritz Radinger, Scheibbs 1975.

Die oben genannte Arbeitsgemeinschaft kündigt für die Jahre bis 1984 eine „Bezirksheimatkunde Scheibbs“ an, die Volksmusik und Volksgesang, Volkslyrik und Mundart, einen Bildband Topographie, bedeutende Persönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart und eine allgemeine Volkskunde des Bezirkes umfassen soll. Wenn in diesem Plan auch einige Gebiete des Volkslebens und der Heimatlandschaft übergangen scheinen, so ist mit den Sagen jedenfalls ein beachtlicher Anfang gemacht. Die letzte umfassende Beschreibung des Bezirkes Scheibbs liegt mehr als hundert Jahre zurück. Nach dem Ötscherbuch von Becker aus dem Jahre 1859 war einem neuen Versuch des „Heimatkundlichen Vereins“ 1895 kein Erfolg beschieden. Nur zwölf Schulleitungen sandten damals Beiträge. Aus der Leistung eines einzelnen hauptsächlich erwuchs das vorliegende Buch. Inspektionsrat Alois M. Wolfram (Scheibbs) zeichnete in zwanzig Jahren das Erzählgut der Bevölkerung auf, unermüdlich „ab Bahn- oder Postautostation zu Fuß“ und mit großer Genauigkeit, wenn auch manches erst aus dem Gedächtnis oder nach knappen Notizen zu Papier gebracht wurde. „Der Vollständigkeit halber wurden alle bisher bekannten und gedruckten Sagen dieser Sagensammlung eingefügt, so daß in diesem Band alle Sagen des Bezirkes Scheibbs enthalten sind, soweit sie bisher aufspürbar waren“ (Vorwort S. 7). Es ist die Frage, ob dieser verständliche und doch nie erfüllbare Wunsch nach „Vollständigkeit“ nicht die Einheitlichkeit des Werkes gemindert hat.

Die Berichte, manchmal mehrere Seiten, manchmal nur 2 bis 3 Zeilen umfassend, sind durchnummeriert (bis 960) und durchweg mit der Angabe des Gewährsmannes, seines Wohnortes und von Jahr, Monat und Tag der Aufnahme versehen. Für die zahlreichen Kapitel und Untergruppen hätte man sich ein gesonderes Inhaltsverzeichnis gewünscht, umso mehr, als der Kreis der Sagen außerordentlich weit und reich gegliedert ist. Das Buch beginnt eindrucksvoll mit den Berichten über „Besondere Leute“, die diese Sagenlandschaft stark prägen: „Der Groß-Hans“ (mit Familienphoto!), die ungewöhnliche „Lebensgeschichte“ des alten Thalbauers, „Der große Karl“, „Der Geramichl“ u. a. Den großen Zauberern sind die „Hexen“ angereiht. Zahlreiche Untergruppen sind als „Unheimliche Begegnungen“ zusammengefaßt, darunter Sagen vom „Geisterschimmel“ (Schimmelbild in einer Kapelle, S. 87), von der „Jogd“, von „Riesen“, „Bergmandlerln“ und „Wildfrauen“. Die „Sage von der Kümmernis“ ist nur noch dem Heimatlesebuch für den Bezirk Scheibbs zu entnehmen. „Kapelle und Bild sind leider vor wenigen Jahren dem Straßenneubau zum Opfer gefallen“ (S. 277), nicht anders als etwa die Nepomukbilder an drei Brücken in Schruns-Tschagguns (Montafon). Versäumter Denkmalschutz! Den Beschluß machen Geschichtssagen, in denen auch die im westlichen Österreich unbekannteren Türken erscheinen. Das gleiche gilt von „Thomaszoll“, „Percht“ und „Rauhnacht“. Es ist einzusehen, daß der vielschichtige Stoff sich jeder strengen Gliederung widersetzt, doch hätten die über 50 Gruppen durch konsequentere

Handhabung des Groß- und Kleindruckes der Überschriften an Übersichtlichkeit gewinnen können. Wie so viele Sagen geben auch die vorliegenden erwünschte Aufschlüsse über den Jahresbrauch (Ostern, Sonnwend, Alpbetrieb, Thomastag, Rauhnächte, Weihnachten, Dreikönig u. a.). Ein Sonderverzeichnis mit Seitenangabe wäre auch für die Photos — seltener Zeichnungen — zu empfehlen, die eine Bereicherung, oft eine unmittelbare Ergänzung der Berichte darstellen. Unter den 57 Abbildungen sind wirkliche Funde auch für den volkskundlichen Denkmalforscher (Bildstöcke, Grenz- und Kreuzsteine; besonders merkwürdig der „Steinursch“ (S. 160). Ein eigenartiges Sagenzeugnis ist „Das Meßgewand von Gramatsberg“ (S. 267), das durch Furcht wie Ehrfurcht erhalten blieb. Nähere Beschreibung wäre bei den farbigen Abbildungen 3—6 (S. 35) nützlich, die zu den Wandmalereien in der Stube des Thalbauernhauses, datiert 1859, gehören. So erfreulich diese Beispiele guter Volkskunst sind, so ist doch zweifelhaft, ob der überlebensgroße „Türsteher“ in fürstlicher Livree aus dem gleichen Zyklus als Umschlagbild des Buches die rechte Einstimmung gibt. Mit Sage hat das an sich wirkungsvolle Bild gar nichts zu tun. Immerhin würde man gern mehr erfahren von Leben und Arbeit einer bemerkenswerten Frau: „Mein Ähnl hat oft erzählt, daß die Stube auf dem Thalbauernhof ‚a oanhandlats Weibl‘ ausgemalnt hat. Die hat nur die linke Hand gehabt, und mit der hats gemalnt. Die war a Malerin und ist umanondzogn und hat gmalnt“ (S. 22).

Wie erwähnt, sind die Aufzeichnungen von Wolfram durch literarische Quellen ergänzt, die man gerne sammelhaft und unter Hinweis auf die Sagennummer am Ende des Bandes verzeichnet sähe. Die Arbeiten von Leopold Schmidt und Maria Kundegraber von 1962 und 1966 sind berücksichtigt. Neben etwas einförmigen Niederschriften von Schulkindern (z. B. von 1949) sind Heimat- und Lesebücher, außerdem auch Romane und Versdichtungen herangezogen. Da hätte es der Hand des Herausgebers bedurft, um jeweils den Sagenkern herauszulösen. Es entspringt wohl eher dem poetischen Gemüt der Schriftstellerin als der kargen Darstellungsweise des Volkes, wenn es in der langen Geschichte (S. 220—222) von der Wetterliese u. a. heißt: „Das Gewitter hatte ausgetobt, und ein milder Abend war über die Gegend gelagert. Der Mond hatte die letzten Wolken zerrissen und leuchtete weithin über die Wälder und Fluren, von denen es frisch heraufduftete; alles atmete Ruhe und Frieden“ (nach J. Pöttinger, Niederöst. Volkssagen. Wien 1950, S. 127 ff). Es schafft klarere Verhältnisse, wenn eine Bearbeitung in Versform voll erhalten bleibt wie in dem flotten Gedicht von Fritz A p e l d a u e r (Lehrer in Wieselburg) „Der Lindwurm“ (S. 225 f), in dem bei allem (fast germanischem) Sagenernst etwas vom Stil und Humor eines Wilhelm Busch mitklingt:

Droben auf der Ochsenhalde  
eine Birke stand inmitten;  
Da schon hohl ihr Stamm gewesen,  
sie gehörte umgeschnitten.

Sohn und Vater guckten spähend,  
um den Inhalt zu erproben.  
Sieh, der Baumstrunk war mit trübem  
Wasser angefüllt bis oben.

Und der Bauer mit dem Sohne  
nahm die Hacke drum, die Säge,  
rüstig stiegen dann die beiden  
aufwärts auf dem steilen Wege.

Plötzlich hatten etwas Schwarzes  
sie mit Grauen wahrgenommen:  
Weh! da ist ein junger Lindwurm  
drohend drin umhergeschwommen.

Schon von fern die Birke grüßte,  
als sie zu der Halde kamen,  
und sie zauderten nicht lange  
rasch zur Hand die Säge nahmen.

Wie sie rannten da, die beiden,  
um dem Untier zu entrinnen,  
und sie mußten sich auf einmal  
einer alten Mär entsinnen:

Und sie schnitten ritze-ratze,  
kräftig hin- und hergezogen,  
tief in das Holz und tiefer,  
daß die Späne nur so flogen.

Wie mit Zittern und mit Beben  
sich der Baum schon seitwärts neigte!  
Als zersplitternd er gefallen,  
sich des Stammes Höhlung zeigte.

Hieß es doch, ein großes Wasser  
sei im Maulberg unten [hier fehlt ein Fuß!]  
und ein alter Lindwurm hocke  
lauernd in der Tiefe drunten.

Was sich auf der Ochsenhalde  
droben hatte zugetragen,  
war genug Beweis, wie richtig  
raunt es durch die alten Sagen.

In zahlreichen anderen Stücken sind Gedichte des gleichen Autors in Prosa umgesetzt.

Die Frage, die sich jedem Herausgeber von Volkssagen stellt, ist die nach der sprachlichen Gestalt: Mundart oder Schriftsprache oder eine Zwischenform? Auch wenn Stenogramm oder Tonband nicht vorliegen, wird man „echte“ Volkssprache erwarten dürfen, wenn der Sammler und Herausgeber im Sagengebiet beheimatet und von Kind an Mundartsprecher ist. Die Sagensprache des vorliegenden Buches wäre vielleicht gleichmäßiger geworden, wenn A. M. Wolfram die Herausgabe hätte übernehmen können. Jetzt stehen Schriftsprache und Mundart, dazu aber manche Zeitformen, zuweilen in ein und derselben Sage, die das sprachliche Bild verwirren (ganz abgesehen von der Übernahme literarischer Formen aus Büchern): „wie sie alle zwei zur Falltüre kommen und über die Bodenstiege hinuntersteigen wollen, hören sie einen Lärm, als wenn a Saasumpa voll Oascholln auf der Bodenstiege owafollat“ (Nr. 465); „Das alles ist mit wildem Geheul und Getöse owi durch den Graben“ (Nr. 379). In der Ordnung (nicht Bearbeitung!) der sprachlichen Gestalt hätte ein mit Landschaft und Mundart eng vertrauter Herausgeber eine dankbare, wenn auch gewiß nicht leichte Aufgabe gehabt. Er hätte auch entscheiden müssen, ob dem weiteren Leserkreis mit einem Wörterverzeichnis oder (wohl eher) mit Einzelerklärungen besser gedient ist. Dr. Auff, Beißer Fedeln, Geschirrspitz, Graden, Hebbing, Jochwidn, Irxn, Lickl, Kraupat, Mauvoll, Schnittling, Spoch, Wentern, d'Wicht u. a. werden nicht von jedem verstanden. Der einfache Ausweg ist, in Klammern eine Übersetzung zu geben, wie es auch hier öfter geschieht: Fünfeimer (Mostfaß), Engl (Fußknöchel), Hetscherl (Hagebutten), Osch (Esche), roangriawüt (überraunt), nit wandeln können (die Wandlung nicht vollziehen können) u. a. Das Problem kompliziert sich, wenn aus einem Roman sozusagen Schrift-Mundart und zugleich z. B. ein Salonbild der Wildfrau übernommen wird: „Und alleweil hat s' oan Kranz auf ihrem Köpfl ghabt, im Frühjahr von Schneerosn, im Sommer von Almrausch, im Herbst von Farnkraut und im Winter von Moos“ (S. 216). Die Umsetzung eines Gedichts beginnt: „In alten Zeiten hauste in den Ötscherhöhlen die Elfenkönigin mit ihrer lichten Elfenschar“ (S. 219). Aus einem anderen Poem wird übernommen: „Fleißig kreiste der Mostkrug in der Runde, und unaufhörlich erschollen Lieder und Jodler“ (S. 209).

Nach der Mitteilung der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft haben H. und H. Fielhauer das „Sagenmaterial Wolframs gesichtet, geordnet und gegliedert“. Wenn sie uns trotzdem, nach dem Gesagten, einiges schuldig blieben (so auch Versehen wie das Heufunder, die Granitblöcke, die Kastralgemeinde u. a.), so ist doch zweierlei zu bedenken. Einmal ist es eine heikle, seit den Brüdern Grimm nur selten gelöste Aufgabe, mit einem Werk der vorliegenden Art den Wünschen des einfachen Lesers wie des Sagenforschers gerecht zu werden, volkstümlich und wissenschaftlich zugleich zu sein. Die genauen Aufnahmen des Hauptsammlers Wolfram allerdings ermutigen zu höherem Anspruch. Zweitens dient entschieden zur Entlastung der Redaktoren, was in dem kurzen, leider auch sprachlich recht saloppen „Nachwort für Leute,

die mehr wissen wollen" gesagt wird: es „lag bereits eine beachtliche Sagensammlung vor, weshalb man uns wohl auch nicht allzu viel Zeit zum Durchsehen gab, weil ja offenbar ohnehin alles fertig zu sein schien" (S. 351). Der herausgebende Verein hätte mehr „Zeit zum Durchsehen" und den Redaktoren das „kritische Sagenbuch" ermöglichen sollen, das in ihrer Absicht lag (S. 354). Die ungewöhnlich reiche, mit großem Aufwand gedruckte Sammlung von Wolfram wird ihren Weg machen. Für die wünschenswerte zweite Auflage steht das Motto im Nachwort: „Nicht einfach hinnehmen, sondern nachdenken, damit wir manches in Zukunft besser machen, besser verstehen können" (S. 354).

Richard Beitzl, Berlin—Schruns

**Hasso Hohmann, Giebelluckn und Stadlgitter. Kunstvolle Ziegelgitter an Wirtschaftsgebäuden der Steiermark.** Graz 1975 — Verlag für Sammler. 33 Seiten, 2 Karten, 242 Abbildungen (Zeichnungen und Fotos). ISBN 3 85365 020—1.

Das gut ausgestattete Buch befaßt sich ausschließlich mit den Ziegelsetzungen in Lüftungsöffnungen ländlicher Wirtschaftsgebäude der Steiermark und Kärntens. Diese haben bisher in der Hausforschung kaum eine nähere Untersuchung erfahren. Das Buch füllt daher eine seit langem verspürte Lücke und behandelt ein Baudetail, das namentlich für die späte, nachbiedermeierliche Bauentwicklung im gesamten südalpinen Raum und in dessen Vorländern charakteristisch ist, sich aber vor allem in der Mittelsteiermark besonders entfaltet und das gelegentlich doch auch einige Beachtung gefunden hat <sup>1)</sup>.

Hasso Hohmann behandelt das von ihm gesammelte reiche Material als Bautechniker und Architekt. Es geht ihm also zuvörderst um die „Gestaltung der Ziegelgitter" und um deren „technische Eigenschaften". Er bespricht das dabei verwendete Material (Mauerziegel, Flachziegel, Formziegel), die verschiedenen Gefügearten (mit mindestens 4 Gefügegrundtypen) sowie die Funktion dieses Ziegelwerks, nämlich die Belüftung des Gebäudeinneren. Von den Vorformen im Holzbau her müßte man hier freilich „Luckn", d. h. Fensteröffnungen, wie solche selbst an Blockbauspeichern vorkommen, und „Ziegelgitter", d. h. Wandfüllungen besser auseinanderhalten, die letztlich auf die Jochteilung und Ausfachung der ursprünglich besonders im Scheunenbau gebräuchlichen Holzständerwerke oder luftig gefügten Blockwände zurückzuführen sind. Dazu kommen dann noch Einflüsse von der zeitgenössischen Baukunst, etwa der Neogotik u. ä., im Formalen. Gewiß mit Recht bezeichnet Hohmann die Erscheinung selbst als „in ihrem ganzen Charakter bodenständige und echte Volkskunst" (S. 12). Er ist bemüht, deren „christlichen" und „außerchristlichen" Symbolgehalt aufzuzeigen, der sich in ihrem „vielfältigen Musterkatalog" mit „virtuosen Beispielen der Mauerwerkskunst" denn auch unschwer feststellen läßt. Deren Erklärung allerdings nur als „Abwehrzeichen", soweit es sich dabei um deutlich lesbare und sinnhafte Zeichen oder Figuren handelt — womöglich „gegen das Eindringen des ‚Feuerteufels' " (S. 13) —, sieht die Dinge doch zu kurz und vereinfacht sie wohl zu sehr. Der Verfasser übersieht dabei die Vielschichtigkeit der Traditionszusammenhänge und vor allem die wechselnden Sinnbezüge einer solchen späten, volkstümlichen Bilder- und Zeichenwelt zwischen echter Besegnung und spielerischer Manier. Es müßte weiter bedacht werden, daß es sich dabei ja um (vielfach auch spontane)

---

<sup>1)</sup> Über die Ziegelwerkstadel vgl. Oskar Moser, *Ländliche Siedelformen*. In: *Planungsatlas Lavanttal I*, Klagenfurt 1958, S. 107 f. + Karte 25 (Scheunenformen). Hübsche Aufnahmen von solchen „Kärntner Stadeln" bringt neuerdings das schöne Buch von Franz Hubmann, *Heimliches Österreich*. Wien (1975), S. 159—168.

Leistungen ländlicher Handwerker handelt und wahrscheinlich auch um ein jeweils ganz spezifisches Können örtlicher Werkstätten und Überlieferungen.

Diese Zusammenhänge sowie die besonderen historischen Voraussetzungen in der ländlichen Bauentwicklung des Frühindustrialismus dafür vermißt man leider in dieser Darstellung; auch die Materialauswahl wird so nicht recht einsehbar. Erfreulich ist aber das Bemühen um Ortsnachweise und genauere Dokumentation. Überrascht hat mich dabei die auffallend geringe Zahl von Datierungen; bei immerhin 242 durchwegs sehr gut abgebildeten Beispielen finden sich nur 20 datierte Fälle; die meisten um 1877, der früheste von 1847 (Abb. 167), der späteste von 1913 (Abb. 194)<sup>2)</sup>. Aber selbst bei diesen wenigen Datierungen scheint sich uns einmal mehr die späte Ankunft dieser ländlichen Handwerkskunst zu zeigen, die zusammen mit der nachbiedermeierlichen Fassaden- und Stuckzier am Bauernhaus eine der spätesten noch geschlossenen ländlichen Bauschichten besonders in der Steiermark „auszeichnet“ und hervortreten läßt. Daß sie vielen als liebenswert und wahrhaft „heimatlich“ erscheint und also selbst in der heutigen Zeit Bedeutung hat, beweist die erfreulich große Zahl von Mithelfern und fördernden Persönlichkeiten auch des öffentlichen Lebens, die an der Arbeit des Verfassers wie am Buch selbst ihr Interesse bekundet haben.

Oskar Moser, Graz

**Walter Kainz.** Weststeirische Volksdichtung. Reime, Rätsel, Lieder, Kinderspiele und Sprüche. Mit einem Geleitwort von Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren. Graz, Verlag für Sammler 1976. Geb., 260 Seiten und 4 Seiten Notenbeispiele zu Liedern und Balladen; 2 Jodler).

Auch dieser 2. Teil einer auf drei Bände berechneten Ausgabe (vorwiegend weststeirischer Volksdichtung, den W. Kainz kurz vor Weihnachten 1975 (wie im Impressum; auf der Titelseite bereits 1976) vorlegen konnte, erwuchs aus der eigenen Sammeltätigkeit als Lehrer und Musiker 1925—1941 im weststeirischen Bezirk Voitsberg fast ausschließlich unter dessen kleinbäuerlicher Bevölkerung im Berg- und Hügellande. Die sehr bewußt möglichst mundartnahe angefertigten Aufnahmen wurden nunmehr durch Mitteilungen seiner Lehrerkollegen aus Dörfern des gleichen Bezirkes da und dort ergänzt, so daß auch diese Ausgabe wiederum ähnlich der des 1. Bandes (Weststeirische Sagen, Märchen und Schwänke, Graz 1974) (hier angezeigt Österr. Zs. f. Volkskunde XXVIII/2/1974, S. 168 ff.) als eine auf gezählte 1248 Nummern erweiterte Neufassung gegenüber einer kleinen, hektographiert im Eigenverlag 1943 herausgebrachten Auflage der „Volksdichtung aus dem Kainachtal, II. Teil: Kinderreime, Rätsel, Verse, Schnaderhüpfel, Sprichwörter, Wetterregeln und Lostage“ bibliographisch einzuordnen ist. Aber auch thematisch sind andere Elemente der sog. Kleinformen der Volksdichtung verstärkt hinzu gekommen. So z. B. Kosereime, Spott- und Neckverse der Kinder, Tiernamen, Kettenreime und Schnellsprechsätze. Auch Festreime (Glückwunschformeln, Bettelverse) des Umzugsbrauchtums im nunmehr fast verschwundenen Heischegang-Formelgut der Jahrauftermine. W. Kainz nimmt hier (S. 87 ff.) auch einige Balladen, z. T. unmittelbar auf das leidvolle Geschehen des 1. Weltkrieges bezogen, wie Nr. 925, „Zu Grodek auf den Höhen...“ oder 927 „Der Soldat und sein Mütterlein“, auf. Für manches Scherzlied, z. B. für die „Auf der blauen Donau“-Strophen nimmt Kainz in seinen (immer nur sehr knapp gehaltenen Anmerkungen (241 bis 260) Import aus Wien an. Das dürfte auch für das coupletartige „Wochenlied“ Nr. 937 gelten. Besonders reich ist die „Spruchweisheit“ vertreten, verhältnis-

<sup>2)</sup> Bei Abb. 78 dürfte wohl Slovenska Bistrica statt „Vicrika“ gemeint sein. Grambach (Abb. 88, 167) ist an der Straße nördlich Hausmannstätten, also südl. von Graz zu suchen.

mäßig bescheiden die Gruppe der Redensarten und der Wetterregeln. Auf jede Art Fachliteratur ist bewußt verzichtet. Die vorgeführten Materialien sollen für sich wirken. Sie tun es auch und werden eben auf Grund der Gewissenhaftigkeit des Aufzeichners auch der wissenschaftlichen Volkskunde als brauchbare Quellen willkommen bleiben, ihre Auswerter finden.

Leopold Kretzenbacher

**Michael Unterlercher**, In der Einsicht. Das Leben eines Kärntner Bergbauernbuben — Erinnerungen eines Siebzigjährigen. Mit einem Geleitwort (und Erläuterungen im Anhang) von Professor Dr. Oswin Moro. Klagenfurt — Verlag Johannes Heyn (1975). 240 Seiten, 1 Abb. — ISBN 3-85366 121-1.

Es ist überaus bezeichnend für das Schicksal besonderer und wertvoller Bücher, daß es zu ihrer Erhaltung auf dem Büchermarkt des Anstoßes von außen bedarf wie in diesem Falle durch Klaus Martin Meyer vom Westdeutschen Rundfunk, der meint: „Eines der schönsten und wertvollsten Kärntner Bücher ist so gut wie vergessen . . .“ In Kärnten selbst hatte man sich in verschiedenen und nicht ganz unkompetenten Kreisen seit Jahrzehnten und stets vergeblich um diese Neuauflage bemüht. Nun hat sich der bekannte Klagenfurter Verlag glücklicherweise in einem zuverlässigen Nachdruck (Reprint) seiner angenommen, allerdings unter Fortlassung der Bilder und des Hofplanes, auf den Oswin Moro in seiner nützlichen Beschreibung des Pließnighofes, dem Schauplatz dieser Erinnerungen, im Text (S. 228) hinweist.

Michael Unterlerchers Erinnerungen an seine Bergbauernjugend um 1870 hat Hugo Moro angeregt. Oswin Moro hat sie einbegleitet, mit einem erläuternden Anhang versehen und auch im Gesamttext mit der Sorgfalt des geschulten Philologen betreut. Sie erschienen 1932 in bescheidener Auflage im Selbstverlag des Verfassers. Als einzigartige Quelle zur Volkskunde des Kärntner Nockgebietes bedürfen sie keiner neuerlichen oder gar anpreisenden Würdigung. Wie es einst am Haustisch in der Rauchstube, beim gemeinsamen Mittagessen, beim Spanlicht, beim Schlafen in den Kammern, beim Aufstehen frühmorgens oder beim „Umbau“ auf dem Leitenacker mit Riß und Arl wirklich zugegangen ist, das erfahren wir sonst nirgendwo in der schlichten und unmittelbaren Aussage wie in diesem Buch. Für es gilt Oswin Moro's Urteil (S. VII f.) heute erst recht. Denn das karge Leben und die Bergbauernwelt des Pließnighofes, kaum eine halbe Stunde von Bad Kleinkirchheim entfernt, wie sie hier mit feinsten Einzelzügen beschrieben sind, diese Welt ist längst dahin.

Oskar Moser, Graz

**Erich Hamböck**, Bauen in Kärnten — Ein Handbuch. Klagenfurt (1975), Verlag Johannes Heyn (2. verbesserte Auflage). 166 Seiten mit zahlr. Textfotos, broch. S 98,—.

In seinem Nachwort meint der Verfasser zu dieser Schrift, sie sei „ . . . nicht um irgendeines Vorteils willen geschrieben. Sie will auch nicht anklagen oder abwerten; sie will einfach die Dinge darstellen, so wie sie sind oder vielmehr so wie sie empfunden werden müssen, wenn man sich eingehend mit ihnen befaßt“ (S. 161). Er nennt sie „Ein Handbuch“ und meint damit wohl einen Ratgeber, weniger für die Gilde der Bauschaffenden als für das Heer der Unkundigen und Ahnungslosen; derer, die in hilfloser Unkenntnis oder Gleichgültigkeit als Bauherren und „Häuslbauer“ heute „die Umwelt deformieren“. Einer der vielen Versuche also, aufklärend zu wirken und ein dahinwucherndes Baugeschehen in seinen zeitgebundenen Verfangenheiten und Schwierigkeiten von heute zu beleuchten.

Das Buch richtet sich nicht an die Bauforschung. Es sucht sich jedoch an dieser zumindest in seinem historisch topographischen Teil mitzuorientieren und sollte schon deswegen nicht übersehen werden. Vielleicht ist es angesichts der harten Realitäten, denen gegenüber es Stellung beziehen muß, nicht nur in den gewählten Methoden zu gebunden, sondern auch zu vornehm und zu nobel geschrieben. Vielleicht hat sich der Verfasser auch zuviel vorgenommen, indem er bemüht ist, das Bild einer doch sehr differenzierten historischen Entwicklung des Bauens in Stadt und Land mit den Problemen der Bauwirtschaft und ökologischen Misere von heute zu verknüpfen. Er setzt eingangs mit kulturphilosophischen Gedanken sehr hoch an, beschäftigt sich dann mit Fragen der allgemeinen Entwicklung des Bauens und mit den besonderen Bautraditionen der „Kärntner Hausformen“ (S. 48—66), schließt daran die Abschnitte über „Industrialisierung, Gründerzeit“, „Die Zwischen- und Nachkriegszeit“ (S. 68—115) und stellt sich sodann der schwierigen Frage: „Was soll geschehen?“ (S. 116—158).

Für die Volkskunde erscheinen zunächst die historisch-topographischen Einführungen näherliegend. Erich Hamböck skizziert hier die Verhältnisse mit manchen interessanten Beobachtungen als Baufachmann. Er orientiert sich dabei offenbar noch stark an einer generellen Evolutionstheorie, und die faktische Kulturgeschichte des volkstümlichen Hausbaues sowie dessen historische Entwicklung im einzelnen kommen dabei wohl zu kurz. Nicht wenige Zeitansätze in der Völkerwanderung oder im Frühmittelalter erscheinen mir daher problematisch. Vom Hausbau und Dachgefüge aus dem 6. oder 8. Jahrhundert wissen wir bei uns auch heute noch herzlich wenig (vgl. S. 30 ff.). Wäre dies aber der Fall, so ergäbe sich vermutlich ein ganz anderes Bild, als es hier gezeichnet wird. Etwas störend wirken auch die willkürlich verwendeten Fachtermini. Sowohl Feldscheunen wie auch die „Harpfen“ oder andere Wirtschaftsbauten werden als „Stadeln“ bezeichnet. „Fachwerk“ und „Bundwerk“ (so und doch nicht „Bundbau“ o. ä.) sollten klarer auseinandergehalten werden. In Innerkärnten bezeichnet man das (biedermeierliche) Zelt Dach als „Käppndäch“, nicht als „Haubendach“.

Beachtenswert erscheint mir der Absatz über die Geschoßhäuser mit Mittelflur und Biforien im „Saal“ des Obergeschosses. Hier zeigt sich gewiß ähnlich wie beim sogenannten „Stöckl“ ständisch-oberschichtlicher Einfluß bei Häusern, die Hamböck als „S a l a h a u s“ typisiert (S. 44 f.). Gemeint ist eine hier tatsächlich verbreitete, noch aus der Renaissance stammende Ausbauf orm, die man wohl besser als „S a a l g e s c h o ß h a u s“ bezeichnen sollte. Deren Zusammenhänge mit dem patrizial-bürgerlichen Haustypus dieser Anlageart in ganz Europa, vor allem mit dem „palazzo“ Nordostitaliens liegen nahe. Sie sind für die Verhältnisse Kärntens leider noch nie näher untersucht worden. Das Spannungsfeld Hausbau und Repräsentation klingt hier an: es wäre ein interessanter und ergiebiger Ansatz, doch müßten dann nicht nur „Fenster“ und „Dachform“ sondern auch anderes wie „Fassade“, „Torbau“, „Turm“ usw. herangezogen werden.<sup>1)</sup>

Hamböck's Hauptabschnitte über die Bautätigkeiten in der Gegenwart erschienen mir für den Siedlungs- und Hausbauforscher erst recht wichtig. Hier geht es um jene verwickelten Tatbestände, die wir alle noch nicht richtig im Griff haben und von deren Pluriformitäten, von deren ökonomischer, bau-

---

<sup>1)</sup> Hier wäre man fast versucht, auf das bemerkenswerte neuere Buch von Stanislaus v o n M o o s, Turm und Bollwerk — Beiträge zu einer politischen Ikonographie der italienischen Renaissancearchitektur, Zürich-Atlantis 1974, hinzuweisen, das die voraufgehenden Entwicklungen des Mittelalters in Italien in dieser Hinsicht aufzeigt.

technischer, sozialer und ökologischer Problematik man hier doch einiges erfährt. Es ist nur schade, daß der Verfasser dabei seinen kuriosen Darstellungsstil beibehält, so daß die vielen und bemerkenswerten Feststellungen, Fakten, und Angaben der eigentlichen Unterlagen entbehren und zu wenig effizient werden. Er verzichtet ja auch sonst auf eine Verdeutlichung durch Graphiken, Pläne oder Zahlenaufstellungen, und bei den zahlreichen Textfotos leider auch auf nähere Orts- oder Sachangaben. Hamböck hat damit für diese wichtigen und inhaltsreichen Abschnitte zur Bautätigkeit in der Gegenwart neben seinen sicher nützlichen abwägenden und wertenden Stellungnahmen vielleicht doch die Möglichkeiten einer tiefer wirkenden Offenlegung und Dokumentation dieser Vorgänge leichtlich vergeben.

Oskar Moser, Graz

**Torsten Gebhard, Der Bauernhof in Bayern.** München, Süddeutscher Verlag (1975). 168 Seiten mit 265 Fotografien und 44 Zeichnungen und Plänen. — ISBN 3-7991-5764-6.

Im Gegensatz zu manchen anderen Ländern verfügt Bayern über eine Hausforschung, die bis weit ins vorige Jahrhundert zurückreicht und die durch namhafte Ansätze sowohl örtlich wie gesamtlandschaftlich fundiert ist. Zu ihr zählt seit langem auch der Verfasser dieses neuen Buches, nicht nur als Denkmalpfleger, Generalkonservator und vielseitig erfahrener Kenner des Landes, auch als nüchterner, gewiegter Beurteiler der Dinge und als Moderator, Ratgeber und Forscher, als der er sich immer wieder mit gewichtigen Beiträgen zum Wort meldet. Torsten Gebhard geht es dabei nicht um Architektur, um rein ästhetische Maßstäbe, sondern immer ums Ganze des Lebens, auch um Wirtschaft, Arbeit und Produktion, Nutzwert und Lebensqualitäten im ländlichen Dasein. So hat er stets zu einer durchaus eigenständigen — beinahe möchte man sagen — eigenwilligen Betrachtungsweise gefunden, die von billigen Verallgemeinerungen entschieden abrückt und die zu den historischen Wirklichkeiten des „landwirtschaftlichen Bauwesens“ hinführt, wie er sie sieht und verstanden wissen will.

Man wird daher dieses Buch nicht bloß, wie der Verfasser selbst meint, als einen „Ergebnisbericht“ und „Versuch“ betrachten, der das seit über 40 Jahren gesammelte Material am Institut für Volkskunde der Kommission für Bayerische Landesgeschichte an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften überprüft und auswertet, sondern als einen neuartigen Aufriß der historischen Entwicklungen im bäuerlichen Hofwesen der sechs wichtigsten Stammes- bzw. Großlandschaften in Bayern. Als solcher aber faßt er nicht nur bisheriges an Einsichten und Erkenntnissen bündig zusammen, sondern wirft eine ganze Reihe grundlegender Fragen neu auf, „heiße Fragen“ könnte man sagen, die für Bayerns Hauslandschaften ein völlig neues und ungewohntes Entwicklungsrelief und Ausgangsbild bedeuten.

Da wären zunächst die grundsätzlichen Überlegungen, die Gebhard „Zur Einführung“ einer solchen Betrachtung anstellt: Über Qualität und Quantitäten des Ausgangsmaterials, über die zeitliche Abgrenzung und den Bauten-Umsatz, die variablen Größen, die eigentlich mehr besagen als die konstanten, über „Formstörungen und Formprovinzen“, über Umstellungszwang, Betriebsänderungen und die wechselnden Größen der Hausgemeinschaften, kurz über all die Nutzungsprobleme eines bäuerlichen Anwesens überhaupt.

Hauptteil des schönen Buches ist die „landschaftliche Darstellung“. Ausgewählte Marginalzeichnungen am Kopf der Seiten und ein selbständiger Abbildungsteil erläutern sie Abschnitt für Abschnitt. Ein Literaturverzeichnis, eine lange Liste mit „Sachworterklärungen“ und Register zu Personen und Orten ersetzen Fußnoten im Text.

Gebhard geht aus vom „Frankenland“ mit seinen ursprünglichen und verschiedenen Wohn-Stall-Häusern, Firstsäulen-, Stock- und Fachwerkbauten, wogegen sich das sogenannte „fränkische Gehöft“, der dreiseitig umbaute Hof, erst „im 14. Jahrhundert bei Neusiedlungen geradezu als obligatorisch“ erweist (S. 17). Vielschichtig und formenreich waren Unterfranken wie das ärmere Oberfranken sicher schon im Mittelalter, besser bekannt freilich der mittelfränkische Raum und das Gebiet der freien Reichsstadt Nürnberg. Durch Auswertung historischen Bild- und Planmaterials, von Baueingaben und Inventaren gewinnt der Verfasser ein vielseitiges und detailreiches Bild des Hauswesens bis zu Küche und Stube, Einrichtung und Gerät, Speicher, Flachsbrechhäusern und Backöfen. Ähnlich behandelt er die ausgeprägte Steinbauzone mit ihren Kalkplattendächern im Fränkisch-Schwäbischen Jura und die vielfach gestaffelte Oberpfalz zwischen dem „Dinkelboden“ um Regensburg und dem hinteren Böhmerwald- und „Hafergau“ als Kulturlandschaften und aus ihrer spezifischen Verkehrs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte heraus. Im sogenannten „Waldlerhaus“ im Raum von Cham mit seinen flachgeneigten Legschindeldächern stoßen wir hier auf die ersten Ausläufer alpinen Einflusses in der Dachgestaltung.

Für die Hausforschung in Österreich sind dann vor allem die Abschnitte Niederbayern und Oberbayern wichtig. Zunächst wirft der niederbayerische Raum „für die österreichische wie die bayerische Hausforschung gleichartige Probleme“ auf (S. 35 ff.). Gebhard macht geltend, daß die Historiker nunmehr dazu neigen, „in den (heutigen) Einöden Niederbayerns erst eine Folge mittelalterlicher Bautätigkeit zu sehen“, während in der Zeit der bayerischen Landnahme (6. Jh. und später) „mit zahlenmäßig angeordneten (Sammel-) Siedlungen“ zu rechnen sei (S. 36). Die bekannten Vierseithöfe der niederbayerischen Streusiedlungen dagegen dürften „aus ursprünglichen Haufenhöfen hervorgegangen sein“ und „dieser Übergang zur strengen Ordnung wird im 17. und 18. Jh. erfolgt sein“ (S. 39). Diese Bauidee hätte nach Gebhard im nieder- und ostbayerischen Raum „vom Rottal aus ihren Siegeszug angetreten“ (S. 40). Hervorgehoben seien weiters die Behandlung der Dachformen mit dem Nebeneinander von Steil- und Flachdächern, das flachgeneigte Dach sowie der Blockbau als „Import aus Tirol“ entlang der Wasserstraße des Inn, Aufkommen und „Gefallen“ am Ziegelbau im 19. Jh. u. a. m. Hat man früher nach Gebhard Niederbayern als einen altbairischen Kernraum mit eher altertümlichen Zügen betrachtet, „so läßt uns das heute zur Verfügung stehende Material erkennen, daß wir solche Altertümlichkeit hier am wenigsten finden können, da bei relativem Wohlstand hier nüchterner Sinn stets auf Modernisierung bedacht war“ (S. 47).

Ähnlich differenziert erscheinen die Dinge in Oberbayern (S. 47 ff.). Auch hier dürfte für das Mittelalter eher von einem Strehof auszugehen sein, der „aus relativ kleinen Einzelbauten bestanden hat“ (S. 53). Nach ihrem Baueffüge waren es Ständerbauten mit durchgehenden Firstsäulen, die früh zur Zwiegädigkeit und zum Geschoßbau führten und woraus „gegen Ausgang des Mittelalters“ erst die bekannten Mittertennbauten und südbayerischen Einfirstanlagen entstanden wären, ähnlich wie es auch für Bayerisch-Schwaben gilt. Für die Paarhöfe des Berchtesgadener Landes verweist Gebhard dagegen auf historische Zusammenhänge im Siedlungsausbau mit dem salzburgischen (Mitter-)Pinzgau (S. 55). Ein einprägsames Beispiel heteronomer Einflüsse auf die Baugestaltung bieten die Hinweise auf die Bauvorgänge im 19. Jh. in Oberbayern mit dem „Schweizer Alpenstil“ und der nachfolgenden, starken Vorbildwirkung und Verallgemeinerung des „Miesbacher Hauses“, während Einflüsse des Nordtiroler Mittelfflurhauses, „regelmäßig mit Obergeschoß, Lauben an der Giebel- und Traufseite, mit Legschindeldach und im Stadteile

auch schon mit Bundwerk", bis vor 1600 zurückreichen (S. 48). Starke Umschichtungen, Grenzverschiebungen in den Hausformen, Überformungen löste freilich erst das 19. Jh. aus, zunächst aus betrieblichen Gründen und getragen vom Landwirtschaftlichen Verein Bayerns (seit 1810), dann zunehmend unter künstlerischen und bauästhetischen Aspekten. „So kam es, daß das Miesbacher Haus, wie wir kurzerhand sagen wollen, zusammen mit der wiedererneuerten Tracht, mit Musik, Lied, Tanz, Brauchtum und Spiel gesehen wurde und dieser oberbayerische Teilraum damit zum Inbegriff des Bayerischen erhoben wurde" (S. 50). Der Verfasser vermag indessen auch für diesen weiten voralpinen Raum auf wichtige Details wie den Freskenschmuck, auf die Ausgangslage eines ursprünglichen Erenhauses, die spätmittelalterliche Entwicklung zum Mittertennbau sowie auf die Grundelemente des altbairischen Bauegefüges und seiner spezifischen Terminologie hinzuweisen. Für eine Kenntnis dieses Bauegefüges und seine Blütezeit im Zimmererhandwerk Oberbayerns zwischen 1770 und 1860 sei besonders auf das beigegebene Bildmaterial hingewiesen. Zu den von Gebhard bereits 1939 eingehend erörterten bairischen Baubezeichnungen im Zusammenhang mit einer Planaufnahme des Rosenheimer Zimmermeisters Nikolaus Fuchs vom Jahre 1816 wäre besonders auf die Bezeichnung „Ladwand" für die Bohlenständerwand und „Schlußwand" für den Blockbau zu verweisen. Wohl mit Recht vermutet Gebhard bei letzterem eine alte bayerische Bezeichnung (S. 56). Die ursprüngliche Benennung „geschossener Bau", „geschossenes Haus" nach J. Scheidl (Dachauer Gegend, 15. Jh.) kommt in heimischen Ortsnamen wie „Gschieß" oder „Schützen am Gebirge" im Sinne dieser Blockbauweise ebenso zum Vorschein wie in der südbairischen Benennung verwandter Zaunformen als „Schoßen" oder „Schußzaun" oder in der Weber-„schütze".

Oskar Moser, Graz

**Festschrift für Torsten Gebhard.** Jahrbuch der bayerischen Denkmalpflege. Forschungen und Berichte. Bd. 29, für die Jahre 1972—1974. 220 Seiten mit zahlreichen Abb. München 1975, Deutscher Kunstverlag.

Torsten Gebhard, verehrtes korrespondierendes Mitglied unseres Vereines für Volkskunde, ist 1975 als Generalkonservator des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in den Ruhestand getreten. Seine Nachfolger und Mitarbeiter haben ihm den neuesten Band des von ihm selbst viele Jahre hindurch geleiteten Jahrbuches dieses Institutes als Festschrift gewidmet, und daher ist der Band, wie alle Bände dieser Reihe, ebenso nobel wie inhaltsreich ausgefallen.

Erfreulicherweise hat man darauf geachtet, daß Torsten Gebhard nicht nur Denkmalpfleger, sondern ganz besonders doch Vertreter der Volkskunde, insbesondere der Bauernhausforschung war und ist. Dieser in Bayern immer stark betriebenen Sonderdisziplin sind denn auch einige Beiträge des Bandes gewidmet, in dem man aber sicherlich mit großem Interesse auch die Studien über den romanischen Bau des Domes zu Freising oder die Forschung zur Baugeschichte des Schlosses Nymphenburg lesen wird.

Für die Hausforschung fällt zunächst der Beitrag von Erich Wieser und Bernd Becker „Die Entwicklung des spätmittelalterlichen Säulenbaues in Bad Windsheim und Uffenheim" auf. In der ehemals freien Reichsstadt Windsheim haben sich beim Abbruch mancher brüchig gewordenen Häuser bemerkenswerte Feststellungen ergeben. Es gibt dort Wandständerbauten, also mittelalterliche Fachwerkhäuser, deren Holz datierbar ist. Man kommt mit der Chronologie sehr genau ins 14. Jahrhundert, und hat damit echte Belege für die Bauweise mittelalterlicher Holzbauten in fränkischen Städten vor sich. Das ergibt für Wand- und Dachkonstruktionen zweifellos mehr, als man vorher

gedacht hätte. Die Bilder und Konstruktionsskizzen sind überzeugend. — Ein von ihm schon behandeltes Thema greift Wilhelm Neu nochmals auf, nämlich „Getreidekästen in der Umgebung von Wessobrunn und ihre Zimmermeister“. Bei der Erfassung von etwa 350 Getreidekästen im Gebiet zwischen Isar und Lech haben sich einige Zimmerleute des 17. Jahrhunderts einwandfrei nachweisen lassen. Schließlich berichtet Volker Liedke über „Die Leberer. Eine bäuerliche Künstlerfamilie des 19. Jahrhunderts“. Die Georg und Generosus Leberer haben vor allem Haustüren, Hennentürln und verwandtes geschaffen. Die Leberer haben auch Grabkreuze geschmiedet und angeblich auch Fresken gemalt, aber davon werden keine Beispiele gezeigt. Von den bemerkenswerten Haustüren dagegen, deren einige auch in den Kunsthandel abgewandert sind, werden sehr gute Beispiele geboten. Die Leberer haben sich von allen möglichen Vorbildern anregen lassen und sind dadurch schließlich auch zu einer Art volkstümlicher Neugotik gekommen, für die es ja sonst sehr selten Beispiele gibt.

Der wertvolle Band zeigt wieder einmal, welche enge Verbindungen es gelegentlich zwischen Volkskunde und Denkmalpflege geben kann.

Leopold Schmidt

Raimund Schuster, *Volkskunst im Bayerischen Wald. Hinterglasmalerei der Neukirchener Schule*. 2. Aufl. Herausgegeben vom Kultur- und Presseausschuß des Bayerischen Waldvereins. 107 Seiten, davon 30 Farbtafeln, 22 Abb. schwarzweiß auf Tafeln. Grafenau, Verlag Morsak 1975.

Es gibt Gebiete der älteren Volkskultur, auf denen sich immer noch beachtlich nacherntet läßt. Auch die Hinterglasmalerei, die in den letzten Jahren viel Beachtung gefunden hat, ist ein solches Gebiet. Ein landschaftlicher Kenner wie Raimund Schuster in Zwiesel konnte, wie schon bei der ersten Auflage dieses schönen Buches festzustellen war, für sein Gebiet noch bedeutende Nachlese halten, und die nunmehr vorliegende zweite Auflage zeigt, was sich inzwischen wiederum an neuen Funden ergeben hat. Sie gelten vor allem den Daten der Hinterglasmalerfamilien Wittmann in Neukirchen bei Hl. Blut und Stoiber in Haibühl. Aber auch Bilder und Risse haben sich wieder finden und zuordnen lassen, und erfreulicherweise konnten wiederum mehrere solche Neufunde auch in guten Farbbildern wiedergegeben werden. Für die Zusammenarbeit der Hinterglasmalereiforscher gibt die Tatsache ein schönes Zeugnis, daß einige dieser Bilder von Primarius Dr. Hans Jesserer stammen, dem bekannten Wiener Hinterglasmalersammler.

Raimund Schuster hat einige seiner Ergebnisse in der Zwischenzeit auch in Zeitschriftenartikeln niedergelegt, auf die bei dieser Gelegenheit auch hingewiesen werden soll. Es handelt sich einmal um einen von Schuster eindringlich verfolgten Maler: „Die Passauer Jahre des Winklerner Hinterglasmalers Karl Josef Ruff. Ein Beitrag zur Erforschung der Hinterglasmalerei im Bayerischen und Oberpfälzer Wald“, mit 12 Abbildungen. Schuster hat Ruff vor allem in seinem Büchlein „Auf Glas gemalt. Hinterglasmalerei aus Winklarn“, Regensburg 1973, eingehend behandelt. Eine zweite Arbeit gilt den wallfahrtlich motivierten Hinterglasmalereien: „Wallfahrtsmotive im Hinterglasmalerei des Bayerischen und Oberpfälzer Waldes“ (Bayerwald, 1975, H. 4, 16 Seiten mit 14 Abb.) Raimundsreuther, Neukirchner und Winklerner Bilder mit den jeweiligen Gnadenbildern sind hier behandelt. Abb. 12 (Riß für Motivbild aus dem Ruff'schen Nachlaß) stellt offenbar die schöne Maria von Wessobrunn dar. Der Riß auf Abb. 15 zeigt wohl nicht die hl. Ursula, sondern die hl. Theresia von Avila. Bemerkenswert ist, daß auch späte Wallfahrten wie Lourdes bereits in den

Motivschatz der Hinterglasmaler von Winklarn aufgenommen erscheinen. Die Arbeiten von Raimund Schuster sind also wie gesagt eine schöne Bereicherung unseres Wissens um die Hinterglasmalerei, wie das auch Gislind M. Ritz in ihrem Geleitwort zu diesem Buch wieder betont. Leopold Schmidt

**Eduard Stemplinger's Immerwährender Bayerischer Kalender.** Rund 1517 wahre Anekdoten und Schmankerl, Bauernbrauch und Weisheit für jeden Tag. 392 Seiten, mit 100 Illustrationen von Paul Neu und 465 Vignetten. Rosenheim 1975, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 28,80.

Eduard Stemplinger, von Beruf klassischer Philologe, hat seinerzeit für die Volkskunde einiges bedeutet. Besonders sein „Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen“ ist vor einem halben Jahrhundert ein vielbenütztes Buch gewesen. Stemplinger ist 1964 im hohen Alter von 94 Jahren gestorben. In seinem Nachlaß fanden sich Plan und Materialien zu diesem „Immerwährenden Kalender“, den nunmehr der rührige Rosenheimer Verlag als stattlichen Band vorlegt. Zu jedem Tag sind Kalenderangaben, Schwänke, Sprüche, Anekdoten zusammengestellt, mit Bayern als dem Mittelpunkt dieser Welt, in der sonst nur noch Ludwig Thoma, Josef Hofmiller und wenige andere als tatsächlich wichtige Menschen anerkannt wurden.

Das unpaginierte Buch liest sich für jeden Benützer gut, für den Interessenten an Schwank und Anekdote wohl am besten, der zu manchem bekannten auch einigen unbekanntem Stoff vorfinden wird. Da Stemplinger den Band nicht selbst abgeschlossen hat, steht ab und zu ein kleiner Irrtum drin, manchmal auch eine Wort- oder Sachdeutung, die er wohl in jüngerer Jahren nicht hätte durchgehen lassen. Als Philolog hätte er beispielsweise wohl „Knödel“ nicht von lat. „nodus“ abgeleitet, oder „Batzen“ von einem mittellat. „baciuss“ (7. und 10. X.). Auch geschichtlich-sprachliche Hinweise sind manchmal irreführend, so etwa, daß bei den Ungarneinfällen von 907 noch Hunnen und Awaren beteiligt gewesen seien (18. VIII.) Manchmal ist auch noch germanomantischer Unsinn anzutreffen, bei „Thor“ am 4. VIII., bei „Freya“ am 19. X. Und den Roß-Aderlaß als Ersatz für ein Pferdeopfer anzusehen (26. XII.) wird heute auch schwerfallen. Dagegen sind kleinere Druckfehler wie „Schuldthurn“ (25. XI.) für Schildthurn unbedeutend, und die Verlegung von Gaming (30. XI.) nach Steiermark statt nach Niederösterreich. Die Liste ließe sich verlängern. Aber das Buch bleibt dennoch ein ganz vergnüglicher Lesestoff.

Leopold Schmidt

**Museen in Baden-Württemberg.** Herausgegeben vom Württembergischen Museumsverband e. V. Stuttgart mit Unterstützung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. 254 Seiten, 95 Abb. auf Tafeln, Stuttgart und Aalen 1976, Konrad Theiß-Verlag. DM 19,80.

Das südwestdeutsche Doppel-Land Baden-Württemberg hat hiermit einen Museumsführer bekommen, der sich als ebenso inhaltsreich und nützlich erweist wie seine Gegenstücke in Bayern und in Hessen, aber auch, um ganze Länder zu nennen, in Österreich und in der Schweiz. Bei den deutschen Bundesländern ist die Erstellung solcher Verzeichnisse infolge der guten Organisation ihrer Landesdenkmalämter und ihrer Musealvereinigungen sicherlich einfacher als anderswo. Dennoch weiß der Kenner des Heimatmuseumswesens, daß es nicht leicht ist, über wirklich alle Sammlungen Aufschluß zu bekommen. Es sind doch in diesem Fall nicht weniger als 346 Museen, vom großen Württembergischen Landesmuseum bis zum Vogtsbauernhof oder zum Fürstenberghof in Zell am Harmersbach. Der Band ist umso notwendiger geworden,

als das 1960 erschienene „Handbuch der Museen und Sammlungen in Württemberg und Hohenzollern“ schon längst wieder vergriffen ist. Die damals von Albert Walzer erstellte Publikation hat aber, wie auch Hans-Ulrich Roller, der derzeitige 1. Vorsitzende des Württembergischen Museumsverbandes betont, eine ganz wesentliche Grundlage für diesen neuen Band abgegeben. Da Walzer ebenso an den volkskundlichen Sammlungen interessiert war wie jetzt Roller, kann man sich drauf verlassen, daß gerade das volkskundliche Museumswesen hier nicht zu kurz gekommen ist.

Und so sind denn in alphabetischer Reihenfolge die großen und die kleinen Sammlungen im ganzen Südwestdeutschland genau angeführt, jeweils auch mit knappem Hinweis auf die wichtigsten Bestände, die nur freilich durch kein Sachregister aufgeschlüsselt erscheinen. So geht man etwa nach den Titeln der Spezialmuseen vor und findet da schon Erstaunliches: Ofenplatten in Aalen, Sensen in Achern, Fastnachtsnarren einmal in Bad Dürkheim (der „Narrenschoopf“ mit etwa 320 Narrengestalten!), aber weitere Faschnachtsgestalten auch im Schloß Langenstein in Orsingen-Nenzingen. So vielleicht Waagen in Balingen, Zinnfiguren im Schwabentor zu Freiburg, Uhren in Furtwangen, Apotheken in Heidelberg, den Doktor Faust aber in Knittlingen. Weberei wird in Laichingen gezeigt, und das Spielkartenmuseum ist jetzt in Leinfelden-Echterdingen angesiedelt. Glas findet sich in Wertheim, das Brot bekanntermaßen in Ulm. Aber der Weinbau kann einmal in Meersburg studiert werden, dann im besonderen eben der Markgräfler in Müllheim, und ein eigenes Weinmuseum hat auch Vaihingen an der Enz. Man kann sich danach denken, was die größeren Heimatmuseen mit ihren gemischten Beständen noch alles zu diesen Einzelthemen aufzuweisen haben.

Zu den Besonderheiten dieses Raumes gehören sicherlich die zahlreichen Museen, die einzelnen Dichtern, Künstlern, Musikern gewidmet sind. Es sind sehr häufig die Geburtshäuser, vom Schillerhaus in Marbach angefangen. Aber es gibt ein Hebelhaus, ein Kernerhaus, ein Hermann-Hesse-Haus in diesem Bereich, man kann hier vielerlei Stoff für die verschiedensten Themen finden. Einen Hinweis verdient vielleicht das Sicher-Haus in Schmaiz, denn hier hat sich der deutsche Chorgesang sein museales Denkmal gesetzt. Umgekehrt weisen diese und viele andere Museen schon in ihrem Titel deutlich auf Einzelpersonlichkeiten hin: Das „Museum Hauff“ in Holzmaden erinnert nicht vielleicht an den Dichter Hauff, sondern an seinen Gründer Bernhard Hauff, und ähnlich steht es öfter. Der betonte schwäbisch-alemannische Individualismus läßt sich offenkundig auch an den Museen ablesen, die hier so mustergültig dargetan erscheinen.

Leopold Schmidt

**Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde.** Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. Herausgegeben von Erhard Riemann. Bd. 17, 1974, 284 Seiten; Bd. 18, 1975, 333 Seiten. Marburg an der Lahn, N. G. Elwert Verlag.

Das von Erhard Riemann so sicher gesteuerte Jahrbuch hat wieder zwei Bände vorgelegt an denen sich der Stand der Forschung ablesen läßt. Es sind einerseits Vertreter älterer Generationen, die nahezu in jedem Band zu Wort kommen und oft lang gesammeltes Material ausbreiten. Richard Wolfram bearbeitet noch immer Teilgebiete seiner einstigen Aufzeichnungen in der Gottschee. 1974 legte er das Material zu „Lebensanfang und Lebensabschluß im Brauchtum der Gottschee“ vor, 1975 das über „Arbeit und Arbeitsbrauchtum in der Gottschee“, wobei es sich durchwegs um die ländliche Arbeit handelt. Oder der Krippenforscher Josef Lanz: Er bringt 1974 Mitteilungen über „Krippenstädte in den Vorgebirgsländern der Sudeten“ und 1975 einen Beitrag über

„Die Bergmannskrippen von Schmiedeberg im Riesengebirge“, mit Bildern, welche die dreistufigen Baumleuchter-Krippen zeigen. Oder Eugen von Bonomi, der 1974 von „Meinen Gewährsleuten im Ofner Bergland in Ungarn“ erzählt, 1975 wieder über „Volksärzte und Zaubersprüche — Aus der deutschen Volksmedizin des Ofner Berglandes in Ungarn“ berichtet. Frau Hertha Wolf-Beraneck konnte 1974 über „Die Erzeugung von Quark und Hauskäse in den Sudetenländern samt den dazugehörigen Gerätschaften“ genaue, von Zeichnungen und Kartenskizzen unterstützte Mitteilungen machen, 1975 gibt sie einen allgemeinen Arbeitsbericht über ihr „Archiv“ für sudetendeutsche Volkskunde in Gießen-Oberhof“. Von anderen Sammlern und Forschern, die schon viel früher auf diesen Gebieten tätig waren, sei Rudolf Hartmann erwähnt, der über „Pfingstbräuche in der Schwäbischen Türkei“ erzählt, wie er sie vor 1930 aufgezeichnet hat.

Zu solchen Beiträgen kommen die von Fachleuten, die meist eine oder anderthalb Generationen jünger als die Genannten sind, und sich zum Teil mit ganz speziellen Fragestellungen beschäftigen. Georg R. Schroubek beispielsweise hat den „Erinnerungsbericht als volkskundliche Quelle und als Art der Volksprosa“ gefunden und behandelt ihn sehr eindrucksvoll. Hannjost Lixfeld bewährt sich als Kommentator in der Volkserzählforschung. Hier legt er „Ostdeutsche Schildbürgergeschichten“ vor und knüpft daran „Betrachtungen zu Form und Funktion einer Schwankgattung“. Der sehr bedeutende Märchenaufzeichner Alfred Cammann steuert 1975 eine neunzig Seiten starke Monographie über „Eine deutsche Märchenerzählerin aus der Ukraine“ bei, die heute in Delmenhorst lebt. Cammann hat von der intelligenten Frau eine große Zahl von Märchen und anderen Volkserzählungen in Mundart aufgeschrieben und veröffentlicht. Der Spezialist für Volksnahrungsforschung Ulrich Tolksdorf beschäftigt sich 1974 mit den „Würsten und deren Stellung im ost- und westpreußischen Mahlzeiten- und Speisensystem“, mit Kartenskizzen über die Verbreitung von Kartoffel-, Brot- und Blutwürsten in Ostpreußen.

Und so manche Einzelläufer unter den Aufsätzen zeigen, nach welchen Richtungen auch noch ausgegriffen werden kann. So behandelt Helga Thiel beispielsweise „Südmährisches Liedleben in Wien nach den Aufzeichnungen von Alexander Fleischer“, wobei das Wirken dieses fleißigen Wiener Sammlers auch entsprechend zur Geltung kommt. Die Miszelle von Herbert Schwedt „Ist eine Volkskunde der Heimatvertriebenen überflüssig geworden?“ rechtfertigt leider nicht ihren provokanten Titel. Schwedt schreibt auf den paar Seiten von allem möglichen, vom „Infragestellen des Fraglosen“, von „sozialer Situation“ und „subjektiven Bestimmungsmerkmalen“, von „partei-politischen Größen“ und „totalem Wandlungsprozeß“, von „Wohnqualität“ und „Kickplätzen als Symbolen guten Willens“ usw. usw. — wie man eben im „Spiegel“ oder sonstwo über derartige Dinge schreiben würde, wenn man vom Thema selbst entweder nichts versteht oder zu ihm nichts zu sagen weiß. Schwedt hätte sich die Sachbeiträge in den vorhergehenden 17 Jahrgängen genauer lesen sollen, bevor er sich mit einer Frage beschäftigte, die man sehr wohl überlegen kann: Aber eben doch nur aus der Volkskunde heraus, nicht aus verschmökten Mitteilungen über das Wohnen im „Märkischen Viertel“ in Berlin oder ähnlichem.

Zum Schluß noch ein Hinweis auf zwei Beiträge des Herausgebers. Erhard Riemann hat 1974 einen ausführlichen Nachruf auf die siebenbürgen-sächsische Trachtenforscherin Luise Treiber-Netoliczka gebracht, und gibt 1975 einen sehr aufschlußreichen Überblick über die Geschichte des Ostpreußischen Heimatmuseums, das jetzige „Freilichtmuseum in Hohenstein/Oshtynek“. Die Bestände dieses Museums sind nicht nur erhalten geblieben,

sondern werden jetzt unter der polnischen Verwaltung durchaus gepflegt und vermehrt. Das wird auch anhand von guten Bildern gezeigt, und damit ein bisher so gut wie unbeachtetes volkskundliches Freilichtmuseum, einstmals das erste in Deutschland überhaupt, wieder in Erinnerung gerufen. Man hat aus derartigen Beiträgen wieder den Eindruck, daß sich dieses Jahrbuch nach wie vor auf einem guten Weg befindet.

Leopold Schmidt

**Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch.** In Verbindung mit der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, herausgegeben von der Akademie der Sozialistischen Republik Rumänien. Bd. 5 („K“) III und 420 Seiten. Berlin 1975, Verlag Walter de Gruyter. DM 160,—.

Dieses große, offenbar ganz vorzüglich vorbereitete, Mundartwörterbuch ist nun schon beim 5. Band angelangt. Die wissenschaftliche Leitung liegt bei Bernhard Capesius und Mihai Isbasescu, die Verfasser der Artikel dieses Bandes sind Roswitha Braun-Santa, Sigrid Haldenwang, Gisela Richter und Anneliese Thudt. An auswärtigen Mitarbeitern werden Ilse Fels, Hedwig Rusdea-Weindel und Hans Wiesemayer angeführt. Der Band behandelt alle Stichwörter des Buchstabens „K“, und es ist geradezu ein Vergnügen nachzulesen, was da wieder an Angaben aus der Sachkultur, aus dem Bereich der mündlichen Überlieferung, der Redensart usw. verarbeitet wurde. Man kann sich davon etwa bei Kaff (Spreu), Käffer (Dachsparren), Kaimeß (Kindelmeß), Kammer, Kandi (Kännchen), Kantor, Kappe, Karbatsche, Karre, Käste (Kastanie), Kasten, Katze, Kaule (Grube), Kegel, Kehrrute, Keid (Korn), Keller, Kelter, Kerbe, Kerbel, Kerl überzeugen. Bei einer nicht allzugroßen Zahl von Wörtern wird der Lehnwortcharakter festgestellt, manchmal aus dem Ungarischen, manchmal auch aus dem Rumänischen. Bei manchen deutschen Spezialausdrücken, wie beispielsweise Knöpfel wird auch „aus dem Österreichischen“ festgehalten. Die Vielfalt der Beziehungen tun sich beispielsweise bei den Speisebezeichnungen auf, etwa bei Knödel.

Das Werk entwickelt sich immer mehr zu einem großartigen Nachschlagewerk, das in die Sprach- und Kulturwelt der Deutschen im Südosten hineinleuchtet wie kaum zuvor ein anderes. Die Vielzahl der ausgewerteten Quellen macht es zu einem profunden Nachschlagewerk.

Leopold Schmidt

**Ante Lešaja** (Hrsg.), *Moreška. Korčulanska viteška igra* izdano povodom 30. godišnjice obnove 1944—1974. (Moreška. Das Korčulaner ritterliche Schwertfechter-Spiel, hrsg. anlässlich der 30-Jahr-Feier seiner Erneuerung 1944—1974). Korčula 1974. Brosch. 221 Seiten, zahlreiche Dokumentaraufnahmen, künstlerischer Buchschmuck, Musiknoten und Tanzschrittbeispiele im Text.

Das Schwertfechterspiel der „Moreška“ auf der dalmatinischen Insel Korčula (ital. Curzola) ist heute ein nationales Symbol Dalmatiens und der kroatischen Inselwelt. Es hat viele, in letzter Zeit zumal auch wissenschaftliche Darstellungen gefunden. So durch Ivan Ivaničan, *Narodni običaji korčulanskih kumpanikja* = Die Bräuche der Korčulaner Kumpanijen. Zagreb 1967; vgl. dazu ÖZV XX/1, 1968, S. 59—62. Man ist sich auch in dieser neuesten, bibliophil ausgestatteten Repräsentativ-Ausgabe der europaweiten Verbreitung und der zeitlichen Tiefe der Spieltradition voll bewußt, wenn hier die moreška als das Schwerttanzspiel in seiner Gesamtheit, zumal seiner kultur- und kroatisch-nationalgeschichtlichen Bedeutung vorgeführt wird; in jener Form, wie es die durch Jahrhunderte bestehenden männerbündisch organisierten „kumpanije“ getragen hatten und wie es 1944 mitten im Befreiungskampfe

erneuert und mit einer Zusatzfunktion aktualisierter „Folklore als Symbol“ als eines der vielen ähnlichen Zeichen der Aufbruchsmutalität der Völker Jugoslawiens gesetzt und seither (auch hierin dem „Brauch“ der Vorfahren entsprechend) immer wieder als rechter Schaubrauch vorgeführt wird auf Korčula und weitem in Jugoslawien, aber auch im Ausland. Die geschichtlichen Daten und die kulturhistorische Einordnung versucht V. Foretić. Die Entwicklung zur Neuform seit 1944 behandelt Z. Podbevšek. Den weiten Umkreis dieser und ähnlicher Tanzbräuche steckt I. Ivančan, der sich schon das 2. Jahrzehnt lang mit Ursprüngen und Entwicklungslinien der moreška befaßt und dabei das Sozialgeschichtliche stark in den Vordergrund stellt, ab. Z. Palčok bemüht sich darum als Musikologe mit den Hinweisen auf die modische metiterrane danza moresca, alla moresca und mit Beispielen aus C. Monteverdi (Orfeo, 1607), auf die spagnoletta des 16. Jahrhunderts (Tabulatoren bei F. Caroso, II Ballarino, Venedig 1581, bis zu modernen Tonsätzen), wobei erstmals der gesamte musikalische Part des dramatischen Schwertanzspiels mit aufgenommen erscheint. Daran fügen sich (mit sehr guten Bildern!) Beobachtungen zu Kostüm und Waffen (M. Gjivoje), über die Namen der Spilleiter und Tänzer (moreškanti) sowie eine Bibliographie (S. 313—318). In sie hätte man (angesichts der aufgeführten Fülle, die auch Zeitungsartikel und Journalisten-Impressionen mit oberflächlichstem Feuilletoncharakter nicht übergeht) doch wohl auch weiterführende Ergebnisse österreichischer Schwertanz-Spielforschung gerechterweise aufnehmen müssen wie (in Auswahl) etwa: R. Wolfram, Neue Funde zu den Morisken und Morris-tänzen. (Zs. f. Volkskunde 50, Stuttgart 1953, 107—113); L. Kretzenbacher, Romanisches Agonalbrauchtum im slawischen Südosten. SW: Das romanische Element am Balkan = Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients VII, München 1968, 16—32; L. Schmidt, Volksüberlieferung, Kultur-aufbau, Weltgefühl. Bemerkungen zu einer Notiz über Schwertanz und Drachen-kampfspiel in Konstantinopel, 1582. SW: Dona Ethnologica, hrsg. v. G. R. Schroubek u. H. Gerndt, München 1973 (= Südosteuropäische Arbeiten, Bd. 71), 34—46. Was als Phänomen einer so oft geforderten Ethnologia europaea einzuordnen ist, von einer einzigen Sprachnotation her gar nicht „verständlich“ wäre, muß auch die Forschung der Vergleichenden Volkskunde bei anderen Völkern zur Kenntnis nehmen, zumal da sie im besonderen Falle sehr wohl imstande ist, fermenta cognitionis für alle beizusteuern.

Leopold Kretzenbacher

Ludwig Pauli, Keltischer Volksglaube. Amulette und Sonderbestattungen am Dürrnberg bei Hallein und im eisenzeitlichen Mitteleuropa. (Veröffentlichung der Kommission zur archäologischen Erforschung des spätrömischen Raetien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften = Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Hrsg. v. J. Werner, Bd. 28). München 1975, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Groß-Oktav, geb. 235 Seiten, 22 Abb. im Text, Karten, Tabellen.

„Volksglaube“ für ferne Zeiten und Kulturen nachzuweisen, in seinem Wesen, in seiner Geltung für den ihm Unterworfenen wie für den ihm Bezeugenden zu bestimmen bei weitestgehendem Mangel an schriftlichen Quellen aus einer synchronen Erlebniswelt, das wird immer problematisch bleiben. Dennoch mußten sich Vor- und Frühgeschichte (wie sehr oft auch gerade die allgemeine Ethnologie der nichtschriftführenden Völker!) immer neu darauf einstellen, sollen die Funde, die der Spaten freigelegt hat, auch an ihrem geistigen Ort angesetzt werden, zum Sprechen gebracht werden. Darauf hatten M. Hoernes, R. Andree, in unserer Zeit J. Werner, R. Pittioni, G. Kossack und von volkskundlicher Seite L. Schmidt gedrungen und

durch immer neue methodische Ansätze wie realienbezogene Studien als Interpretationsmöglichkeiten die Volkskunde an die heute von Natur- wie Geisteswissenschaften her zu einer exakten Disziplin erwachsenen Vor- und Frühgeschichte herangeführt. Man vgl. etwa Leopold Schmidt, Die Bedeutung der modernen Volksglaubensforschung für die Urgeschichte. (Archaeologia Austriaca IV, Wien 1949, S. 140—167), seine Beobachtungen über „Die Schneckenmaskierung“ (Rhein. JB. f. Volkskunde II, Bonn 1951, S. 118, 163), sein besonders auch aus methodischen Gründen wertvolles kleines Buch „Heiliges Blei in Amuletten, Votiven und anderen Gegenständen des Volksglaubens in Europa und im Orient“. (Leobener Grüne Hefte 32, Wien 1958); durchwegs Arbeiten, die hier bereits mit ausgewertet erscheinen.

Im vorliegenden Werke eines jungen Wissenschaftlers aus der Münchener Schule Joachim Werner's, der nach verschiedenen Arbeiten über die Golasecca-Kultur seit geraumer Zeit fest im Forschungsbereich um Hallein und seine prähistorische Vergangenheit wie deren kulturhistorische Analyse und museale Darstellung steht, wird der Versuch unternommen, solcherart „Volksglaube“ aus einer erstaunlich großen, erstmals für diese traditionsreiche Landschaft so systematisch zusammengetragenen Fülle von Fundgegenständen abzuleiten, das geistig-religiöse Weltbild dieser Menschen am Salzburg zu rekonstruieren. Hier aber setzt bereits auch der Zweifel ein, wenn man sich bei so viel Fleiß und Genauigkeit der Fundbeschreibungen, tabellarischen Übersichten und gut gezeichneten Illustrationen fragen muß, womit der Buchtitel „Keltischer Volksglaube“ gerechtfertigt erscheinen soll. Das Keltische an den Dürrnbergfunden und an vielen zum Vergleich herangezogenen Grabbeigaben (Münsingen im Kanton Bern; weitere Grabfelder in der Schweiz, im Elsaß, in Baden-Württemberg, im Hunsrück-Eifel-Bereich, in Burgund und der Champagne, in Bayern, in der Tschechoslowakei und in Ungarn, schließlich im Latène-Bereich von Niederösterreich, ebenda und in Oberösterreich mit deren Hallstattfunden bzw. dem Zentrum Hallstatt selber) darf als gesichert angenommen werden. Aber „Volksglaube“? Das erscheint uns zu anspruchsvoll, da ja gar nicht der Versuch unternommen wird, diesen reichlich schwierigen, jeweils an sich nur mit einem gewissen „Vorverständnis“ brauchbaren Terminus zu definieren. Wer den Terminus aber gebraucht — und zwar fast programmatisch ausrufend im Buchtitel —, müßte m. E. stark betonen, daß es dafür Sonderkriterien gibt. Denn „Volks“-Glaube kann nur vor der Folie einer Hochreligion und in der Unterscheidung von ihr identifiziert werden. Hier können Erwartungen des Lesers aus dem Buchtitel nicht erfüllt werden. Das ist kein beckmesserischer Vorwurf, denn das Phänomen „Keltischer Volksglaube“ könnte anhand prähistorischer Funde nur von der Religionswissenschaft her so behandelt werden, daß sich auch die Volkskunde mit solch einem Begriffe einverstanden erklärte, ihn zur Vergleichsverwendung im rezenten Bereich „keltischen“ Glaubens-Nachlebens verwendbar zu finden.

Insgesamt aber bleiben hier wertvolle fermenta cognitionis gegeben. Sie betreffen zunächst die hervorragende Ausbreitung des Dürrnberger Materiales, so daß wir hier prachtvolle Ergänzungen zu den bisherigen zwei stattlichen Dürrnberg-Publikationen (E. Penninger, Der Dürrnberg bei Hallein I = Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 16; F. Moosleitner — L. Pauli — E. Penninger, Der Dürrnberg bei Hallein II, Bd. 17) vor uns haben. Zum andern sind es religionswissenschaftlich wie völker- und volkskundlich anregende Überlegungen zum Wesen und zum Anwendungsbereich (einschließlich des Apotropäischen wie des „sozial“ unterscheidenden, nach Geschlecht, Lebensalter, Stand Differenzierenden) der vielgestaltigen Gruppe von Amuletten, deren Geltung über den Umschaubereich von L. Hansmann-

L. Kriss-Rettenbeck (Amulett und Talisman, München 1966) freilich auch in ethnologische Fernbereiche verfolgt wird, die (etwa in der Frage der Sonderbehandlung von Toten aus der mors immatura in der abendländischen Antike wie bei rezenten Kulturen Indonesiens, S. 155 ff.; 158 ff. et passim) wohl nur als methodisch verwertbar gelten dürften, nicht reale Parallelisierungsmöglichkeiten zugeschrieben erhalten dürften wie dies zu oft im gegenwärtigen Überbewerten „allgemein menschlicher Verhaltensweisen“ als Erklärungsgrundlagen zeitlich und örtlich abgrenzbarer Phänomene angenommen zu werden pfl egt.

Begriffe wie „Furcht vor dem Toten“, dem „Wiederkehrer, Nachzehirer“ u. dgl., das sind religionswissenschaftliche topoi, die ja im Besonderen wenig besagen für das Einzelamulett bzw. seine Bündelung am Skelettbefund. Überzeugender sind L. Pauli's Beobachtungen zur Dominanz bestimmter Amulette an Kinderskeletten und an jenen von (soweit anthropologisch feststellbar) jungen Frauen mit Überlegungen über mögliche Aussagen über status wie Unverheiratetheit, Gewaltsamer Tod u. dgl. Hier (S. 160 ff.) zeigt sich auch, daß L. Pauli seine (im Literaturverzeichnis S. 215—231 bekundete) Kenntnis des Fachschrifttums auch kritisch einzusetzen vermag, wenn er die Grenzen und die Möglichkeiten, Rezentes zur Deutung des Vor- und Frühgeschichtlichen wie des Ethnologisch-Außereuropäischen einzusetzen, abzustecken vermag. Sieht man vom problematisch Bleibenden des Buchtitels ab, wird man sich über die von der Vor- und Frühgeschichte des Raumes Dürrenberg-Hallein wie von den Vergleichsbereichen der Prähistorie her den anderen Disziplinen so stattlich geschenkten Materialien und Problemlösungsversuche sehr freuen dürfen.

Leopold Kretzenbacher

Zs. „K.A.J. Časopis za kulturu i prosvjetu“ (Zs. f. Kultur und Bildung) Jgg. VII, Zagreb-Agram 1974, Doppelheft 5—6; broch. 224 Seiten, zahlreiche Abbildungen im Text. —

Višnja Huzjak, Drveno graditeljstvo Turopolja (Holzarchitektur im Turopolje). Sonderpublikation des „Museums des Turopolje“, Velika Gorica 1. Aufl. 1969. Broch. 16 Seiten, 18 Abbildungen.

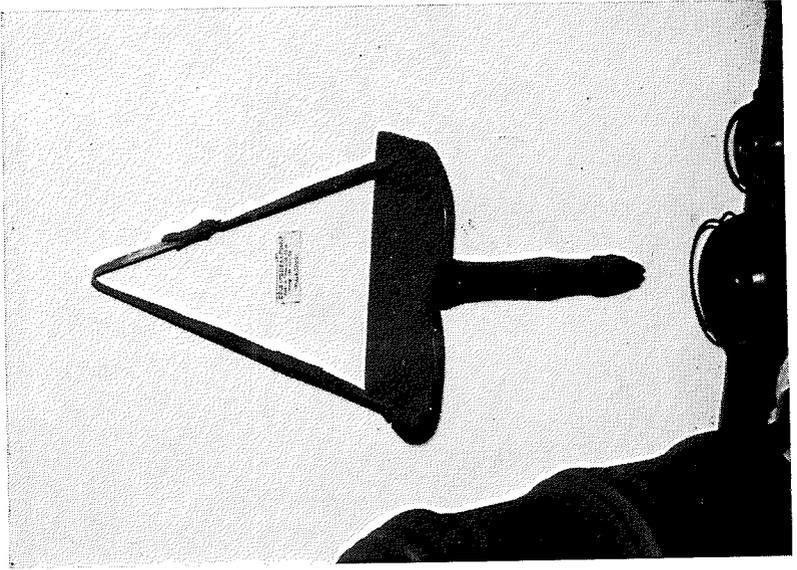
Kaum 20 km sw. von Agram-Zagreb erstreckt sich die eigenartige, in sich geschlossene Kulturlandschaft des Turopolje (Auerochsen-Feld). Sie wird durch ein junges, reichhaltig und geschmackvoll von der Volkskundlerin V. Huzjak eingerichtetes und hauptamtlich betreutes Turopolje-Museum in Velika Gorica würdig repräsentiert in seiner einzigartigen historischen Struktur als Gemeinwesen adeliger Freibauern (plemići). Diese kroatischen Freibauern (im deutschen Sprachraum wohl nur den Ditmarschern vergleichbar) konnten sich im wesentlichen aus dem Stande der jobagiones eines jeweiligen comes curialis Zagrabienensis als nobiles jobagiones castris Zagrebinesis zuerst und dann immer mehr seit dem 14. Jahrhundert lösen. (Eine frühere Privilegien-Urkunde von 1225 erwies sich als Fälschung.) Als die „Adeligen des Turopolje“ konnten sie bis tief ins 19. Jh. und in seine „Illyrische Bewegung“ der nationalen „Wiedergeburt“ (preporod) kulturell wie politisch erstaunlich wirkkräftig bleiben. Das freibäuerlich-„adelige“ Kulturerbe zeigt sich auch heute noch im großen Bestande von Eichenholz-Bauten: eingeschossige Blockbauten im Westen; zweigeschossige im reicheren Osten. Dazu kommen große, schloßartige Eichenholzbauten, „Kurien“ genannt. So z. B. jene zu Alapić (Vukovina, M. d.) 18. Jhs.) oder (noch bewohnt von der Familie Modić-Bedeković in Lomnica, erbaut 1806). Reizvoll in diesem Lande der einstmaligen dichten Eichenwälder die zahlreichen Holzkirchen, darunter die innen reich im 18. Jh. bemalte zu Velika Mlaka. Sie birgt das südlichste uns bekannte Kümmeris-Bild.

Der Sonderband der Zeitschrift „Kaj“ (sie kümmert sich um das Kulturerbe der kajkavischen Dialektlandschaften Kroatiens) bietet hier also eine Volkskunde und Kulturgeschichte des Turopolje mit Beiträgen über das historische Werden und die sich wandelnde Rechtssituation der Adelsbauern-Gemeinschaft (J. Adamček, J. Šidak), über Dichter und Musiker von dort (M. Cipra), über die Anfänge einer kajkavischen Lexikographie (M. Braim), über Ausgrabungen des antik-römischen Andautonia (B. Vitsić — M. Gorenč). Zwei umfangreiche Beiträge (zusammen auch als Sonderband im Buchhandel) liefern das Volkskundlich-Bedeutsame mit reicher Bebilderung: Djurdjica Cvitanović, Turopoljske ljepotice (Die Schönheiten des T., S. 65—105; Holzkapellen, Konstruktionszeichnungen, Bilderschmuck) und Višna Huzjak, Po dragome kraju (In einem lieblichen Landstriche; S. 129 bis 165; Siedlungsbilder, Trachten, Proben der Volksdichtung, Schnitzereien der „Volkskunst“, knappe Literaturübersicht).

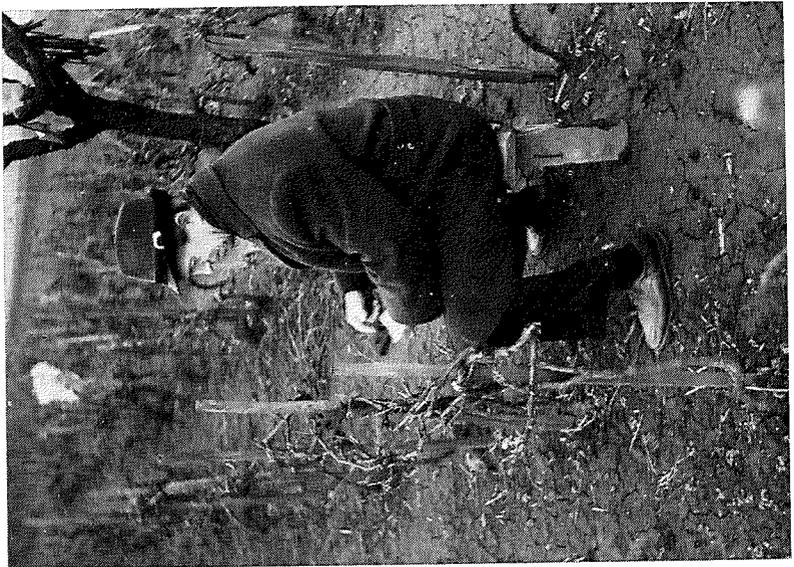
Leopold Kretzenbacher

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I  
Wien 1976

zu Werner Galler, Der „Bindhocker“



2. Melkschemel im Elsaß



1. Bindhocker in Niederösterreich

zu Kretzenbacher, Pollinger Fresko



1. Außenwandfresko „Das gute und das schlechte Gebet“ (um 1500) zu Polling, OÖ., Teilstück. Aufn. L. Kretzenbacher 1974.

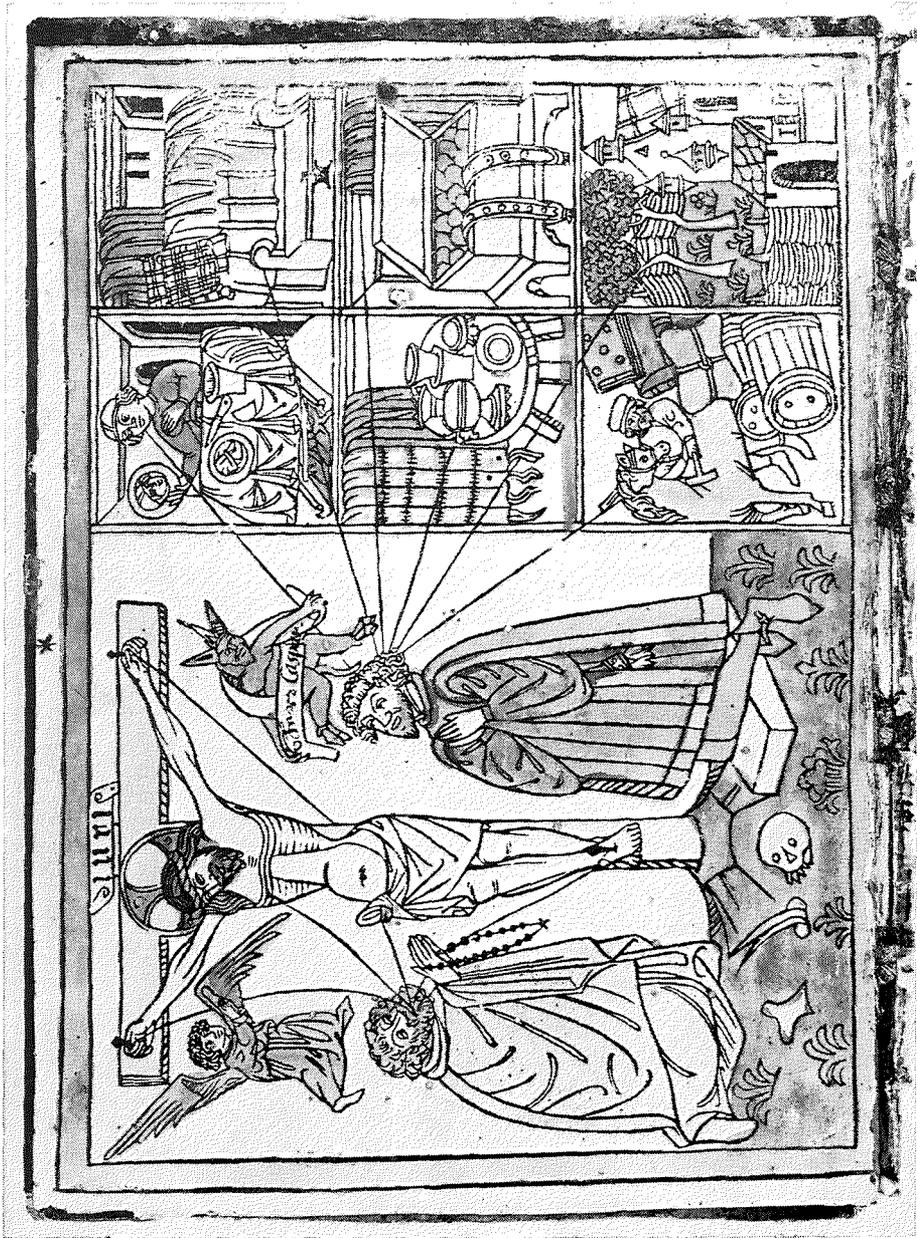


2. Außenwandfresko „Das gute und das böse Gebet (um 1500) zu Polling, Oö.,  
Aufn. L. Kretzenbacher 1974.

zu Kretzenbacher, Pollinger Fresko



3. Außenwand der Apsis zu St. Andreas in Polling, OÖ., Aufn. L. Kretzenbacher, 1974.



4. Holzschnitt (um 1460) „Das gute und das schlechte Gebet“, innen aufgeklebt auf dem vorderen Einbanddeckel der theologisch-pastoralen lateinischen Traktate-Handschrift ein 12714 der Bayerischen Staatsbibliothek München aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Handschrift aus dem ehem. Augustiner-Chorherrenstift Ranshofen im Innviertel, OO. Aufg. : Dänische Staatsbibliothek München. 1975

# Die Volkskultur der Babenbergerzeit

Von Leopold Schmidt

Die Volkskunde des Hochmittelalters ist beinahe ebenso schwierig wie die Gegenwartsvolkskunde. Betrachtet man die Äußerlichkeiten, die Realien, so gibt es davon zwar aus dem Hochmittelalter sehr wenig und aus der Gegenwart sehr viel, aber beide Gruppen lassen sich nur mit Mühe volkskundlich interpretieren. Die Grautonware, das normale Kochgeschirr der romanischen Epoche, erlaubt ebensowenig einen Einblick in Geist und Seele seiner Benützer wie das moderne Küchengeschirr, die Fabrikware aus Aluminium und Kunststoff. Die einfache Leibkittelkleidung des Hochmittelalters war nicht weniger einförmig als der graue Anzug des Mannes in der Gegenwart. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man sich mit beiden Epochen bisher eigentlich recht wenig Mühe gegeben hat. Wir waren und sind bei weitem stärker auf die Volkskultur der frühen Neuzeit eingestellt. Diese Zeit so ungefähr zwischen 1492 und 1789 hat all das ergeben, was anschaulich zeigt, wie sich die Mutterschichten des Gesamtvolkes von den Tochterschichten unterschieden haben, was aus den Wachstumsvorgängen nach oben und unten, wenn man es sozial so ausdrücken will, an Ergebnissen verblieben ist. Die Objekte der Volkskultur der frühen Neuzeit waren und sind es, die in den Museen gesammelt wurden. Diese sichtbaren Ergebnisse einer großen Ausdifferenziertheit haben zur Anerkennung einer „Volkskultur“ als eigener kultureller Größe geführt.

Kaum irgendein Stück in volkskundlichen Sammlungen geht in das Hochmittelalter zurück; kaum irgendein Objekt vermag uns eine Vorstellung von irgendeinem Teilgebiet der Volkskultur der Babenbergerzeit zu geben. Man muß sich also, um sich davon doch eine Vorstellung machen zu können, anders orientieren, denn es waren doch in jenem Vierteljahrtausend Menschen da, welche von der Kornsaat und der Viehweide an bis zum Märchen und zum Rätsel all das gekannt und besessen haben, was man so für gewöhnlich als Volkskultur bezeichnet. Sie waren in hervorragendem Ausmaß anonym — man kennt doch fast nur die Namen der Fürsten, der Hochadeligen,

---

Öffentlicher Vortrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, gehalten am 5. Mai 1976.

ferner die der mit ihnen in Verbindung stehenden Geistlichkeit und aus den Ortsnamen noch die Namen der Lokatoren, derjenigen Männer, welche die Siedler in das wenig erschlossene Land geführt haben, sie in offenbar vorgeschriebenen, geplanten Formen seßhaft gemacht haben. Alle diese Leute mit Ausnahme der Geistlichkeit waren Menschen einer schriftarmen, um nicht zu sagen schriftlosen Welt. Anonym und schriftlos aber, das wären doch geradezu ideale Voraussetzungen für eine Volkskultur in Bahnen der mündlichen Überlieferung, wie sie von manchen Theoretikern früher als unabdingbar für das Gedeihen einer eigentlichen Volkskultur angesehen wurden. Daß wir unsere Kenntnis der Volkskultur im engeren Sinn, nämlich der Volkskultur der frühen Neuzeit, gerade den Tatsachen verdanken, daß wir nunmehr die tragenden Menschen bis zum Häusler, ja bis zum Bettler hinunter bei Namen nennen können, und daß eine sehr große Anzahl dieser Menschen nunmehr auch Schreiben und Lesen konnte, vielfach sich seit dem 15. Jahrhundert bereits des gedruckten Wortes zu bedienen wußte, das müssen wir bei dieser Gelegenheit erst wieder in Erinnerung rufen.

Die großen Ahnherren unserer Volkskunde, die Brüder Grimm, hätten bei solchen Bedenken vermutlich ernst gelächelt und darauf hingewiesen, was sie selbst für jene namenlose und schriftarme Zeit an Überlieferungen aus den verschiedensten Quellen hatten nachweisen können: In ihrer Sammlung der Deutschen Volkssagen stehen doch die Geschichten, welche hierher gehören <sup>1)</sup>. Also etwa die Geschichte vom Ahnherrn der Babenberger hier im Lande, dem Grafen Liutpold, der mit seinem Bogen dem Kaiser Otto II. auf der Jagd zu Hilfe kam und deshalb mit der Ostmark belehnt wurde. Die Geschichte von der Entstehung der österreichischen Wappenfarben, also dem blutigen Waffentrock Herzog Leopolds V. nach der Eroberung von Akkon. Und nicht zuletzt die Geschichte von der Gründung des Stiftes Klosterneuburg, das dort gegründet worden sein soll, wo der Wind den Schleier der Gemahlin Leopolds III. hingeweht hatte. Das waren einige jener Geschichten, jener Sagen, die sich auf den verschiedensten Wegen etwa ein Jahrtausend lang erhalten sollten. In dieser Richtung, auf solche Überlieferung hin eingestellt, mußte sich also einiges an Volkskultur dieser Zeit erheben lassen.

Überlegt man, was diese Geschichten, diese Sagen den Menschen jener Zeit selbst bedeutet haben können, warum sie immer wieder von diesen babenbergischen Kriegs- und Friedensfürsten erzählten, dann gelangt man vielleicht einigermaßen in die erforderliche Stimmung des Nachempffindens hinein. Es ist zwar gewiß so, wie Reinhold

---

<sup>1)</sup> Brüder Grimm, Die deutschen Sagen. Hg. Hermann Schneider. Berlin usw. o. J. Bd. II, S. 137, Nr. 504.

Schneider gerade für diese Epoche einmal meinte: „Wenig berichtet die Geschichte vom Innersten der Menschen, die sich in geschichtlicher Stunde bewährten oder versündigten.“<sup>2)</sup> Aber das Zeugnis der sagenhaften Überlieferung führt über dieses „wenig Berichten“ der Geschichte im engeren Sinn doch offenbar einigermaßen hinaus. Und man kann auf diesen Erkenntnissen fußend vielleicht doch sagen: Die Leute aus Ostfranken, aus Bayern und Schwaben ließen sich von ihren Grundherren und deren Lokatoren in ein ziemlich menschenleeres Land führen, weil sie offenbar Vertrauen hatten, daß dieses Land an der Donau ein neues gesichertes Leben bieten würde, wie man es zur Zeit der Ottonen, Salier und Staufer eben verstand. Dieses Land gehörte sozusagen niemandem, es war weitgehend nach deutschem Recht Königsgut. Die Ungarn waren schon wenige Jahrzehnte nach der Schlacht auf dem Lechfeld 955 kein wirklich bedeutender Gegner mehr, sie hatten sich weit hinter die Leitha zurückgezogen und wurden zudem rasch zum Christentum geführt. Christen waren alle Neusiedler, aber sie brauchten keinen Glaubenskrieg zu führen wie ihre Zeitgenossen an der Nordostgrenze des Reiches<sup>3)</sup>. Und selbst die große Grenzberreinigung gegenüber dem Mährischen Reich, welche im 11. Jahrhundert das Weinviertel zu den älter besiedelten Landstrichen an der Donau brachte, ging offenbar rasch vor sich, und die Gegner, die sich nach Mähren zurückzogen, waren ihrerseits auch längst Christen geworden. Man hatte vermutlich den verschiedenen Grafen zwischen karolingischer und ottonischer Zeit, welche diese Kämpfe auszufechten gehabt hatten, schon Vertrauen entgegengebracht. Die Sighartinger hatten im Osten für ihre Leute genug an Orts- und Kirchengründungen geschaffen. Was an älteren Traditionen im Zusammenhang mit ihnen lebendig gewesen sein mag, läßt sich kaum mehr erhellen. Mag sein, daß gewisse Reste von Überlieferungen der Völkerwanderungszeit dabei noch eine Rolle spielten. Die Personennamen weisen zum Teil doch auf fränkische und burgundische Zusammenhänge hin, manche Ortsnamen noch auf Motive aus dem Harlungenkreis. Einiges davon ist vielleicht durch verwandtschaftliche Beziehungen, durch Heiraten vor allem, auf die frühen Babenberger übergegangen.

Zu diesen Grafen also hatte man Vertrauen nicht nur im rationalen Sinn, weil man ja sah, daß diese Besiedlung nach allen Richtungen, auch im Norden der Donau, rasch und zielstrebig vor sich ging.

---

<sup>2)</sup> Reinhold Schneider, Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. Leipzig 1937. S. 54.

<sup>3)</sup> Ausführlich geschildert in der „Slawenchronik“ des Helbold. Übersetzt in: Chroniken des Mittelalters von Ernst Metelmann. München 1964. S. 279 ff.

Vgl. Fedor Schneider, Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts (= Handbuch für den Geschichtslehrer, Bd. 3), Wien 1929. S. 169 ff.

Man hatte zweifellos Vertrauen, weil man an diesen Männern etwas vom „Glück“, vom Königsheil verspürte, das für solche Leistung wie eine große und dauerhafte Landnahme eben notwendig erschien<sup>4)</sup>. Man wußte also, daß jener erste Liutpold mit dem mächtigen Kaiser Otto II. sehr vertraut war und daß ihn dieser zum Markgrafen erhoben hatte, weil er ihn auf der Jagd mit seinem Bogen vor dem Wild geschützt hatte. Wir lernen die Sage erst spät, erst aus der kleinen Melker Chronik des 12. Jahrhunderts kennen<sup>5)</sup>, aber sie wird eben doch schon früher vorhanden gewesen sein. Man wußte zweifellos von diesem Liutpold noch viel mehr, der da zwischen dem neugewonnenen Land an der Donau und seiner fränkischen Heimat immer wieder hin- und herritt, bis er dort, in Würzburg, dann auch starb, merkwürdigerweise wieder durch einen Bogenschuß, der ihm vielleicht gar nicht gegolten hatte. Man sollte sich dabei wohl daran erinnern, daß der Markgraf zum fränkischen Hochsommerfest, zum Fest des hl. Kilian nach Würzburg geritten war. Er war, was für die weitere Gestaltung der volksmäßigen Heiligenverehrung hierzulande zu betonen bleibt, persönlich noch der Verehrung dieses fränkischen Stammespatrones Kilian verbunden<sup>6)</sup>. Auf seine Mark jedoch hat diese Kiliansverehrung so gut wie nicht mehr eingewirkt.

Man wußte, um wieder an den Glauben an das „Heil“ der Fürsten anzuknüpfen, man wußte, denn die Mitglieder des Geschlechtes erzählten wohl selbst davon, daß sie eigentlich von einer älteren, sehr erlauchten Dynastie abstammten, jenen ersten Babenbergern, von denen der tapfere Graf Adalbert 906 auf listige Weise von Erzbischof Hatto in die Todesfalle gelockt worden war<sup>7)</sup>. Otto von Freising, der große Geschichtsschreiber seiner Zeit, berichtet davon ebenso ausführlich, wie er von anderen Dingen doch eher schweigt, obwohl er sie gut genug gewußt haben müßte. Nur von ihm lesen wir ja einmal einen Satz, der in alle diese Überlieferungen hineinleuchtet. Er gibt nämlich an, daß von allen diesen Dingen „nicht nur die Quellen, sondern auch mündliche Überlieferungen unter den Dorflinden und an Fürstenhöfen

---

4) Vgl. Adolf Waas, Heinrich V. Gestalt und Verhängnis des letzten salischen Kaisers. München 1967. S. 22.

5) Alphons Lhotsky, Quellenkunde zur mittelalterlichen Geschichte Österreichs (= Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsbd. XIX) Graz—Köln 1963. S. 224.

6) A. Wendehorst, Art. Kilian von Würzburg, hl. (Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. 6, Sp. 143 f.)

Vgl. weiter Joachim Dienemann, Der Kult des heiligen Kilian im 8. und 9. Jahrhundert. Beiträge zur geistlichen und politischen Entwicklung der Karolingerzeit (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstiftes Würzburg, Bd. X). Würzburg 1955.

7) Brüder Grimm, Die deutschen Sagen, Bd. II, Nr. 468, S. 108 f.

noch heute berichten" <sup>8)</sup>). Das ist es, was wir eben meinen: Wenn es eine breitschichtige Volkskultur damals gab, dann können wir von ihr immerhin wesentliche Teile der mündlichen Überlieferung, im wesentlichen also Motive der Sage, noch finden und auswerten, und sie war in jener namenlosen und schriftarmen Zeit eben mündlich, „unter den Dorflinden und an den Fürstenhöfen" weitergegeben worden.

Zu jenen Dingen, von denen man auf diese Weise wußte und die zum Heil der Könige und Fürsten wesentlich dazugehörten, zählten vor allem die genealogischen Verbindungen und die Personennamen. Die Babenberger wußten, daß sie in männlicher Linie von bedeutenden fränkischen Grafen abstammten und in weiblicher von den Karolingern <sup>9)</sup>. Der Zusammenhang mit jeweils einer stirps regia wurde von ihnen auch weiterhin gewahrt. Die Heirat Leopolds III. in zweiter Ehe mit der Salierin Agnes ist auch von hier aus zu verstehen. Sein Sohn Heinrich II. Jasomirgott war gar in erster Ehe mit einer Tochter König Lothars von Supplinburg und in zweiter mit einer Nichte Kaiser Manuels I. von Byzanz verheiratet. Das haben selbstverständlich immer auch die Gefolgsleute gewußt und geschätzt, und mit den engeren Begleitern und Begleiterinnen dieser Königstöchter sind zweifellos deren Hausüberlieferungen auch in den Erzählschatz der Leute an der Donau eingebracht worden.

Ähnlich bedeutsam war die Namensgebung. Bei den Babenbergern tritt der Glaube an das Heil, das mit dem Namen der Ahnen verbunden geglaubt wurde, besonders deutlich hervor, da sie den Namen des ersten Markgrafen Liutpold innerhalb von etwa 250 Jahren nicht weniger als sechsmal wiederholten. Das haben die Habsburger bei ihrer Inbesitznahme des babenbergischen Erbes sofort verstanden und den Namen schon im späten 13. Jahrhundert und dann immer weiter in ihrer Familie tradiert <sup>10)</sup> und auch den heiligen Namensträger kanonisieren lassen, ihn als Hausheiligen einer beachtlichen Verehrung ausgesetzt, wie die Bildzeugnisse bis heute erweisen. Von anderen Namen, die für die Fürsten wie für ihre Leute bedeutungsvoll gewesen sein mögen, seien nur einige zunächst herausgegriffen. Hoch bedeutsam wird den Babenbergern der Name der zweiten Frau von Markgraf Ernst I. geklungen haben, jener Swanhild, der Witwe des Neumarkgrafen Siegfried aus dem Hause der Sighartinger. Sie muß vom Rhein gekommen sein, ihr Walkürenname weist in den Kreis der Harlungensage, da sie den Namen der unglücklichen Schwester der Brüder aus

---

<sup>8)</sup> Otto von Freising, in: Chroniken des Mittelalters, übersetzt von Ernst Metelmann, München 1964. S. 136.

<sup>9)</sup> Alphons Lhotsky, wie oben Anmerkung 5, S. 223.

<sup>10)</sup> Alphons Lhotsky, Geschichte Österreichs seit der Mitte des 13. Jahrhunderts (1281—1351) (= Geschichte Österreichs, Bd. II/1), Wien 1967. S. 99 ff., 202 ff.

der Ermanerich-Sage führte. Ihre mythische Namensträgerin galt als Tochter des Drachentöters Sigurd-Sigfrid mit Gudrun, und daß ihr erster Mann gerade wieder Siegfried hieß, wird die sagenkundigen Leute ihrer Umgebung in die Sphäre der frühen Nibelungensagen-Dichtung versetzt haben<sup>11)</sup>. Gerade von dieser Swanhild hat sich ein persönliches Eigentum erhalten, nämlich ihr Tragaltärchen in Melk, das bemerkenswerterweise Reliquien des hl. Cyriacus aufweist<sup>12)</sup>. Die Verehrungsstätte dieses Heiligen im Stift Neuhausen in Speyer war von gewaltiger Strahlkraft<sup>13)</sup>. Diese durch ihren Namen so geheimnisvolle Swanhildis hat noch auf die spätmantische Sagengestaltung in Niederösterreich Einfluß gehabt, die von einer Burgherrin Schwanhilde von Kolmitz in Verbindung mit einer Tempelersage zu erzählen wußte<sup>14)</sup>. Im Zusammenhang mit dem Namenglauben der Babenberger ist zweifellos auch auf die hl. Gertrud von Nivelles (Nijvel) hinzuweisen, die auch aus der karolingischen Familie stammte, nämlich als Tochter Pipins des Älteren, und deren Name in der Babenbergerfamilie immer wieder auftaucht, bis zu den letzten Königinnen aus diesem Hause<sup>15)</sup>. Davon aber noch mehr bei der Heiligenverehrung dieser Zeit.

Zu den Bereichen, denen man noch erhöhte Kraft zur Unterstützung und Bewahrung des „Heils“ zuschrieb, gehört schließlich noch der Totenglaube<sup>16)</sup>. Für den als mächtig erachteten Toten sichtbare Zeichen zu schaffen, Möglichkeiten, sich diesen geheimnisvoll weiterlebenden Persönlichkeiten von Zeit zu Zeit zu nähern, sie womöglich durch brennende Lichter zu erfreuen, das wurde rasch zu einem besonderen Anliegen. Noch standen keine Totenleuchten, die erst im

---

<sup>11)</sup> Wilhelm Grimm, Die Deutsche Heldensage. 3. Aufl. von Reinhold Steig. Gütersloh 1889. S. 3, 4, 5 u. ö.

Hermann Schneider, Germanische Heldensage (= Grundriß der Germanischen Philologie, Bd. 10/1), Bd. I, Berlin und Leipzig 1928. S. 239 ff., 243 f.

<sup>12)</sup> Gerhard Egger, Ars Sacra. Katalog der gleichnamigen Ausstellung. Wien 1952. Nr. 3, S. 7.

Ausstellung Romanische Kunst in Österreich. Krems 1964. Katalog Nr. 165, S. 196 f. (Hermann Fillitz).

<sup>13)</sup> Karl Lutz, Cyriakskult im Speierer Dom (in: Aus der Enge in die Weite. Beiträge zur Geschichte der Kirche und ihres Volkstums. Festschrift zum 60. Geburtstag von Georg Biundo (= Veröffentlichungen des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte, Bd. IV. Grünstadt 1952. S. 188 f.).

<sup>14)</sup> Anton Mailly, Der Tempelherrenorden in Niederösterreich in Geschichte und Sage. Wien 1923. S. 58.

derselbe, Niederösterreichische Sagen. Leipzig 1926. Nr. 232, S. 116 f.

<sup>15)</sup> Hiltgart L. Keller, Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Stuttgart 1968. S. 228 f.

<sup>16)</sup> Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden. Berlin 1966. S. 154 ff.

13. Jahrhundert nach französisch-burgundischem Vorbild im Bereich der Benediktiner- und Zisterzienserklöster geschaffen wurden<sup>17)</sup>). Aber neben den Kirchen für die Lebenden wurden die besonderen Kapellen für die Toten errichtet, jene steinernen Rundbauten, die unter der Bezeichnung „Karner“ bekannt geblieben sind, weil sie in erstaunlicher Zahl gerade unsere Kunstlandschaft mitgestalten<sup>18)</sup>). Sie sind mit dem 12. Jahrhundert plötzlich da, bergen jeweils in einem Untergeschoß die Reste der Toten und spenden an oder über dem Portal die Hoffnung auf Auferstehung und ewiges Leben. Am Karner von Mistelbach, der neben der mächtigen Pfarrkirche auf dem Berg steht, ringt sich der Auferstehende durch den teuflischen Drachen des Tympanon-Reliefs durch<sup>19)</sup>). Der Karner von Mödling, die Pantaleonskapelle neben der Othmarkirche, ist einer der bezeichnendsten Bauten jener Zeit. In seinem Untergeschoß liegen die Gebeine der Toten, aber über dem prachtvollen Portal öffnet sich eine Säulchenloggia, dazwischen ist jenes geheimnisvolle Relief mit der Jagd eines Reiters hinter einem Hirsch her angebracht, das vielleicht von einem älteren Bau stammt. Der Karner ist in seiner hochromanischen Form wohl um 1180 erbaut, dem Fresko im Inneren nach als Stiftung Heinrichs des Älteren von Mödling und seiner Gemahlin Richza, Tochter des Königs von Böhmen<sup>20)</sup>). Für sie und für alle Toten hier hat wohl hinter der Säulchengalerie das Totenlicht gebrannt. Ein direktes Gegenstück dazu im Lande, die Säulchengalerie am Karner von St. Margareten am Moos bezeugt die Tatsache, daß dieser Brauch des Totenlichtes damals in dieser stilisierten Form üblich gewesen sein muß<sup>21)</sup>). Daß die mächtigen Toten, vor allem die toten Fürsten, in ihren Grablegen in den von ihnen gestifteten Klöstern ruhten und dort auch verehrt wurden, muß nicht eigens betont werden. Bei Leopold III. ist daraus bekanntlich ein eigener Wallfahrtskult geworden. Aber auch andere geheimnisvoll mächtige Tote wußte man zu ehren. Den Pilger Koloman hatten allzu eifrige Spionage-Abwehrdienstleute 1012 in Stockerau er-

---

<sup>17)</sup> Franz H u l a, Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs. Ein Einblick in ihren Ursprung, ihr Wesen und ihre stilistische Entwicklung. Wien 1948.

<sup>18)</sup> d e r s e l b e, Mittelalterliche Kultmale. Die Totenleuchten Europas. Karner, Schalenstein und Friedhofsoculus. Wien 1970.

<sup>19)</sup> Herbert M i t s c h a - M ä r h e i m, Mistelbach Geschichte. Bd. I, Mistelbach 1974. Abb. 14.

<sup>20)</sup> Die Kunstdenkmäler Österreichs: Niederösterreich (= D e h i o - Handbuch). Neubearbeitet von Richard Kurt D o n i n. 5. Aufl. Wien—München 1953. S. 220.

Alfred W e i ß, Dorf und Markt Mödling 800 bis 1875 (in: Mödling. Landschaft, Kultur und Wirtschaft, hg. Karl Stingl. Mödling 1975. S. 125).

<sup>21)</sup> Franz E p p e l, Kunst im Lande rings um Wien. Kunstführer. Wien 1963. S. 87 f.

schlagen und gehängt<sup>22)</sup>. Kaum hatte sich die Heiligkeit dieses Märtyrers seiner Sprachkenntnis herumgesprochen, so holte der Markgraf Heinrich I. schon seinen Leichnam nach Melk und verstärkte damit das Potential des möglichen „Heils“ für seine Residenz gewaltig.

Wenn das Licht in den Lichtnischen, den Lichterkern und Totenleuchten an das Weiterleben der mächtigen Stifter und Heiligen erinnern sollte, so tat man an den eigentlichen Totengedächtnisfeiern noch ein übriges: Wohl an allen dafür in Betracht kommenden Verehrungsstätten aus dieser Zeit ist damals und noch lange danach ein jeweils eigenes Brot, ein eigenes Gebäck, nicht selten in Striezelform, gespendet worden. Am bekanntesten ist wieder das Spendebrot in Klosterneuburg geblieben, das sogenannte Prügelbrot<sup>23)</sup>. Aber das „Striezelwerfen“ in Stein an der Drau reicht mindestens ebenso weit zurück, wird es doch sogar auf die Stiftung der seligen Hildegard, Gemahlin des Grafen Alboin von Andechs zurückgeführt, gestorben vor 975<sup>24)</sup>. Und in Göß bei Leoben teilte man die geweihten „Strützl“ noch Jahrhunderte lang am 7. September, also am Sterbetag der Gräfin Adula aus, die 1020 das Kanonissenstift gegründet hatte<sup>25)</sup>. Der weihende Priester trug an diesem 7. September stets den berühmten Gösser Ornat, den man als „der Stifterin genähten Ornat“ ansprach<sup>26)</sup>. Das heißt unter anderem, daß diese Textilreliquie die engste Beziehung zu der mächtigen Toten darstellte. Die gespendeten Striezel oder Brötchen aber waren in ihrer Art eben auch Totenbrote und hatten in der Volksmeinung auch den entsprechenden Sinn: Solche Brote gab man den Toten in den Sarg mit, damit sie, wie gelegentlich aufgezeichnet wurde, an den Hunden der hl. Gertrud auf ihrem Weg ins Jenseits ungeschädigt vorbeischreiten könnten<sup>27)</sup>. Man versteht einmal mehr, warum in diesen Sagen und Sagenbildern immer wieder solche Hunde auftreten.

Aus solchen und wenigen anderen ähnlichen Hinweisen kann man sich ein ungefähres Bild davon machen, was Fürst und Volk damals

---

<sup>22)</sup> Karl Lechner, Siedlungs- und Besitzgeschichte zur Karolinger- und Babenberger-Zeit (in: Heimatbuch des politischen Bezirkes Korneuburg, hg. Karl Keck, Bd. I, Korneuburg 1957, S. 116 f.).

<sup>23)</sup> Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch am Festtag des heiligen Leopold (in: Leopold III. und die Babenberger. Beiträge zur österreichischen Jahrtausendfeier, hg. Helene Grün, Franz Oswald und Hans Gruber. St. Pölten 1975. S. 55 ff.).

<sup>24)</sup> Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Studien zur Volkskunde. Bd. I, Wien 1949, S. 79 ff.

<sup>25)</sup> Karl Bracher (hg.), Stift Göss. Geschichte und Kunst (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderbd. 12). Graz 1966. S. 35 f.

<sup>26)</sup> Ausstellung Romanische Kunst in Österreich. Krems 1964. Katalog. Nr. 178, S. 204 ff. (Hermann Fillitz).

<sup>27)</sup> Matthias Zender, Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde. Düsseldorf 1959. S. 102, Anm. 65.

gemeint, geglaubt und erzählt haben. Wie sie das taten und wie die Geschichten jeweils unter die Leute kamen, das läßt sich nur sehr schwer sagen. Da es keine zeitgenössischen Aufzeichnungen derartiger Sagen und sagenhafter Geschichten in späterem Sinn gibt, muß man zu ganz unterschiedlichen Quellenbereichen Zuflucht nehmen. Eines dieser nur mit Vorsicht zu betretenden Gebiete ist offenbar das der Träume<sup>28)</sup>. Im Mittelalter hat man viel geträumt und eigentlich auch viel davon aufgezeichnet. Vom weltlichen Angsttraum bis zur geistlichen Vision, zur Traumweisung und Verzückung ist in den Quellen, vor allem den Chroniken, aber auch den Legenden eigentlich alles vorhanden und nur für unsere Zwecke kaum schon beachtet. Manches davon ist in die Dichtungen der Zeit eingegangen, wie jeder Blick auf die schweren vorbedeutungserfüllten Träume im Nibelungenlied beweist<sup>29)</sup>.

Solche wunderliche Träume wurden vor allem weitererzählt, wenn Fürsten sie geträumt und offenbar mitgeteilt hatten. So berichtet die in Regensburg entstandene „Kaiserchronik“ zum Jahr 1030 vom mißglückten Ungarnfeldzug Konrads II. Der König scheint auf dem Leithagebirge einen Wachtraum gehabt zu haben<sup>30)</sup>. Er sah darin König Stephan von Ungarn mit seinen Leuten auf der Donau, ein schwarzer Hund habe die Feinde verbrannt. Die Ermutigung durch diese Traum-erzählung, die der König wohl empfunden haben mag, nützte übrigens nichts, Konrad mußte sich vor den Ungarn zurückziehen, war kurze Zeit offenbar in Wien eingeschlossen, das bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal als „oppidum“ genannt wird<sup>31)</sup>. Der Traum mit dem schwarzen Hund ist bemerkenswert. Solche Träume von Tieren müssen bei den mittelalterlichen Großen eine beträchtliche Rolle gespielt haben. Das gleichfalls in Regensburg entstandene „Rolandslied“ erzählt von den bösen Träumen Karls des Großen, der in seiner Pfalz in Aachen von einem Leoparden und von einem Bären gequält worden

---

<sup>28)</sup> Wilhelm Schmitz, Traum und Vision in der erzählenden Dichtung des deutschen Mittelalters. Münster 1934.

Hans Joachim Kampausen, Traum und Vision in der lateinischen Poesie der Karolingerzeit (= Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters, Bd. 4), Bern und Frankfurt 1975.

<sup>29)</sup> Friedrich Benezé, Das Traummotiv in der mittelhochdeutschen Dichtung bis 1250 und in alten deutschen Volksliedern. Berlin 1900.

<sup>30)</sup> Die Kaiserchronik nach der ältesten Handschrift des Stiftes Voralpe. Hg. Joseph Diemer. Wien 1849. S. 500, 6–14 (= 16.306).

Vgl. Ernst Friedrich Ohly, Sage und Legende in der Kaiserchronik. Untersuchungen über Quellen und Aufbau der Dichtung (= Forschungen zur deutschen Sprache und Dichtung, H. 10), Münster in Westfalen 1940

<sup>31)</sup> Friedrich Walter, Wien. Die Geschichte einer deutschen Großstadt an der Grenze. Bd. I, Wien 1940. S. 16, 18.

sei <sup>32)</sup>. Die Buchmalerei hat das Thema anschaulich ausgeführt <sup>33)</sup>. Bei den Tieren, von denen man träumte, hat es sich nicht nur um Jagdtiere, sondern auch um an den Höfen gehaltene Spieltiere gehandelt, beispielsweise eben auch um Bären, wie weiters ein Traum Ottos IV. zeigt <sup>34)</sup>.

Der schwarze Hund Konrads II. leitet zu einer Sage über, die von seinem Sohn, dem gewaltigen König Heinrich III. erzählt wurde. Als der Salierkönig 1043 in der Nachfolge seines Vaters wieder einen Ungarnfeldzug zu führen hatte, fuhr er die Donau herab und seine Schiffsgesellschaft wurde beim Durchfahren des Strudels durch einen „Schwarzen Mönch“, der im Turm von Werfenstein gesehen worden sein soll, vor der Weiterfahrt gewarnt <sup>35)</sup>. Aber man kam glücklich durch und blieb zur Nacht in Persenbeug. Als man sich abends in der Burg erholen wollte, brach der Boden des Gemachs, in dem man stand, ein, just über der Badestube, und der Bischof Bruno von Würzburg, den der Schwarze Mönch besonders gewarnt hatte, fiel sich dabei zu Tode. Damit war aber offenbar dem bösen Vorzeichen Genüge getan, der Feldzug Heinrichs III. verlief durchaus erfolgreich und diente zur Festigung der Leithagrenze der babenbergischen Mark. Aber die Zeitgenossen und sicherlich auch seine Kriegszugsgefährten hatten wohl auf das „Königsheil“ Heinrichs gebaut. Er galt doch als ein sagenhaftes „Glückskind mit dem Todesbrief“, wie seit Gottfried von Viterbo 1186 auch schriftlich immer wieder überliefert wird <sup>36)</sup>: Heinrich soll nicht der Sohn Konrads II. gewesen sein, sein wirklicher Vater sei ein „Comes Lupoldus“, ein sonst nicht bestimmbarer Graf in Schwaben gewesen. Ob sich die Babenberger mit diesem geheimnisvollen Namensverwandten „Lupoldus“ in irgendeiner Weise verbunden fühlten, bleibt unbekannt. Die alte orientalische Wandersage, die unter anderem auch zu Hamlet führt, ist auf den riesenhaften Salierkönig mit der dunklen Gesichtsfarbe übertragen worden, weil man ihn eben für etwas Besonderes hielt, was er ja in der Tat auch war. Spekulationen darüber, daß dieses „Glückskind mit dem Todesbrief“ eigentlich ursprünglich Hein-

---

<sup>32)</sup> Das Rolandslied. Hg. Karl Bartsch. Leipzig 1874. S. 271—273. V. 7115 ff.

<sup>33)</sup> Rita Lejeune und Jacques Stiennon, Die Rolandssage in der mittelalterlichen Kunst. Brüssel 1956. Bd. II, Abb. 99.

<sup>34)</sup> Eberhard Horst, Friedrich der Staufer. Eine Biographie. Düsseldorf 1975. S. 37. Dazu Quellenangabe S. 352.

<sup>35)</sup> Brüder Grimm, Die deutschen Sagen, Bd. II, Nr. 487, S. 123 f. (nach Aventin).

Anton Mailly, Niederösterreichische Sagen, Nr. 46, S. 21.

<sup>36)</sup> Josef Schick, Das Glückskind mit dem Todesbrief. Europäische Sagen des Mittelalters und ihr Verhältnis zum Orient (= Corpus Hamleticum, I. Abt., Bd. 2) Leipzig 1932. S. 82 ff.

rich I., der Sachse, gewesen sei, ergeben wahrscheinlich keine Lösungsmöglichkeiten<sup>37)</sup>. Die Babenberger werden darum gewußt haben, aber keine Quelle erzählt uns, was sie davon hielten.

Der schwarze Hund bei Konrad II., der Schwarze Mönch bei Heinrich III., sie leiten unwillkürlich zu dem Steinrelief über dem Portal der Pantaleonskapelle von Mödling zurück, weil man doch in dem Pferd, auf dem der Jäger sitzt, lange Zeit jenes schwarze Pferd hat erkennen wollen, auf dem Theoderich von Ravenna, Dietrich von Bern, in die Hölle geritten sei<sup>38)</sup>. Diese Sage kannte der Babenberger Otto von Freising<sup>39)</sup>. Ob aber das Relief in Mödling gerade dieses Motiv darstellen sollte, ist völlig fraglich. Es handelt sich um ein Jagdmotiv an einer Totenkapelle, und dieser Zusammenhang ist oft genug gegeben, die Totenjagd oder wie man es nennen will, ist ein altes, vielfach bezeugtes Motiv<sup>40)</sup>.

Da es sich um Tiere, um Pferd und Hirsch und die Hunde auf dem Relief handelt, mag man sich zunächst fragen, ob die Leute hier im Osten von Niederösterreich solche Bildmotive kannten, von denen man sich immer wieder erzählt haben mag. Aus älterer Zeit ist ein großartiges Bildzeugnis gerade dafür erhalten, nämlich das Relief an der Kirche von Weigelsdorf<sup>41)</sup>. Es zeigt Tiere der „drei Reiche“, nämlich Pferd, Vogel und Drache, um eine Rosette, welche die Sonne sein mag, und im Kampf um einen Ball, der auch der Mond sein könnte. Kein christliches Zeichen schmückt das Relief, das vielleicht langobardisch, vielleicht karolingisch sein mag und jedenfalls zeigt, woran man in dieser Landschaft bildhaft dachte. Gejagte, kämpfende Tiere können mit Weltuntergangsstimmungen, mit Jenseitsvisionen zu tun haben. Auch die Geschichte vom Höllenritt Dietrichs von Bern geht ja auf eine Vision zurück, freilich auf die eines Einsiedlers auf den Liparischen Inseln, wie Gregor der Große in seinen „Dialogi“ er-

---

<sup>37)</sup> Heinrich L e ß m a n n, Die Kyrossage in Europa. (= Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht über die Städtische Realschule zu Charlottenburg, Ostern 1906. S. 25 f.)

<sup>38)</sup> Wolfgang S t a m m l e r, Wort und Bild. Studien zu den Wechselbeziehungen zwischen Schrifttum und Bildkunst im Mittelalter. Berlin 1962. S. 45 ff.

<sup>39)</sup> Ernst Friedrich O h l y, Sage und Legende in der Kaiserchronik, S. 223.

<sup>40)</sup> Zum Relief am Karner von Kirchschiag vgl. Franz M e r s c h l, Kirchschiag in der Buckligen Welt (= Christliche Kunststätten Österreich, Nr. 48), Salzburg 1964.

<sup>41)</sup> Maria C a p r a, Das Relief von Weigelsdorf (in: Festschrift für Josef Strzygowski zum 70. Geburtstag. Klagenfurt 1932. S. 27 f.)

Emerich S c h a f f r a n, Die Kunst der Langobarden in Italien. Jena 1941. S. 166, 189.

zählt<sup>42)</sup>. Diese „Dialogi“ sind im ganzen Bereich der römischen Kirche so oft gelesen und zitiert worden, daß ihre Motive sich überall verbreitet und dargestellt finden können. Otto von Freising hat die Geschichte ebenso wiedererzählt, wie sie die Kaiserchronik in kurzer Form wiedergibt. Freilich hat Otto offenbar nicht nur schriftliche Quellen benutzt, er schreibt gerade in diesem Fall „qua vulgo dicitur“, das heißt, er gibt, wie wir heute sagen würden, eine Volkssage wieder.

Das besagt aber alles noch nicht, daß an dem sicherlich babenbergischen Karner von Mödling das Relief über dem Portal gerade das Ende Dietrichs von Bern erzählen wollte. Es könnte sich beispielsweise aus weit näher liegenden literarischen Vorbildern ergeben haben, etwa wieder aus der Rolandsüberlieferung, die im 12. Jahrhundert zur am meisten gelesenen Lektüre, zu den am meisten erzählten Geschichten gehört haben muß. Und hornblasende Jäger, die einem Hirsch folgen, finden sich im Rolandslied zitiert und an französischen Kathedralen in Stein gehauen, beispielsweise auf dem Architrav des zweiten Blendportales der Kathedrale von Angouleme<sup>43)</sup>. Man war im babenbergischen Österreich nicht auf rein lokale Überlieferungen angewiesen, sondern kannte die Welt, den Westen, die Rheinlande vor allem, aber auch Frankreich und auf dem Jakobsweg noch Spanien. Die Pantaleonskapelle selbst, dieser Mödlinger Karner, ist um 1180 sicherlich nicht direkt nach dem griechischen Heiligen, also in einer byzantinischen Tradition geweiht worden, sondern weil soeben, 1175 die alte gewaltige Klosterkirche zum hl. Pantaleon in Köln neu erbaut und neu geweiht worden war<sup>44)</sup>. Die Pantaleon-Verehrung kam ebenso aus dem Westen wie etwas früher die Verehrung der hl. Gertrud von der Maas, wie die Verehrung des hl. Cyriacus von Speyer und wie etwas später die Verehrung der Hl. Drei Könige, die nach der 1156 erfolgten Reliquienübertragung nach Köln gewaltig angestiegen war<sup>45)</sup>. Mit ihr begann doch ein neuer Abschnitt der mittelalterlichen Geschichte des Volksglaubens und Volksbrauches überhaupt. Sichtbares Zeichen bei uns ist dafür der den Hl. Drei Königen geweihte Karner von Tulln geblieben.

---

<sup>42)</sup> Goswin Frenken, *Wunder und Taten der Heiligen*. München 1925. S. 82 (= Gregor, *Dialogi* IV, 31.)

Vgl. Friedrich von der Leyen, *Deutsches Sagenbuch*. Teil II, München 1923. S. 232.

<sup>43)</sup> Rita Lejeune und Jacques Stiennon, *Die Rolandssage in der mittelalterlichen Kunst*. Brüssel 1956. Bd. I, S. 41 f., II, Abb. 19.

<sup>44)</sup> Dehio-Handbuch der deutschen Kunst. Bd. 2. Die Rheinlande. 2. Aufl. München—Berlin 1949. S. 195 ff.

<sup>45)</sup> Karl Meisen, *Die heiligen drei Könige und ihr Festtag im volkstümlichen Glauben und Brauch*. Köln 1949.

Matthias Zender, *Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde*. Düsseldorf 1959. S. 202 ff.

Die Rolandstradition jedoch lebte selbständig weiter und hat in Niederösterreich wenige Jahrzehnte später wohl zur Gestaltung der beiden Torhütergestalten am Wiener Tor von Hainburg geführt<sup>46)</sup>.

Man war also wie gesagt durchaus nicht außerhalb der Welt. Wenn man sich seine Rundkirche mit den eigenen Stifterfiguren ausmalen ließ, fand man sich in bester Gesellschaft, denn soeben hatten die Przemysliden die Rundkirche in Znaim mit der Pfluglegende ihres Ahnherrn Primislaus ausmalen lassen<sup>47)</sup>. Man hatte soeben, in den gleichen letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts, die gewaltige Pfarrkirche in Tulln gebaut und ihr ein erstaunliches Westportal mit bedeutenden Reliefs geben lassen<sup>48)</sup>. Die zwölf Büsten in ihren Nischen mochten die zwölf Apostel bedeuten oder auch die zwölf Monate, man hatte jedenfalls auf entsprechende Buchmalereien mit Annus-Darstellungen aus dem Westen zurückgegriffen<sup>49)</sup>. Und bei Hof verwendete man getriebene Metallschüsseln, die man nur aus dem rheinischen Westen bezogen haben konnte. Bei Petronell hat man einmal eine solche Schüssel aus der Donau gezogen, die vielleicht einer Dienstmagd beim Abwaschen in Melk oder in Klosterneuburg ins Wasser gefallen war<sup>50)</sup>. Die zunächst unscheinbar anmutende Schüssel hat sich als charakteristische Hansaschüssel erkennen lassen, die zu einer wohlbekannten Gruppe von gravierten Metallschüsseln des 12. Jahrhunderts aus dem niederrheinischen Bereich gehört. Das Jahr und die Jahreszeiten stellen auch hier die Bildmotive<sup>51)</sup>.

Neben dieser hochzivilisierten Welt des Kunstgewerbes, ja der hohen angewandten Kunst, zu der schließlich auch der Altar des Nikolaus von Verdun gehört, lebten also die Einbindungen in die langlebigeren Motivverflechtungen der Geschlechtersage, des Glaubens an die Kraft und das Heil von Fürsten und Heiligen. Die später aufgezeigten Sagen, die an Bildzeugnisse, an Steinplastiken etwa geknüpft erzählt wurden, lassen nicht erkennen, wie lange sie schon im Lande gelebt haben mögen<sup>52)</sup>. Nur ein Hinweis auf einen derartigen Zusammenhang: In Moosbrunn nahe der Leitha gab es einen festen Turm, der

---

<sup>46)</sup> Richard Kurt Donin, Die Kunstdenkmäler der Stadt Hainburg. Wien 1931. S. 27 ff.

<sup>47)</sup> Hugo Rokyta, Die Böhmisches Länder. Handbuch der Denkmäler und Gedenkstätten europäischer Kulturbeziehungen in den böhmischen Ländern. Salzburg 1970. S. 302.

<sup>48)</sup> Reinhard Hootz, Kunstdenkmäler in Österreich. Ein Bildhandbuch. Bd. I: Oberösterreich, Niederösterreich, Burgenland. München 1967. S. 334, 335.

<sup>49)</sup> Albert Boeckler, Deutsche Buchmalerei vorgotischer Zeit. Königstein im Taunus 1952. Farbtafel S. 22.

<sup>50)</sup> Leopold Schmidt, Eine Hansaschüssel in Niederösterreich. (Unsere Heimat, Bd. 29, Wien 1958, S. 101 ff.)

<sup>51)</sup> Phot. Rheinisches Landesmuseum, Bonn.

<sup>52)</sup> Vgl. allgemein Gottfried Kinkel, Sagen aus Kunstwerken entstanden (in: Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte. Berlin 1876. S. 161 ff.).

oben unter dem Gesimse Hundsköpfe aus Stein aufwies und deshalb der „Dreihundelturm“ genannt wurde<sup>53</sup>). Der Turm ist in der Mitte des 19. Jahrhunderts zugrunde gegangen. Die Plastiken, jene genannten Hunde und auch ein Pferd in einem angeblich sehr rohen Relief wurden eine Zeitlang in der Kirchhofmauer eingemauert aufbewahrt. Schließlich verschwand auch diese Mauer und anscheinend auch das Pferderelief und nur die Plastiken der Hunde wurden in das Museum von Mödling gerettet<sup>54</sup>). Von diesen Hunden nun erzählte man sich noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts, es handle sich um die Erinnerung an eine Gräfin, die eine Vielgeburt gehabt habe, und die ihre überflüssigen Kindlein ertränken lassen wollte. Als der Graf der Frau mit den Kindern in der Schürze begegnete, habe sie auf seine Frage erklärt, es seien junge Hunde, die sie ertränken wolle. Und dann mußte sie die Schürze aufdecken und es ergab sich, daß es Knaben waren, worauf Strafe und Sühne folgten. Zum Andenken daran habe man die Hunde auf dem Turm gestalten lassen. Das ist, wie man sogleich erkennt, die Stammsage des Geschlechtes der Welfen, deren Name eben von den „Welpen“, den jungen Hunden, abgeleitet wurde. Die Sage ist ungemein weit verbreitet und man wird nicht überall mit dem direkten Einfluß von Welfen rechnen können, wenn auch manchmal genealogische Zusammenhänge bestanden haben könnten<sup>55</sup>).

Der Moosbrunner Dreihundelturm hat uns einen Augenblick lang auf sagenhafte Zusammenhänge mit Schwaben gebracht, woran man in unserem Bereich zunächst nicht denkt. Aber so einfach bairisch und ostfränkisch waren die Verhältnisse im Hochmittelalter hier ja nicht. Das überblickt man einigermaßen, wenn man von den weltlichen Sagen zu den geistlichen Legenden und zu der dahinterstehenden Heiligenverehrung übergeht. Zu dem in Regensburg residierenden Schwaben Wolfgang, der sich gerade 976 ins „Aberseeische Gebürge“ zurückzog, tritt da der große Schwabe Ulrich, der Bischof von Augsburg, der 955 nach der Lechfeldschlacht vielleicht persönlich hier gewesen sein mag. Die zahlreichen Ulrichs-Gnadenstätten mit ihren heilsamen Brunnen gemahnen jedenfalls an ihn<sup>56</sup>).

---

<sup>53</sup>) Eduard Freiherr von Sacken, Erläuterungen zur Karte der mittelalterlichen Kunstdenkmale im Kreise unter Wiener-Wald. (Berichte und Mitteilungen des Wiener Altertumsvereins, Bd. IX, 1866, S. 74.)

Topographie von Niederösterreich, Bd. VI, Wien 1909, S. 833.

<sup>54</sup>) Dehio — Handbuch Niederösterreich, 3. Aufl. Wien 1953, S. 222.

Walther Franz Ziehensack, Land zwischen Donau und Leitha. Wien 1976. S. 150 f.

<sup>55</sup>) Brüder Grimm, Die Deutschen Sagen, Bd. II, Nr. 521, S. 152 f.

<sup>56</sup>) Leopold Grill, St. Ulrich an der Südostgrenze des Reiches (in: Bischof Ulrich von Augsburg und seine Verehrung. Festgabe zur 1000. Wiederkehr des Todestages, Hg. Peter Rummel und Friedrich Zoepfl (= Jahrbuch des Vereins für Augsburgs Bistumsgeschichte e. V., 7. Jg., Augsburg 1973, S. 163 ff.)

An diesen gleichen hl. Ulrich erinnern im Osten Niederösterreichs auch noch bezeichnende Reliquien. In Ebenfurth wurde eine Textilreliquie aufbewahrt, nämlich eine Stola des Heiligen, durch deren Wirkung einstmals die Schlacht bei Siegersdorf gewonnen worden sein soll<sup>57)</sup>. Daneben hat es in der Ulrichskirche von Ebenfurth aber auch noch eine Lanze des hl. Ulrich gegeben, die er in einer Schlacht gegen die Ungarn geführt haben soll<sup>58)</sup>. Die Textilreliquie scheint besonders bemerkenswert, denn Textilreliquien des Augsburgers Heiligen wurden auch anderwärts verwahrt, beispielsweise in Maria Einsiedeln in der Schweiz, wo am Ulrichstag ein Priester im Meßgewand des Heiligen die Messe las<sup>59)</sup>. Das führt, denkt man an den Gösser Ornat und seine kultische Verwendung zurück, zum Motiv der Verwandlung des Kleidungsträgers durch das Gewand, denn der messelesende Priester wurde da gewissermaßen zum hl. Ulrich selbst<sup>60)</sup>. Die Intensität der Textilreliquie war dem frühen und hohen Mittelalter besonders geläufig. Das Hauptstück der ganzen Gattung war zweifellos die „Cappa“, der Mantel des hl. Martin von Tours, welche die fränkischen Könige als Heiligtum in ihre Schlachten mitführten<sup>61)</sup>. Diese textile Hauptreliquie eines Jahrtausends ist übrigens nicht erhalten. Die Martinskirche von Tours wurde schon von den Hugenotten geplündert, wobei die Reliquien verbrannt wurden, und in der Französischen Revolution wurde die Kirche vollständig abgetragen.

Aber um zunächst noch beim hl. Ulrich zu bleiben: Es haben sich ja von ihm noch weitere bezeichnende Reliquien im Lande erhalten, von denen der sogenannte „Trinkbecher“ des Heiligen in Melk offenbar zum Hausschatz der Babenberger gehört hat<sup>62)</sup>. Trinkgefäße von Heiligen waren im frühen Hochmittelalter berühmte und dem Volk bekannte Reliquien. Man erinnert sich an die Reiseflasche des

---

<sup>57)</sup> Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 2: Niederösterreich und Burgenland. Wien 1955. S. 16.

Abraham a Santa Clara, Werke. Hg. Karl Bertsche. Wien 1944, Bd. II, S. 429 f.

<sup>58)</sup> Topographie von Niederösterreich, Bd. II, Wien 1885, S. 401 f.

<sup>59)</sup> Odilo Ringholz, Wallfahrtsgeschichte Unserer Lieben Frau von Einsiedeln. Freiburg im Breisgau 1896. S. 42.

<sup>60)</sup> Leopold Schmidt, Trachtenforschung und Gegenwartsvolkskunde (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 3), Wien 1975.

<sup>61)</sup> J. Fontaine, Art. hl. Martin (Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. 7, Sp. 119).

J. Rath, Art. Tours (ebendort, Bd. 10, Sp. 287).

<sup>62)</sup> Eduard Freiherr von Sacken, Archäologischer Wegweiser durch das Viertel ober der Wienerwald von Niederösterreich. (Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereins zu Wien, Bd. XVII, 1877, S. 154, dazu Abb. 89, 90 auf S. 153.)

Hans Tietze, Die Denkmale des politischen Bezirkes Melk (= Österreichische Kunsttopographie, Bd. III), Wien 1909. S. 323, dazu Abb. 326.

hl. Rupert in Salzburg etwa <sup>63)</sup> oder an den Bleichelch des hl. Wolfgang in seiner Wallfahrt am Abersee <sup>64)</sup>. Der Trinkbecher des hl. Ulrich soll dem Stift Melk um 1070 vom Markgrafen Ernst geschenkt worden sein. Es handelt sich um eine kummenförmige Kürbisschale in einer silbernen Fassung, die aber erst aus dem 14. Jahrhundert stammt. Im Boden des Gefäßes ist eine vergoldete Platte mit dem Bild des auf dem faldistorium sitzenden Heiligen eingelassen. Das Gefäß ist seiner merkwürdigen Form nach vielleicht ein Beutestück aus dem Ungarnkrieg von 955. Ähnlich geformte magyarische Gefäße, wie beispielsweise die sogenannte „Leckerbissenschale“, sind im Schatz von Nagy-Szent-Miklos erhalten <sup>65)</sup>. Solche kummenförmige Gefäße, bei denen also die Form der Pflanzenschale direkt beibehalten werden konnte, sind im Frühmittelalter auch nachgeformt worden. Das berühmteste Stück dieser Art ist wohl der karolingische Silberbecher von Pettstadt bei Bamberg, der dem 9. Jahrhundert zugewiesen wird <sup>66)</sup>.

Beim hl. Ulrich war als ihm verwandter schwäbischer Adeliger bereits der hl. Wolfgang zu erwähnen, der zum Bischof von Regensburg aufgestiegen war. An seinem Wallfahrtsort am Abersee hat sich neben anderen Reliquien sein bleierner Reisekelch erhalten. An dem äußerlich unansehnlichen, geistig aber sehr wichtigen Kelch wurden die bekanntesten Wallfahrtsmitbringsel, die „Wolfgangihackeln“ einst angerührt. Der aus dem schwäbischen Hochadel stammende Heilige hatte mit den Königsfamilien seiner Zeit ebensoviel zu tun wie vordem der hl. Ulrich. Er war schließlich der Erzieher des späteren Kaisers Heinrich II., und in diesem Zusammenhang kommen wir auch wieder in den Erzählbereich der Träume hinein. Im Jahr 1008 soll nämlich Heinrich, der damals noch nicht König war, geträumt haben, er sei in der Kirche St. Emmeram in Regensburg gewesen und wäre am Grab des Heiligen im Gebet gekniet. Plötzlich schien ihm der Heilige an seiner Seite zu stehen und zu sagen: „Siehe genau auf die Schrift an der Mauer neben meinem Grab!“ Er habe aufgeschaut und dort die zwei Worte gelesen: „Post sex“ — also nach sechs. Als Heinrich aus diesem Traum erwachte, konnte er die beiden Worte nicht mehr loswerden, ob sie nun sechs Tage oder sechs Monate oder sechs Jahre

---

<sup>63)</sup> Ausstellung Romanische Kunst in Österreich. Krems 1964. Nr. 124, S. 176 f. (Hermann Fillitz).

<sup>64)</sup> Leopold Schmidt, Heiliges Blei in Amuletten, Votiven und anderen Gegenständen des Volksglaubens in Europa und im Orient (= Leobener Grüne Hefte, H. 32), Wien 1958. S. 75 f.

<sup>65)</sup> Rudolf Noll, Vom Altertum zum Mittelalter (= Kunsthistorisches Museum, Wien, Katalog der Antikensammlung I), Wien 1958. S. 89, Nr. 19.

Gyula László, Steppenvölker und Germanen. Kunst der Völkerwanderungszeit. Wien und München 1970. Taf. 161.

<sup>66)</sup> Walter Drexel, Deutsches Handwerksgut (Ergänzungsbd. zur Propläen-Kunstgeschichte), Berlin 1939. Abb. 176.

bedeuten sollten. Schließlich ergab es sich, daß sechs Jahre gemeint waren, denn nach sechs Jahren wurde Heinrich zum deutschen König gewählt <sup>67)</sup>.

Dieser berühmte Traum, den doch wohl wieder der Fürst selbst erzählt haben muß, ist sehr bekannt geworden, hat sich weit verbreitet und ist auch bildlich dargestellt worden; nicht zuletzt in der niederösterreichischen Gründung des Heiligen, nämlich in Wieselburg, wo ja ein gewaltiger Teil der von ihm gestifteten Kirche in wuchtigem Regensburgischen Gewölbebau noch aufrecht steht. An dieser Kirche wurde ein Bild dieser Traumvision angebracht. Das noch erhaltene Gemälde ist vielleicht die barocke Weiterführung einer mittelalterlichen Darstellung <sup>68)</sup>.

Kaiser Heinrich II., der Heilige, ist überhaupt ein gewaltiger Träumer gewesen. Das läßt sich einem ungewöhnlich interessanten literarischen Zeugnis entnehmen, nämlich der Traumvision in der Servatius-Legende des Heinrich von Veldeke <sup>69)</sup>. Dort wird geschildert, daß, wohl um 1020, der Kaiser Heinrich für seine Stiftung in Goslar ein „goldenes Haupt“, also ein Kopfreliquiar des hl. Servatius, habe anfertigen lassen. Er war aber mit der Arbeit der Goldschmiede nicht zufrieden, weil er bemerkte, daß die Augen des Reliquiars, als Edelsteine eingesetzt, so standen, als ob der Heilige schielen würde. Er ließ deshalb die Goldschmiede gefangensetzen. Da erschien ihm des Nachts im Traumgesicht der hl. Servatius, der ihm gebot, die gefangenen Goldschmiede freizulassen, er soll nur schauen: Er, Servatius, habe eben geschickt, daher mußten die Goldschmiede den Kopf auch so machen,

„besech, wie skêl dat ich bin,  
des moet dat houvet skêl sin,  
dat gemaht es na't houvet min”.

Der Traum Kaiser Heinrichs II. führt also direkt in jene Welt der Besteller wie der Hersteller von Kopfreliquiaren, die jener Zeit so ungemain wichtig gewesen sein müssen. In Österreich hat sich fast nichts davon erhalten. Wieder ist es nur ein Stück aus Melk, das vermutlich auch wieder auf die Babenberger zurückgeht, jenes Reliquiar in Form eines gekrönten weiblichen Kopfes, das um 1200 geschaffen, später

---

<sup>67)</sup> Johann B. Mehler, Der Heilige Wolfgang, Bischof von Regensburg. Historische Festschrift zum neunhundertjährigen Gedächtnisse seines Todes. Regensburg 1894. S. 196.

<sup>68)</sup> Leopold Schmidt, „Post sex”. Zu einem Bild der Wolfgangslgende in Niederösterreich. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XVI/65, 1962, S. 96 ff.)

<sup>69)</sup> Paul Piper, Höfische Epik (= Deutsche National-Literatur, Bd. 4/1), Stuttgart o. J., S. 122 f. V. 2190 ff.

noch ausgestaltet worden sein mag<sup>70)</sup>. Das Stück ist leider sehr schweigsam, wir wissen nicht, Reliquien welcher weiblicher Heiligen es enthalten haben mag und wir wissen auch nicht, warum seine Deckplatte mit einer eigenartigen Drachengestalt zwischen Ranken geschmückt sein mag. Aber vielleicht könnte der Drache auf die hl. Margarete hinweisen, deren Attribut er ja war<sup>71)</sup>.

Die Träume Heinrichs II. haben auf dieses Gebiet der Heiligenverehrung geführt, und Träume sind es auch, die von der Frühzeit der späterhin größten Wallfahrt Österreichs kundtun. Als frühester fürstlicher Pilger nach Mariazell wird doch der Markgraf Wladislaw von Mähren genannt, den um 1200 während einer Krankheit im Traum das Mariazeller Gnadenbild erschienen sein soll und der deshalb mit seiner Gemahlin dorthin wallfahrtete und eine Kapelle errichten ließ<sup>72)</sup>. Die Traumweisung ist ja für Mariazell auch weiterhin wesentlich geblieben, weil König Ludwig I. von Ungarn im 14. Jahrhundert nach einem Traum das Schatzkammerbild als zweites Gnadenbild nach Mariazell stiftete<sup>73)</sup>.

Die Träume Heinrichs II. lenken aber die Aufmerksamkeit auch auf das Gebiet der Verehrung zeitgenössischer Persönlichkeiten, die späterhin als Heilige angesprochen wurden. Das galt schon für den hl. Wolfgang, das muß auch für den hl. Gotthard von Niederaltaich gelten, der späterhin Bischof von Hildesheim war. Die von Niederaltaich aus geförderte lebhafte Gotthard-Verehrung hat zur Gründung von Wallfahrten auch in Österreich geführt, vor allem noch im 12. Jahrhundert in St. Gotthard bei Texing<sup>74)</sup>. Der hl. Gotthard ist jedoch in diesem Zusammenhang noch weiterhin von Wichtigkeit, weil sich von ihm zahlreiche Textilreliquien erhalten hatten. Bis 1681 waren die meisten seiner Paramente noch in Niederaltaich vorhanden. Und auch heute noch sind dort auf dem Gotthards-Altar immerhin außer

---

<sup>70)</sup> Eduard Freiherr von Sacken, Archäologischer Wegweiser durch das Viertel ober dem Wienerwald in Niederösterreich. (Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereines zu Wien, Bd. XVII, 1877, S. 154, dazu Abb. 91 auf S. 153.)

Hans Tietze, Die Denkmale des politischen Bezirkes Melk (= Österreichische Kunsttopographie, Bd. III), Wien 1909, S. XV und 324, Abb. 325.

Ausstellung Romanische Kunst in Österreich. Krems 1964. Katalog Nr. 125, S. 177 f. (Hermann Fillitz).

<sup>71)</sup> Hiltgart L. Keller, Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Stuttgart 1968. S. 348.

<sup>72)</sup> Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 4: Kärnten und Steiermark. Wien 1956. S. 197.

<sup>73)</sup> Gugitz, ebendort, S. 197 ff.

<sup>74)</sup> Gugitz, Gnadenstätten, Bd. 2, S. 167.

dem Abtsstab die Kasel, das Zingulum und ein Pontifikalschuh zu sehen<sup>75)</sup>.

Mit diesen verschiedenen Textilreliquien nähern wir uns der bemerkenswertesten, auf eine derartige textile Erinnerung bezogene Legende aus der Babenbergerzeit, nämlich der Gründungslegende von Klosterneuburg<sup>76)</sup>. Der Schleier der Markgräfin erscheint heute als große Besonderheit herausgehoben. Für das Mittelalter war das nicht so, es gab verwandte Reliquien, an die sich ähnliche Legenden hefteten, und das an den verschiedensten Orten. Für die Babenberger mag es besonders wichtig gewesen sein, daß die hl. Gertrud von Nivelles aus ihrer karolingischen Verwandtschaft mit einer Schleiersage verbunden war. Die Heilige hat nämlich der Tradition nach einen Brand in ihrem Kloster von Nivelles mit ihrem Schleier gelöscht, wie noch barocke Andachtsbilder zeigen<sup>77)</sup>. Der Schleier wurde mindestens bis zur Französischen Revolution in Nivelles verehrt. Die Babenberger haben zu ihrer Burg in Gars wohl schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts die Gertrudskirche gestellt, die bis Leopold III. ihre Eigenpfarre blieb<sup>78)</sup>. Es ist auch nicht zu übersehen, daß die Familie immer wieder Frauen mit dem Namen der Heiligen heranzog und hervorbrachte<sup>79)</sup>, sicherlich ein Zeichen dafür, daß die große Heilige als Spezialpatronin des Geschlechtes gegolten haben muß. Dementsprechend war sicherlich auch ihre Schleierlegende hier bekannt.

Nur nebenbei kann hier bemerkt werden, daß die hl. Gertrud in Franken eine derartige Sonderverehrung genoß, daß diese fränkische Gertrud als eine eigene Persönlichkeit aufgefaßt und als solche selbständig verehrt wurde<sup>80)</sup>. Und auch bei dieser fränkischen Gertrud spielte eine Textilreliquie wieder eine bedeutende Rolle, nämlich der Mantel dieser hl. Gertrud, der heute noch, wenigstens in erneuerter

---

<sup>75)</sup> Josef Fellenberg gen. Reinold, Die Verehrung des hl. Gotthard von Hildesheim in Kirche und Volk (= Rheinisches Archiv, Bd. 74), Bonn 1970. S. 128, 139.

<sup>76)</sup> Brüder Grimm, Die Deutschen Sagen, Bd. II, Nr. 504, S. 137, mit Quellenangaben.

<sup>77)</sup> Österr. Museum für Volkskunde, Graphiksammlung.

<sup>78)</sup> Topographie von Niederösterreich, Bd. III, Wien 1909, S. 319.

Hans Wolf, Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. Bd. II, Die Kirchen- und Grafschaftskarte. 6. Niederösterreich. Wien 1955. S. 296 f.

<sup>79)</sup> Konrad III. vermählte Heinrich II. mit Gertrud, einer Tochter Kaiser Lothars, der Witwe Herzog Heinrichs des Stolzen. Vgl. ferner Königin Gertrud (von Sulzbach), Gertrud, die Mutter Herzog Heinrichs des Löwen, Gertrud von Staufen, Gemahlin König Wladislaws I. von Böhmen usw.

<sup>80)</sup> Matthias Zender, Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde. Düsseldorf 1959. S. 92 f.

Bernhard Schemmel, Sankt Gertrud in Franken (Würzburger Diözesangeschichtslätter, Bd. 30, 1968, S. 82 ff.).

Form, in Neustadt am Main vorhanden ist. Da ist also zu der Schleierreliquie von Nivelles eine Mantelreliquie von Neustadt getreten, und auch das wieder nicht ohne besondere glaubensmäßige Bedeutsamkeit.

Man darf bei den starken Beziehungen der Babenberger nach dem Westen weiters nicht übersehen, daß ihnen sicherlich eine Hauptreliquie des Frankenreiches aus karolingischer Zeit nicht unbekannt war, nämlich der Schleier der hl. Maria, der bis heute in der Kathedrale von Chartres aufbewahrt wird<sup>81)</sup>. Er soll der Kirche um 876 von Karl dem Kahlen geschenkt worden sein und war ein kostbares orientalisches Schleiertuch, was auch in der Französischen Revolution bestätigt wurde, als man ihn wie so viele andere Reliquien vernichten wollte<sup>82)</sup>. Das Reliquiar ist, wie in anderen Fällen, später erneuert worden. Wenn man es nur flüchtig besieht, könnte man meinen, vor dem Reliquiar des Klosterneuburger Schleiers zu stehen.

Auch hier bei diesem handelt es sich zweifellos um ein mittelalterliches Schleiertuch, das allerdings noch nie untersucht wurde<sup>83)</sup>. Die damit verbundene Legende wurde anscheinend erst im 14. Jahrhundert schriftlich niedergelegt. Zur Zeit Leopolds III. dachte man, wenn man verwandte Legenden kannte, wohl in erster Linie an jene Gnadenstätten, die durch die Auffindung eines Schleiers der hl. Kuniunde begründet worden waren. Die Gemahlin Heinrichs II., der somit auch hier wieder als Anreger spürbar wird, soll vom Erker der Burg von Bamberg, also wohl der heutigen Altenburg, drei Schleier den Winden preisgegeben und dabei gelobt haben, an den Stellen ihrer Auffindung je ein Kloster zu bauen<sup>84)</sup>. Am bekanntesten ist diese Sage in Verbindung mit dem Kloster Burgerroth bei Ochsenfurt geworden. Die Legende wird aber auch für das Kloster Bildhausen bei Bad Kissingen erzählt<sup>85)</sup>. Bei Burgerroth ist an das 11., bei Bildhausen an das 12. Jahrhundert zu denken, handelt es sich doch um eine mit Heiligenkreuz gleichzeitig entstandene Zisterzienserabtei. Von Bedeu-

---

<sup>81)</sup> Stephan Beissel, Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau in Legende und Geschichte. Freiburg im Breisgau 1913. S. 424.

Maurice Malingue, Sanctuaires et pèlerinages de France. Paris 1952. Abb. S. 110.

<sup>82)</sup> Maurice Colinon, Guide de la France religieuse et mystique. Paris 1969. S. 247 f. (Hinweise und Übersetzung der ausführlichen Stelle verdanke ich Klaus Beitzl).

<sup>83)</sup> Herr DDr. Floridus Rörig, Klosterneuburg, hat mir freundlicherweise darüber Mitteilung gemacht und die Aufnahme vermittelt.

<sup>84)</sup> A. Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande. Bd. II, München 1852. S. 213 f., Nr. 664.

<sup>85)</sup> Friedrich Heinrich von der Hagen, Minnesinger. Deutsche Liederdichter des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. IV. Teil, Leipzig 1838. S. 64, Anm. 7.

A. Wendehorst, Art. Bildhausen (Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. 2, Sp. 468, ohne Hinweis auf die Schleierlegende).

tung ist dabei, daß die dortigen Äbte „Weiser“ für mehrere Frauenklöster, unter anderem auch für Frauenroth waren. Und gerade an Frauenroth knüpft sich ja eine weitere, nicht mehr mit der Kaiserin Kunigunde verbundene Schleierlegende. Das kleine Kloster wurde nämlich von Otto von Botenlauben, dem Grafen von Henneberg, und von seiner Gemahlin Beatrix gegründet, 1234. Beatrix aber war die Tochter von Joscelin von Courtenay, dem Seneschall des Königreiches Jerusalem und hat wohl von dort ihren kostbaren orientalischen Schleier mitgebracht, den sie vermutlich ihrer Stiftung widmete, worauf sich fast mit Zugzwang die Schleierlegende daran heftete<sup>86)</sup>. An das Stifterpaar erinnert heute noch das schöne spätstauferische Doppelgrabmal in der kleinen Kirche von Frauenroth.

Die in Österreich erzählten Schleierlegenden berühren sich zum Teil mit den fränkischen, zum Teil sind sie anscheinend unabhängig davon. Die Schleierlegende der Gräfin Radegundis von Peigarten im Pulkautal etwa gehört noch ins 12. Jahrhundert und ist daher wohl unabhängig, auch von der Klosterneuburger Legende, entstanden<sup>87)</sup>. Noch älter sind anscheinend die Schleierlegenden in der Steiermark. Die Gründung von Kloster Göß bei Leoben fällt schließlich schon in das Jahr 1004, es soll sich um den Schleier von Adula, der Gattin des Grafen Aribo gehandelt haben, deren weggewelter Schleier durch ihren Hund wiedergefunden worden sein soll<sup>88)</sup>.

Der Hund als „weisendes Tier“, wie die Legendenforschung in einem solchen Fall sagt<sup>89)</sup>, der Hund ist also in Göß nicht weniger deutlich vertreten als in Klosterneuburg, nur daß dort die Erinnerung an die Jagdrüden des Markgrafen durch alle Jahrhunderte hindurch weit stärker lebendig gehalten wurde: Die Nachkommen der „historischen“ Jagdhunde saßen ja noch im 18. Jahrhundert im Kloster-

---

<sup>86)</sup> Friedrich Heinrich von der Hagen, Minnesinger, wie oben, T. IV, S. 64.

Zur Familie der Herren von Courtenay, Seneschalle des Königreiches Jerusalem vgl. Adolf Waas, Geschichte der Kreuzzüge. Bd. II, Freiburg 1956. S. 101, 104, 105 u. ö.

<sup>87)</sup> A. Schneider, Sagen aus dem Pulkautale. Haugsdorf 1923.

Danach Anton Mailly, Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum. Wien 1929. S. 30. Ferner Alexander Brunner, Aus vergangenen Zeiten des alten Pfarrgebietes Pfaffendorf. Wien 1949. S. 76 f.

<sup>88)</sup> Hans von der Sann (= Johann Krainz), Sagen aus der grünen Mark. Graz 1890. S. 29 f. (nach verschiedenen älteren Quellen). Neuausgabe von Otwald Kropatsch, Graz 1952. S. 67 f.

<sup>89)</sup> Rudolf Kriss, Die Volkskunde der Altbayrischen Gnadenstätten. Bd. III, München—Pasing 1956. S. 91 ff.

Leopold Schmidt, Hirtenmotive in Wallfahrtsgründungslegenden (in: Festschrift Nikolaus Grass zum 60. Geburtstag dargebracht. Bd. II, Innsbruck 1975. S. 199 ff.).

neuburger Zwingler, den Wallfahrern wohlbekannt <sup>90</sup>). Da sind also die Legendenparallelen der Tierweisung durch Hunde deutlich gegeben. Inwieweit gemeinsame Anregungen aus Franken vorgelegen sein mögen, läßt sich kaum mehr erschließen. Aber die Tochter von Aribo und Adula hieß nun freilich Kunegunde, was auf den Kreis der fränkischen Schleierlegenden hinweisen könnte. Schließlich standen Aribo II. und seine Gattin Adula wirklich in enger Verbindung mit dem heiligen Kaiserpaar. Sogar die kirchliche Zustimmung zu ihrer Gründung Göß wurde durch Papst Benedikt VIII. gerade in Bamberg erteilt <sup>91</sup>). Es war die Bestätigung für ein Kanonissenstift, und hier könnte eine Art von historischer Begründung gerade der Gösser Schleierlegende enthalten sein, war doch der Kopfschleier bezeichnendes Stück der Kanonissenracht, wie auch spätere Bilder, beispielsweise das Fresko der Äbtissin Herburgis in der Gösser Michaelskapelle im 14. Jahrhundert noch deutlich bezeugen <sup>92</sup>). Die Auffindung gerade dieses Schleiers durch den Jagdhund sollte vielleicht darauf hinweisen, daß man ein Kanonissenstift und nichts anderes gründen wollte.

Was weitere steirische Schleierlegenden noch betrifft, so mag man die Gründungslegende von Maria Himmelsberg in Straden wohl ins 13. Jahrhundert datieren. Dort handelt es sich um den Schleier der im Wald verirrtten Tochter eines steirischen Grafen, die durch den hinweisenden Schleier gerettet werden konnte <sup>93</sup>). Bemerkenswert erscheint, daß diese steirischen Schleierlegenden noch eine verhältnismäßig späte Nachfolge gehabt haben. Als Eleonora von Portugal 1454 zu ihrem Gemahl Kaiser Friedrich III. reiste, trug ihr bei Vordernberg ein Windstoß ihren Schleier weg. Er fand sich auf einem Dornenstrauch wieder, wo er bei einem Kruzifix lag, für das die Kaiserin eine Kirche zu bauen beschloß <sup>94</sup>). Das Kreuz, an das sich also diese spätmittelalterliche Schleierlegende geheftet hatte, das hat sich in dieser Kirche von Vordernberg noch erhalten. Ein barockes Lied schilderte noch im 18. Jahrhundert die sonst wenig bekannte legendäre Begeben-

---

<sup>90</sup>) Vinzenz O. Ludwig, Klosterneuburg. Wien (1926), S. 157.

<sup>91</sup>) Rochus Kohlbach, Die Stifte Steiermarks. Ein Ehrenbuch der Heimat. Graz 1954. S. 10.

<sup>92</sup>) Karl Bracher, (Hg.), Stift Göss. Geschichte und Kunst. Archivallische Beiträge (= Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Sonderband 12), Graz 1966. S. 40 f.

<sup>93</sup>) Hans von der Sann, Sagen aus der grünen Mark. Graz 1890. S. 27. Neuausgabe von Otwald Kropatsch, Graz 1952, S. 27.

Anton Mailly, Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum. Wien 1929. S. 29 f.

<sup>94</sup>) Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 4: Kärnten und Steiermark. Wien 1956. S. 273.

heit<sup>95)</sup>. Es mag sein, daß Friedrich III., der sich eifrig um die Heiligsprechung des Markgrafen Leopold annahm und daher die Schleierlegende gut kannte, auch für seine Gemahlin und sich wenigstens ein bescheidenes Gegenstück haben wollte. Man denkt vielleicht noch einmal an das Wort von Reinhold Schneider zurück, der doch sagte: „Wenig berichtet die Geschichte vom Innersten der Menschen, die sich in geschichtlicher Stunde bewährten oder versündigten.“ Bei solchen Legenden glaubt man unter Umständen doch, ein bißchen in jenes Innerste der Fürsten hineinblicken zu können.

Damals, zur Zeit Friedrichs III., arbeitete freilich schon Rueland Frueauf an der großen malerischen Darstellung der ganzen Klosterneuburger Gründungslegende<sup>96)</sup>. Er stellte nicht nur den Verlust des Schleiers dar und jene Jagd, auf der die besonders liebevoll gemalten Hunde den Schleier auf dem Holunderbaum wiederfanden und verbellten. Er zeigte auch, daß bei der Klostergründung der legendäre Baum hinter dem Altar aufgestellt wurde, und ging bezeichnenderweise nicht mehr auf die ältere Klosterneuburger Tradition ein, welche in dem großen romanischen Baumleuchter des Stiftes das ältere Reliquiar für diese „Hollerstaude“ erblickte<sup>97)</sup>, was sich aber in der Volksüberlieferung erhalten hat.

Dieser gewaltige Baumleuchter und das Schliertuch selbst sind sicherlich greifbare Zeugnisse für Glaube und Brauch schon in der Babenbergerzeit und aus dieser bis in die Gegenwart herüberreichend geblieben. Was sich daran anschloß, vor allem die Verehrung des Grabes des hl. Leopold, war im Glauben an die Kraft der starken Toten sicherlich auch schon damals begründet. Von hier aus gesehen ist die Schleierlegende also auch ein Teil dieses Glaubens an das Heil der Fürsten. Die greifbaren Zeugnisse wie das Grab selbst, wie der Baumleuchter und der Schleier, dann das Auswerfen des Totenbrottes in der Form des sogenannten „Prügelbrottes“ und schließlich auch das Halten der weisenden Hunde, der Nachkommen der Jagdrüden im Klosterneuburger Zwinger, sie alle zusammen haben diesen Glauben an das für Land und Volk maßgebliche „Königsheil“ nachdrücklich unterstützt. Zur Kultstätte im engeren Sinn wurde das Grab erst, seit Herzog

---

<sup>95)</sup> Wolfgang Suppan, Lieder einer steirischen Gewerkensgattin aus dem 18. Jahrhundert. Handschrift 1483 des Steiermärkischen Landesarchivs Graz (= Beiträge zur Erforschung steirischer Geschichtsquellen, XLIX. Heft), Graz 1970.

<sup>96)</sup> Alfred Stange, Rueland Frueauf d. I. Ein Wegbereiter der Donauschule. Hg. Kurt Rossacher. Salzburg 1971. Taf. 42, 46, 48 und 50.

<sup>97)</sup> Berthold Cernik, Der romanische Baumleuchter in Klosterneuburg (Unsere Heimat, Bd. XX, Wien 1949, S. 96 ff.).

Ausstellung Romanische Kunst in Österreich. Krems 1964. Nr. 140, S. 186 f., (Hermann Fillitz).

Heinrich Jasomirgott seine Residenz nach Wien vorschob und sich mit dem Schottenkloster seine eigene bedeutsame Glaubens- und Ruhestätte schuf. Seine babenbergischen Nachfolger gingen als Herzöge auf diesem Weg weiter, bis zu Leopold VI., der mit Lilienfeld noch einmal eine solche gewaltige Stätte des Glaubens wie des Vertrauens an sein Heil errichtete. Diese Grundeinstellung hatte ja die Leute der Gründungsgrafen auch nicht getrogen. Ihr Land war groß und mächtig geworden und stand nun in jeder Hinsicht im 13. Jahrhundert ebenbürtig neben den alten Stammlanden da.

# Zur Aussegnung der ledigen Wöchnerin in Österreich

Nach den Sammlungen des Atlas der deutschen Volkskunde

(Mit 2 Karten)

Von Gerda Grober-Glück

Im Folgenden sollen einige insbesondere für Österreich interessante Mitteilungen über die Aussegnung der ledigen Wöchnerin vorgestellt werden. Es handelt sich um Angaben aus dem 1933 gesammelten Material des Atlas der deutschen Volkskunde zum ersten Kirchgang der Wöchnerin<sup>1)</sup>. Hier wurde neben Termin und Bezeichnung auch die Frage nach dem Verlauf der Handlung gestellt. Dabei gingen die Gewährsleute gelegentlich auch auf Erscheinungen am Rande ein: auf den ersten Kirchgang bei Nottaufe und beim Tod der Wöchnerin und eben auch auf die Aussegnung unverheirateter Mütter. Da rund 18.000 Orte in Deutschland und Österreich befragt wurden, sind auch solche Spontanangaben relativ zahlreich und daher geeignet, die Funktion eines Indikators auszuüben, der anzeigt, welcher Erscheinung in welchem Gebiet besondere Bedeutung zukommt.

Karte 1 vereinigt alle Spontanangaben zu Fr. 156 d. Dazu kommen noch im deutschen Bereich einige zusätzliche Belege aus Fr. 101, bei der zum Thema Taufe auch Angaben über die Taufe unehelicher Kinder und die Aussegnung lediger Mütter gemacht wurden<sup>2)</sup>. Die Hälfte aller dieser Mitteilungen — 46 von insgesamt 93 — sagen aus, daß bei Unverheirateten die Aussegnung entfällt. In Deutschland bestimmen diese Angaben das Bild fast ausschließlich und kommen

---

<sup>1)</sup> Die Karte „Bezeichnung des ersten Kirchgangs“ in der 6. Lieferung des Atlas der deutschen Volkskunde — Neue Folge befindet sich im Ausdruck. Für die 7. Lieferung sind Karten über Kern- und Randerscheinungen des Verlaufs in Vorbereitung. — ADV-Frage 156 d lautet: Wie vollzieht sich der kirchliche Brauch beim ersten Kirchgang? (Z. B. eigentliche Aussegnung, Verbindung mit Taufe, nur Gebet in der Predigt, kein besonderer Kirchgang, weil Haustaufe?) (Wir bitten es besonders zu vermerken, wenn konfessionelle Unterschiede vorkommen.)

<sup>2)</sup> Lothar Martin, Brauchtum bei der Taufe. In: Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge. Erläuterungen Bd. I, Marburg 1959—1964, XII, § 85, Abb. 91, S. 703.

hier auch im Verbreitungsgebiet der evangelischen Konfession vor, gleichgültig, ob hier der erste Kirchgang durch eine Fürbitte nach der Predigt oder durch eine Einsegnung seinen besonderen Charakter erhält oder mit der Taufe verbunden wird. Eine charakteristische Meldung über eine durch das Verbot provozierte Ersatzhandlung kommt aus dem evangelischen Ostpommern<sup>3)</sup>. Die Zahl der im katholischen Bereich genannten Belege für Ablehnung der Aussegnung vonseiten der Kirche ist allerdings wesentlich höher. Grund dafür ist sicherlich die von der katholischen Kirche mit besonderer Konsequenz vertretene Auffassung von Ehe und Geschlechtsverkehr: die Ehe ein Sakrament, eine Heiligung der Ehegatten zur gottgefälligen Erfüllung ihrer irdischen und christlichen Standespflichten, zu denen das *debitum conjugale* als Heil- und Schutzmittel gegen unordentliche Begierlichkeit und als Mittel zum Zweck der Ehe, der Zeugung von Kindern, gehört<sup>4)</sup>. Da die Kirche stets festhielt an dem Anspruch, Vergehen gegen Religion, Sittlichkeit und kirchliche Zucht bei Geistlichen und Laien mit rein kirchlichen Strafen ahnden zu können, war auch in diesem besonderen Fall eine Entziehung kirchlicher Rechte und Gnadenmittel möglich<sup>5)</sup>. Die katholische Kirche vertrat mit Entscheidung der Ritenkongregation von 1859 den Standpunkt, daß ledige Wöchnerinnen auf die Aussegnung kein Anrecht haben; nicht umsonst folgt in den verbindlichen liturgischen Texten die *benedictio* unmittelbar dem *ordo matrimonii*. In den meisten Diözesen ist sie dem Kirchenlexikon von 1882 zufolge *ratione scandali* und weil im Segnungsformular vieles nicht paßte, ausdrücklich verboten<sup>6)</sup>. Die Formulierung „kein Anrecht“ schließt die Aussegnung Lediger nicht völlig aus. Die Kirchen

---

<sup>3)</sup> Adlig Landeck (Posen — Westpreußen): Uneheliche Wöchnerinnen dürfen nur von außen um die Kirche gehen und sprechen dabei ihr Gebet.

<sup>4)</sup> Wetzler und Welte's Kirchenlexikon, Bd. 4 (1886), 142 ff. — Der uneheliche Beischlaf, gleich, ob mit einer Dirne oder einer ehrbaren Person, ist ein strafbares Vergehen (ebda, 208).

<sup>5)</sup> Ebda, Bd. 11 (1889), 857 ff.

<sup>6)</sup> Ebda, Bd. 1 (1882), 1712. — Die Entscheidung der Ritenkongregation von 1859 geht auf eine Bitte um Klärung des Bischofs von Breslau von 1858 zurück, weil, wie er ausführt, „in multis dioecesis Germaniae“ die ledige Wöchnerin kirchlich ausgesegnet werde (vgl. E. Hoyer, Kanonistisches zum Atlas der deutschen Volkskunde = Beiheft 3 zur Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde, Prag 1935, S. 32). In der Tat verweisen Angaben aus früheren Jahrhunderten auf unterschiedliche Handhabung. Nach Ad. Franz (Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter, 1909, II, S. 231) schlossen Sitte und Vorschriften die ledigen Wöchnerinnen aus, nach P. Browe (Beiträge zur Sexualethik des Mittelalters, Breslau 1932, S. 29) muß eine Aussegnung Lediger stattgefunden haben, denn es werden dafür erhöhte Gebühren erwähnt. Nach einer Agenda von 1720 für Köln (*Agenda S. Coloniensis ecclesiae . . . iussu D. D. Josephi Clementis Archi-episcopi Coloniensis, Coloniae Agrippinae 1720*, S. 257) findet keine Aussegnung Lediger statt. In den Ritualien der Erzdiözese Prag erscheint ein Verbot erstmals 1873 (Hoyer, s. o. S. 31).

durften aber sicher sein, in der weltlichen Öffentlichkeit auf Verständnis für Verbot oder Restriktionen zu stoßen. Für die vergangenen Jahrhunderte sind genug Zeugnisse vorhanden, daß die Öffentlichkeit hierin der Kirchenmeinung folgte und selbst Maßnahmen gegenüber „gefallenen Mädchen“ ergriff<sup>7)</sup>. Die Verweigerung der kirchlichen Aussegnung — so hart sie von religiös eingestellten Frauen empfunden worden sein mag — konnte daher die Erleichterung bedeuten, nicht öffentlich auffallen zu müssen, wie ja auch das Verbot, an der Taufe des Kindes teilzunehmen<sup>8)</sup>, sicher nicht nur als Strafe angesehen wurde. Gegenstand unserer Betrachtung sind im folgenden die (auf Karte 1 schraffiert dargestellten) Belege über Aussegnung mit bestimmten Restriktionen, die sich so auffällig in Österreich häufen<sup>9)</sup>. Sie stimmen sämtlich darin überein, daß sie den normalen Ablauf der kirchlichen Aussegnung verändern mit dem Ziel, die mindere Stellung der ledigen Mutter gegenüber der verheirateten deutlich zu machen.

Die Besonderheit der jeweiligen Restriktion kann nur durch Vergleich der Aussegnung von Verheirateten und Ledigen im gleichen regionalen Bereich erschlossen werden. Die Antworten der Gewährsleute bieten dabei eine Hilfe, weil sie auf vergleichende Differenzierung angelegt sind.

Zum Verständnis der Abweichungen sei die Aussegnung der verheirateten Wöchnerin skizziert. Als Normalfall kann in Deutschland und Österreich der dreißiger Jahre eine aus zwei Teilen bestehende Benediktion gelten, wie sie im *Rituale Romanum* vorgeschrieben ist<sup>10)</sup>. Die Wöchnerin wird vom Priester in Empfang genommen (am Portal, in der Vorhalle, hinten in der Kirche, in der Sakristei) und dabei gesegnet. Bei dieser ersten Segnung wird in der Regel eine Kerze überreicht und entzündet. Diese Kerze trägt die Wöchnerin bei dem nun folgenden Gang zur zweiten, eigentlichen Segnung am Hoch- oder Nebentalar in der einen Hand; die andere hält die Stola. Begleitung und Opfergaben sind ziemlich allgemein üblich, aber in ihrer Zusammensetzung regional verschieden; das Umschreiten des Altars, die Teilnahme des Kindes wie auch die besondere Handlung der Aufopferung des Kindes am Altar sind nur in bestimmten Gebieten gebräuchlich. Vorgänge des Wandels und Schwundes sind — obwohl nicht erfragt — deutlich erkennbar und auch regional zu fixieren. Die Tendenzen des Wandels kann man unter dem Hauptnenner „Rückgang des Demonstrationscharakters“ zusammenfassen: Die erste Segnung wird ins

---

7) Vgl. H DA IV, 509.

8) L. Martin, Brauchtum bei der Taufe (wie Anm. 2).

9) Text zu den nummerierten Belegen von Karte 2 am Schluß des Artikels.

10) Vgl. Das Ritual der katholischen Kirche. Aus dem Lateinischen von M. A. Nickel, Mainz 1839, S. 248—250.

Innere der Kirche bzw. in die Sakristei verlegt oder entfällt überhaupt; die zweite Segnung findet nicht mehr nur am Altar, sondern auch an weniger auffälligen Stellen statt; die Begleitpersonen werden an Zahl reduziert.

Weitaus die meisten Abweichungen bei der Aussegnung der unverheirateten Wöchnerin betreffen eine Veränderung der Stelle der zweiten Segnung, und hier ist wiederum am häufigsten der Ersatz des Hochaltars durch einen Seitenaltar<sup>11)</sup>. Das ADV-Material ergibt in diesem Fall: Im Unterschied zum katholischen Süd- und Westdeutschland erscheint der Seitenaltar, das ist vor allem der Marienaltar, als Aussegnungsstelle der verheirateten Wöchnerin in Österreich selten. Lediglich Südkärnten und auch Niederösterreich zeigen eine leichte Häufung von Belegen. Die deutsch-österreichische Staatsgrenze zeichnet sich recht deutlich ab. Gebräuchlich war in Österreich die Aussegnung am Hochaltar; dadurch konnte die Verrichtung am Nebenaltar eine Degradierung zum Ausdruck bringen. Der Tiroler Beleg Kreuzaltar / Marienaltar (Nr. 13) für ledig / verheiratet korrespondiert mit einer benachbarten Angabe über Aussegnung der verheirateten Frau am Marienaltar.

Außer Nebenaltären erscheinen noch andere minder herausgehobene Stätten der eigentlichen Aussegnung in jeweils verschieden großem Abstand zum Altar: Speisgitter statt Altar (Nr. 27), ein Platz hinten in der Kirche (Nr. 19, wahrscheinlich auch Nr. 36) oder überhaupt außerhalb der Kirche vor dem Eingang (Nr. 4, 8, 40, vielleicht Nr. 14). In Wildalpen (Nr. 9) führt der Priester die Verheiratete von der Sakristei aus zum Altar; die Ledige muß den längeren Weg vom Eingang der Kirche her zurücklegen. In Hermagor (Nr. 34) wird sogar von Zurückführen in den hinteren Teil der Kirche gesprochen, bevor ein Ersatz für den Hochaltar aufgesucht wird.

Die Verwendung der Sakristei als Stelle der eigentlichen Aussegnung läßt in regionalen Unterschieden wurzelnde Bewertungsunterschiede erkennen. In Gebieten, wo die verheiratete Wöchnerin — mit oder ohne feierliche Einführung — am Altar (oder Anna-Altar) ausgesegnet wird, muß sich die ledige, sei es zur Aussegnung oder auch nur zur Vermahnung, in der Sakristei einstellen (Nr. 11, 21, 24, 26, 34, 40).

Wo aber, wie im Südosten der Steiermark, die Sakristei als Aussegnungsstätte für die verheiratete Frau den Altar abgelöst hat oder zur Wahl steht, stellen sich andere Bewertungen ein; hier tritt der Seitenaltar (Nr. 43) „in Opposition“, oder der Modus der Abfolge wird geändert, indem die Verheiratete sofort die Sakristei betreten darf,

---

<sup>11)</sup> Vgl. Nr. 4, 8—15, 18, 19, 21—29, 34, 36, 37, 41—46.

während die Ledige davor warten muß, bis der Priester sie holt (Nr. 30)<sup>12)</sup>.

Veränderung eines relativ geringfügigen Elements im Zusammenhang mit der Aussegnungsstelle ist der Wegfall des Schemels (Nr. 42), der vielen Erwähnungen zufolge bei der einführenden Segnung am Eingang, in der Vorhalle oder in der Sakristei für die Wöchnerin bereitgestellt wird. Allerdings darf man wohl die Wirkung gerade dieses Zugs — die Ledige muß auf dem Boden knien — nicht unterschätzen.

Für lokale Differenzierung außerhalb der Kirche ist nur ein Beleg anzuführen. Er kommt aus einem Gebiet, für das im ADV-Material insgesamt acht Angaben vorliegen, denen zufolge die Wöchnerin im Haus ausgesegnet wird<sup>13)</sup>, obwohl dies eigentlich dem römischen Ritus widerspricht, der in seinem ersten Teil eine *introductio in ecclesiam* vorsieht<sup>14)</sup>. In Hotting/Tirol (Nr. 12) darf die ledige Wöchnerin nicht im Haus ausgesegnet werden, sondern muß ins Pfarrhaus gehen, das wie hier auch sonst Ort der Vermahnung ist.

Außer bei den Aussegnungsstätten setzt bewertende Differenzierung auch bei anderen Elementen an, die zum Modus des Geschehensablaufes gehören. So betreffen zwölf Angaben die Kerze, die die Wöchnerin trägt. Die Kerze, Verbindung von Licht und Feuer, ist als Sinnbild des Göttlichen ein im Ritus vorgeschriebener, unabdingbarer Bestandteil der Messe und bei der Spendung der meisten Sakramente, insbesondere der Taufe, aber auch bei vielen anderen kirchlichen Zeremonien<sup>15)</sup>. Die Wöchnerin trägt eine brennende Kerze bei der Einführung als Zeichen, „daß sie in der Taufe Licht in Christo geworden sei und daß Christus, *rex gloriae*, in ihr wohne“<sup>16)</sup>. Eine Verbindung besonderer Art mag sich auch daraus ergeben, daß zu *Mariae Lichtmeß*, entsprechend Lukas 2, 22 ff., dem Tag der *Purificatio Beatae Mariae Virginis*, schon seit dem 10. Jahrhundert eine Kerzenweihe stattfand. Damit ist aber auch eine Beziehung hergestellt zum Volksglauben vom Licht als Lustrationsmittel, das in der Kerze Gestalt gewinnt<sup>17)</sup>, und daraus resultierenden Bräuchen, geweihte Kerzen und geweihtes Wachs im häuslichen Leben zu verwenden, Bräuche, die, wie das ADV-Material zu Frage 155<sup>18)</sup> ergibt, etwa zwischen Isar und

---

<sup>12)</sup> In Prien, Oberbayern (Nr. 4), ist Einführung von der Sakristei oder vom Kircheneingang üblich. Wahrscheinlich wird hier für die Verheiratete die erste Segnung beschrieben.

<sup>13)</sup> Lustenau, Vorarlberg; Hard, Vorarlberg; Wolfurt, Vorarlberg; Thüringerberg, Vorarlberg; Zams, Tirol; Jenbach, Tirol; Hötting, Tirol; Heiligenblut, Kärnten.

<sup>14)</sup> Wetzler und Welte's Kirchenlexikon, Bd. 1 (1882), 1713.

<sup>15)</sup> Ebenda, Bd. 7 (1891), 395 ff.

<sup>16)</sup> Ebenda, Bd. 1 (1882), 1712.

<sup>17)</sup> HDA IV, 1243 ff.

<sup>18)</sup> ADV-NF, Karten 66—69, im Ausdruck.

Inn zum Schutz der gefährdeten Wöchnerin sehr lebendig sind. Zur kirchlichen Bedeutung der Kerzen muß noch ergänzt werden, daß sie insbesondere in Ober- und Niederbayern neben Geld und auch Naturalien zu den Opfergaben gehören, die bei der Aussegnung auf den Altar gelegt oder sonstwie übergeben werden. Aus neun von zwölf Angaben<sup>19)</sup> geht mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit hervor, daß die ledige Wöchnerin keine Kerze erhielt. Grund dafür kann nur sein, daß sie sich im Zustand der Buße<sup>20)</sup> befindet und daher nicht würdig ist, die Kerze zu tragen als Zeichen einer durch Verfehlung unterbrochenen Verbindung mit Christus. Drei Mitteilungen (Nr. 5, 7, 16) zufolge ist die Farbe der Kerze rot statt weiß. In Obermetzenseifen (Zips/Slowakei) war sogar das Material verändert: statt weißem Wachs eine Holzattrappe, oben rot gestrichen. Die außerordentlich große Bedeutung von „rot“ in Kult und Brauch<sup>21)</sup> ist durch ein hohes Maß von Ambivalenz gekennzeichnet. Dazu einige Beispiele, die unser Thema berühren. Im Innviertel erhält jeder, der beim Eintritt in die Kirche zum Totenamt kommt, ein rotes „Wachskerzl“, das er während des Amtes brennt, und in Oberbayern müssen alle beim Totengang benutzten Kerzen oder Wachsstöcke rot sein<sup>22)</sup>. Die Wöchnerin trägt rotes Wachs ums Handgelenk und um den Löffelstiel. Schützt „rot“ hier gegen Tod und Gefährdung, ist es andererseits gerade die für Dämonen und Teufel charakteristische Farbe. — Im Egerland ist „rot“ in der Kleidung ein Zeichen der Jungfräulichkeit; dagegen mußte in Lubenz (Bezirk Luditz/Böhmen) ein Mädchen, das ein uneheliches Kind hatte, mit einem roten Kopftuch bekleidet vor der Kirchentür stehenbleiben<sup>23)</sup>. Die rote Kerze in unserem Fall schließt sich diesem zuletzt genannten Zeugnis an.

Wie die fehlende Kerze ein Zeichen der Buße ist auch die „blaue“ Stola (Nr. 23, vgl. auch Anm. 20). Violett ist seit dem späteren Mittelalter die Farbe für alle kirchlichen Verrichtungen, Zeiten und Tage, die mit Buße zu tun haben<sup>24)</sup>. Wahrscheinlich wird man den Beleg aus St. Veit (Nr. 36) auch in diesen Rahmen einordnen können. Aus dem ADV-Material geht hervor, daß das Ergreifen der Stola durch die Wöchnerin bzw. das Umwickeln einer Hand mit dem Ende der Stola durch den Priester in allen katholischen Gebieten ein fester

---

<sup>19)</sup> Nr. 14, 19, 22, 24, 26, 30, 32, 39, 41.

<sup>20)</sup> Vgl. dazu Wetzer und Welte's Kirchenlexikon Bd. 1 (1882), 1713: Wo (wie z. B. in München-Freising bis 1864) auch „Ledige (stets sine prole) zur Hervorsegnung zugelassen wurden, bediente man sich eines eigenen Formulars, das den Charakter der büßenden Reinigung hat (blaue Stola, Psalm Miserere, statt der benedictio ein Bußgebet).“

<sup>21)</sup> HDA VII, 792 ff.

<sup>22)</sup> Ebenda VII, 824.

<sup>23)</sup> Ebenda VII, 797.

<sup>24)</sup> Wetzer und Welte's Kirchenlexikon Bd. 4 (1886), 1233.

Bestandteil der Einführung war. Wenn die Mitteilung aus St. Veit besagt, daß die Wöchnerin nicht mit der Stola „umwunden“ wurde, dann doch offenbar deshalb, weil sie im Zustand der Buße nicht würdig war, dieses vom Priester bei der Ausübung des Ordo getragene Standeszeichen zu berühren.

Einen Hinweis auf entsprechend dem büßenden Charakter der Aussegnung vorgenommene Änderung der liturgischen Texte<sup>25)</sup> könnte die Angabe aus Schönberg/Steiermark (Nr. 20) geben, wenn man die dort erwähnte Verschiedenheit nicht auf den Gesamtverlauf, sondern allein auf die „lateinischen Gebete“ bezieht.

Nachdrücklich unterstrichen wird der Bußcharakter durch die zahlreichen Mitteilungen über geistliche Vermahnung, wobei einmal auch der Aussegnung vorausgehende Beichte erwähnt wird (Nr. 17). Diese „Moralpredigten“, wie es öfter heißt, gehörten sicher als pflichtmäßiger Bestandteil zur Aussegnung von Ledigen: Wenn man sie überhaupt zuließ, mußte man sie auf ihre Sünde hinweisen. Aus den Texten geht hervor, daß die Rüge — im Verlauf der kirchlichen Handlung oder danach — in der Sakristei (Nr. 21, 40), „am Gang zum Altar“ (Nr. 9) oder im Pfarrhof (Nr. 12, 35, 39) ausgesprochen wurde. Der Pfarrer konnte die Wöchnerin zur Strafe auch eine Zeitlang allein stehen lassen (Nr. 41) und sie so der beobachtenden Gemeinde besonders aussetzen, die ja überhaupt stets passiv mitwirkte, indem sie die veränderten Modalitäten der Handlung registrierte. Die Rolle der Öffentlichkeit unterstreicht auch die Mitteilung aus Spittal/Kärnten, daß der Kirchgang zur Sühne am Sonntag vor allen Leuten stattfinden müsse (Nr. 33, vgl. auch Nr. 3). Daß eine solche passiv-beobachtende Mitwirkung der Öffentlichkeit in Aktivität umschlagen konnte, beweist der Beleg aus Heiligenkreuz/Steiermark (Nr. 43), in dem von „Belagerung“ von seiten der Gemeinde gesprochen wird<sup>26)</sup>.

Einen besonderen Hinweis verdient die Bemerkung, die ledige Wöchnerin dürfe beim ersten Kirchgang nicht in den Weihwasserkessel greifen (Nr. 6). Die Erschließung des ADV-Materials über Vorstellungen des Volksglaubens in bezug auf die gefährdete und gefährdende Wöchnerin ergibt für Oberschlesien und ein Gebiet südlich der Donau, das sich in Ober- und Niederösterreich fortsetzt, daß die Wöchnerin, gleichgültig, ob ledig oder verheiratet, zu Hause nicht selbst Weihwasser nehmen soll, sondern von Angehörigen, insbesondere ihrem Mann, besprengt wird. Grund dafür ist ihre Unreinheit, die ihr ja in ausgedehnten Gebieten Deutschlands verbietet, mit dem Brunnenwas-

---

<sup>25)</sup> Vgl. Anm. 20 u. Beleg Nr. 2.

<sup>26)</sup> Nähere Angaben zu diesem Brauch waren nicht zu erlangen. In der Gegenwart ist in der Steiermark davon nichts bekannt (frdl. Mitteilung von Frau Dr. H o l o u b e k, Steirisches Volksmuseum, Graz).

ser in Berührung zu kommen, weil dies dadurch schlecht wird. Unser niederösterreichischer Beleg fügt sich dem oben skizzierten Verbreitungsgebiet ein. Die spezialisierende Übertragung auf die Aussegnung der ledigen Wöchnerin könnte ein Indiz für den Rückgang des Brauches sein.

Auf dem Hintergrund des Normalverlaufs der Aussegnung muß die niederösterreichische Mitteilung gesehen werden, die Ledige käme ohne Kind in die Kirche. Hier sind in der näheren und weiteren Umgebung die Angaben für die verheiratete Wöchnerin fast von Ort zu Ort verschieden: Das Kind wird zur Aussegnung mitgenommen, nicht mehr oder manchmal mitgenommen oder bleibt unerwähnt. Als sicher kann gelten, daß die Angabe aus einem Ort kommt, in dem die Teilnahme des Kindes (noch?) üblich war. Zur Sonderbehandlung des unehelichen Kindes sei auch auf die Spontanangaben zur Taufe verwiesen <sup>27)</sup>.

Damit wollen wir die Interpretation abschließen, mag auch die eine oder andere Mitteilung nicht restlos ausgeschöpft sein. Wichtigstes Ergebnis scheint mir der Nachweis, daß die meisten Restriktionen, die bei der Aussegnung von Ledigen auftreten, zu begreifen sind als Abweichungen von regionalen und örtlichen Normen, wie sie sich bei der Aussegnung der verheirateten Wöchnerin herausgebildet haben. Wie für diese gibt es auch für die Restriktionen keine gebietsweise völlig einheitlichen Formen, höchstens Teiltzüge, die, wie z. B. die Aussegnung an Nebenaltären, häufiger sind als andere. Einheitlich ist nur die negative Bewertung, deren Umsetzung in den Verlauf der Handlung eine beachtliche Variationsbreite aufweist und einen Einblick in Variantenbildung ganz allgemein vermittelt. Die Absetzung gegen die Norm vollzieht sich innerhalb einer Skala vom kleinen Element über wichtigere Teile des Ablaufs bis hin zur Veränderung des ganzen Komplexes. Im allgemeinen wird man sagen können, daß meist mehrere Motive und Züge verändert werden.

Einige Überlegungen zur Erklärung der hier besprochenen Abweichungen zum Schluß! Voraussetzung ist die kirchliche Bereitschaft, den fehlenden Anspruch der ledigen Wöchnerin nicht als Verbot, sondern als Kann-Bestimmung auszulegen und positiv zu entscheiden. Diese Bereitschaft ist zu belegen. Die meisten der hier besprochenen Mitteilungen liegen im Gebiet der Diözesen Seckau und Gurk <sup>28)</sup>. In zwei Diözesan-Ritualen von Seckau aus den Jahren 1883 und 1936, deren

---

<sup>27)</sup> L. Martin, Brauchtum bei der Taufe (wie Anm. 2).

<sup>28)</sup> Zur Entwicklung der Gebiete dieser beiden Diözesen vgl. Lexikon für Theologie und Kirche Bd. IV, 751 f. (1932), und Bd. IX, 395 f. (1937).

Texte mir zugänglich gemacht wurden<sup>29)</sup>, wird in der Tat die Aussegnung der ledigen Wöchnerin ausdrücklich für möglich erklärt und die liturgische Abfolge, die von der benedictio der verheirateten Frau abweicht, vollständig wiedergegeben. Die im Text von 1883 erwähnten triftigen Gründe („*graves causae*“) für die Aussegnung werden 1936 näher erläutert mit Gelegenheit zur Buße (*paenitentia*) und Wiedergutmachung des Ärgernisses (*reparatio scandali*). Ausdrücklich wird gesagt, daß die Frau nur in die Sakristei oder an einen Nebentalar geführt werden darf. Der gesamte Verlauf ist durch den Charakter der Buße geprägt: Die Frau kniet draußen an der Schwelle (*foris ad limina*), der Geistliche trägt die violette Stola und fordert die Mutter in einer Ansprache zur Buße auf<sup>30)</sup>. Nach der Einführung wird der Bußpsalm Davids (Ps. 50) gesprochen. Zum Schluß wird um die Erlangung der ewigen Seligkeit „nach wahrer Buße“ gebetet und die Frau mit „Gehe hin in Frieden und sündige nicht mehr!“ entlassen. Daß die Aussegnung der ledigen Wöchnerin in der Steiermark auch vorher bekannt war, beweist eine staatliche Anordnung von 1784, in der den Pfarrern ausdrücklich befohlen wurde, Verheiratete und Ledige auszusegnen und zur selben Kirchentüre [!] einzulassen<sup>31)</sup>.

Die Frage, die sich erhebt, muß lauten: Wer ist für die Verschiedenheit der Formen, die Vielfalt der Möglichkeiten verantwortlich?

---

<sup>29)</sup> *Collectio rituum in usum clerici diocesis Seccoviensis ad instar appendicis ritualis Romani cum approbatione sacrae rituum congregationis / iussu et auctoritate illustrissimi ac reverendissimi domini Ferdinandi (Pawlikowski) principis-episcopi Seccoviensis edita 1936 Graecii sumptus fecit „Styria“, S. Sedis Apostolicae editrix, S. 213—215. — Compendium ritualis Romanoseccoviensis. In commodiorem curatorum usum denuo concinnatum, iussu et auctoritate reverendissimi ac celsissimi domini Joannis Baptistae, principis episcopi Seccoviensis, S. 17—20. — Auf die — im ganzen gesehen ungewichtigen — Unterschiede der beiden Texte soll hier nicht im einzelnen eingegangen werden. — Die Sitte scheint noch in den dreißiger Jahren abgekommen sein. s*

Herrn Prof. Dr. Ph. Harnoncourt vom Institut für Liturgiewissenschaft an der Universität Graz und seinem Assistenten, Herrn H. J. L i m b u r g, danke ich an dieser Stelle herzlich für die Eruierung der Texte, Übersendung der Fotokopien und freundliche Mitteilungen.

<sup>30)</sup> Der Text von 1936 bringt eine längere deutsche Ansprache, die mit der Aufforderung zum Betreten der Kirche schließt. Der Text von 1883 hat nur diese Aufforderung, und zwar in Latein.

<sup>31)</sup> Vgl. Ernst Hoyer, *Kanonistisches zum Atlas der deutschen Volkskunde* (= *Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde*, 3. Beiheft), Prag 1935, S. 31 f. (frdl. Hinweis von Prof. Cox, Bonn). — Die genannte Verordnung von 1784 befindet sich in der *Joseph-Ges.-Sammlung IV. Th.*, Nr. 623, S. 591. Vielleicht fassen wir damit den *terminus post quem* für die hier besprochenen Belege zur Aussegnung *Lediger*. Der Geist der josephinischen Reformen würde ihnen entsprechen.

Wer ist der Initiator? Da sind zunächst Züge zu nennen, die dem Volksglauben entstammen oder in noch anderer Weise auf Mitwirkung der Gemeinde verweisen: die rote Farbe der Kerze, die Gefahr der Verunreinigung des Weihwassers, der Rügebrauch und überhaupt ganz allgemein die Zustimmung zu der in der Handlung zum Ausdruck kommenden Verurteilung, die freilich auf der jahrhundertelangen Erziehung durch die Kirche basiert. Die wichtigsten Veränderungen des Verlaufs, die Wahl der Aussegnungsstätte z. B., der Wegfall der Kerzen und die Aufnahme sonstiger Elemente, die den Bußcharakter zum Ausdruck bringen, können nur vom Geistlichen ausgehen, der ja auch so nachdrücklich die Moralpredigt hält. Seiner individuellen Entscheidung kommt dabei zugute, daß die Aussegnung nicht so im Lichte der Aufmerksamkeit steht wie z. B. die Spendung der Sakramente, ein Umstand, der größere Freiheit in der Durchführung erlaubt und dem Pfarrer auch gestattet, Wünsche und Entwicklungstendenzen der Gemeinde zu berücksichtigen, ja sich diesen anzupassen. Es erscheint mir wichtig, diese Mitwirkung der Gemeinde hervorzuheben<sup>32)</sup>. Spontanangaben im ADV-Material lassen z. B. einen Wandel der Einstellung innerhalb der Gemeinde spürbar werden: Man lehnt öffentliche Demonstration mehr und mehr ab und ist auch nicht mehr selbstverständlich bereit, das, was im Ritus an purificatio anklingt, zu bejahen. Hand in Hand damit gehen rückläufige Tendenzen bei den Volksglaubensvorstellungen von der gefährdeten und gefährdenden Wöchnerin, obwohl diese um 1930 noch als Stütze der kirchlichen Handlung anzusehen sind. Solchem Wandel der Einstellung ist es sicherlich zuzuschreiben, wenn die Aussegnung vom Eingang weg ins Kircheninnere oder in die Sakristei verlegt wird. Soziale Ursachen des Wandels kommen hinzu: Die anwachsende Arbeiterbevölkerung ist in diesem Fall nicht so brauchfreudig wie die bäuerliche Schicht; auch die Kosten spielen eine Rolle. — Dies alles hier nur zur Begründung der These, daß die regionale und örtliche Vielfalt der Formen wie bei der Aussegnung der Verheirateten sicher auch bei der Ledigen aus dem Zusammenwirken von oben und unten, von Pfarrer und Gemeinde hervorgeht. Dieser wechselseitigen Beeinflussung nachzugehen scheint mit der volkscundlich interessanteste Aspekt bei der Untersuchung von „Kirchenbrauch“ zu sein<sup>33)</sup>.

---

<sup>32)</sup> Herr Prof. M. Zender, Bonn, schilderte mir mehrere historische Vorkommnisse, bei denen sich katholische Gemeinden der Eifel bis hin zum geschlossenen Austritt aus der Kirche weigerten, kirchliche Anordnungen zu akzeptieren.

<sup>33)</sup> Als besonders ergiebig könnten sich Konfirmation und Begräbnis erweisen. Zur Taufe vgl. L. Martin (wie Anm. 2) mit besonderem Hinweis in §§ 4, 42.

### Außerösterreichische Belege:

- Nr. 1 Gartow (Hannover): Einsegnen. Während der nachmittäglichen Kinderlehre. Außereheliche nach der Kirche. [evangelisch]
- Nr. 2 Lomnitz (Niederschlesien): Kirchengang in Verbindung mit der Taufe. Choral Nr. [?] fällt bei unseligen Müttern weg. [evangelisch]
- Nr. 3 Mittweida (Sachsen): Ein lediges Mädchen mußte drei Sonntage hintereinander Buße stehen. [evangelisch]
- Nr. 4 Prien/Chiemsee (Oberbayern): Bei unehelichen Müttern wurde die Aussegnung an einem Sonntag vor Beginn des Hauptgottesdienstes vor dem Hauptportal vorgenommen. Die anderen Mütter knieten in der Sakristei auf einem Schemel mit brennendem Licht und der Geistliche sprach das Gebet nach dem Ritual darüber.
- Nr. 5 Obermetzenseifen, Tschechoslowakei: Uneheliche: bekam die Mutter eine Holzkerze oben rot gestrichen.

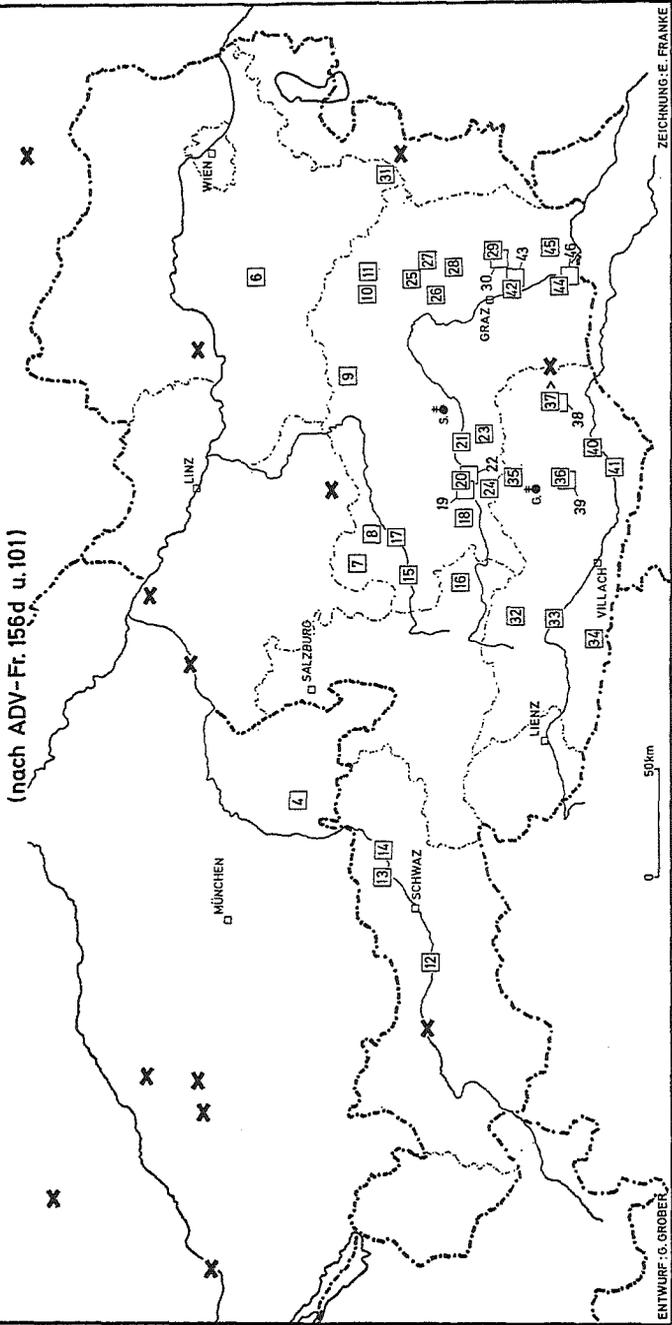
### Österreichische Belege:

- Nr. 6 Traisen, Niederösterreich: Früher: Eine ledige Mutter darf beim 1. Kirchengang nicht in den Weihwasserkessel greifen. Es muß jemand anderer das Weihwasser reichen.
- Nr. 7 Grundlsee, Steiermark: Verheiratete vor dem Altar mit weißer Kerze; Ledige vor der Kirchtür mit roter Kerze in der Hand.
- Nr. 8 Tauplitz, Steiermark: Die Wöchnerin betritt mit dem Kinde die Kirche, bekommt eine Kerze und wird gesegnet. Bei Ledigen: Die Wöchnerin darf die Kirche nicht betreten. Die andere Handlung ist gleich.
- Nr. 9 Wildalpen, Steiermark: Taufe ist schon vorbei. Verheiratete gehen mit dem Priester aus der Sakristei zum Altar. Ledige (Mentscha) warten vor dem Kirchentor auf den Pfarrer, der ihnen am Gang zum Altar eine tüchtige Schimpfpredigt hält (bis etwa 1912—13), heute nicht mehr.
- Nr. 10 Veitsch, Steiermark: Die Wöchnerin wartet in der Sakristei den Gottesdienst (Messe oder Segen) ab, dann tritt sie mit der brennenden Kerze vor den Altar, und zwar die verheiratete Frau zum Hauptaltar, die ledige zum Seitenaltar.
- Nr. 11 Langenwang, Steiermark: Die ledige Mutter geht in die Sakristei, wird dort gesegnet und darf dann erst in die Kirche. Die verheiratete kniet beim Altar nieder. Der Priester legt die Stola über die Hände und spricht Gebete.
- Nr. 12 Hotting, Tirol: Zur Aussegnung wird bei verheirateten Frauen der Kooperator in die Wohnung geladen. Wer ein „lediges“ Kind bekommt, muß zum Aussegnen und Ausschimpfen in den Widum kommen.
- Nr. 13 Brandenberg, Tirol: Die Frau wartet bei der Kirchtüre auf den Priester (kath.), der sie einführt und die Segnung vornimmt. Verheiratete Mütter werden zum Marienaltar, ledige zum Kreuzaltar geführt.
- Nr. 14 Wörgl, Tirol: Ledige mit Hebamme bei Haupteingang; Verheiratete mit Kerze und Hebamme in Sakristei; Gebete des Priesters.
- Nr. 15 Haus, Steiermark: Die Mutter wird vom Pastor außerhalb der Kirche (vor der Kirchtür, jetzt auch aus der Sakristei) abgeholt. Die Aussegnung findet hier für die verheirateten Mütter vor dem Hochaltare statt.
- Nr. 16 Weisspriach, Salzburg: Die Wöchnerin bekommt eine Kerze (verheiratete weiß, ledige rot) in die Hand und wird vom Geistlichen unter Beten zum Altar vorgeführt und dort gesegnet.
- Nr. 17 Oeblarn, Steiermark: Besonderer Kirchengang. Die Mutter darf nur in die Sakristei gehen. Dort gibt ihr der Pfarrer eine Kerze in die Hand, gibt ihr dergleichen die Stola in die Hand und führt sie an dieser zum Altar.

- Ledige müssen vorher beichten. Dann erfolgt die Segnung mit Weihwasser.
- Nr. 18 Schöder, Steiermark: Die ledigen Wöchnerinnen werden nur zu einem Seitenaltar geführt.
- Nr. 19 Hinterburg, Steiermark: Eigentliche Aussegnung, Priester mit Weihwasser und Kerze gewährt Einlaß, Ledige müssen ganz rückwärts in der Kirche stehen bleiben. Verheiratete dürfen mit einer Kerze zum Hochaltar.
- Nr. 20 Schönberg, Steiermark: Aussegnung nach vorgeschriebenem Rituale, lateinische Gebete. Verschieden, je nachdem die Mutter ledig oder verheiratet ist.
- Nr. 21 St. Peter, Steiermark: verheiratet: mit Pfarrer beten bei hinterer Kirchthür, Stola um die Hand der Wöchnerin, zum Hochaltar führen mit Kerze, dort wieder beten; ledig: Moralpredigt in der Sakristei.
- Nr. 22 Niederwölz, Steiermark: Verheiratete mit Kerze beim Hochaltar, Ledige beim Seitenaltar.
- Nr. 23 St. Wolfgang, Steiermark: Verheiratete am Hochaltar, weiße Stola, Ledige beim Seitenaltar, blaue Stola.
- Nr. 24 St. Lambrecht, Steiermark: eheliche Mutter mit Kerze zum St.-Anna-Altar geführt, uneheliche in der Sakristei gesegnet.
- Nr. 25 Gasen, Steiermark: Die ledigen Mütter werden vor den Seitenaltären, die verheirateten vor dem Hochaltar ausgesegnet.
- Nr. 26 Fladnitz, Steiermark: Eheliche mit Kerze, 1. Altarstufe, Uneheliche in der Sakristei.
- Nr. 27 Koglhof, Steiermark: Mit dem Pfarrer vor dem Gottesdienst zum Altar, die ledigen Mütter hinter das Speisgitter.
- Nr. 28 Krottendorf, Steiermark: Ledige Wöchnerinnen vermeiden manchmal die Vorsegnung wegen Befürchtung seelsorgerischer Belehrung, mitunter auch verheiratete. Die Wöchnerin darf nur durch die Sakristei zum Altar, und zwar mit brennender Kerze in die Kirche kommen, wo sie dann betend hinkniet und vom Priester lateinisch gesegnet wird. Sie wird in der Regel von der Hebamme begleitet.
- Nr. 29 St. Margareten a. d. Raab, Steiermark: Vor dem Krieg Eheliche am Hochaltar, Uneheliche am Seitenaltar ausgesegnet. Nach dem Kriege alle in der Sakristei.
- Nr. 30 St. Marein am Pickelbach, Steiermark: Wöchnerin geht mit der Hebamme in die Sakristei, kniet mit einer brennenden Kerze dort nieder, Priester spricht den Segen. (Bis etwa vor zehn Jahren fand die Aussegnung vor dem Altar statt.) — Mutter mit unehelichem Kind erhält keine Kerze. Mußte vor der Sakristei warten, bis Priester sie holte.
- Nr. 31 Schönau im Gebirge, Niederösterreich: Die Wöchnerinnen mit Kind und Hebamme warten in der Sakristei. Bei der Kirchentür nimmt der Pfarrer die Einsegnung vor, gibt der Wöchnerin die Stola in die Hand, führt sie zum Altar. Segnung und Gebete. Ledige ohne Kind in die Kirche.
- Nr. 32 Malta, Kärnten: Die Wöchnerin (nur die verheiratete) trägt eine Kerze.
- Nr. 33 Spittal, Kärnten: Der 1. Kirchengang ist heute nicht mehr im Gebrauch. Früher ging die Wöchnerin mit dem Pfarrer und brennender Kerze zum Altar, wo sie dann losgesprochen wurde. Ledige mußten zur Sühne am Sonntag vor allen Leuten den Bußgang antreten.
- Nr. 34 Hermagor, Kärnten: Verheiratete zum Altar, Ledige zurückgeführt zum Weihbrunnkessel, dann Seitenaltar oder Sakristei, beten, mit Weihwasser besprengen, segnen.
- Nr. 35 St. Salvator, Kärnten: nur Aussegnung vor der Messe. Die Wöchnerin hält eine brennende Kerze, die Hebamme hält das Kind. Ledige Mütter

# Aussegnung der ledigen Wöchnerin in Österreich und angrenzendem Gebiet

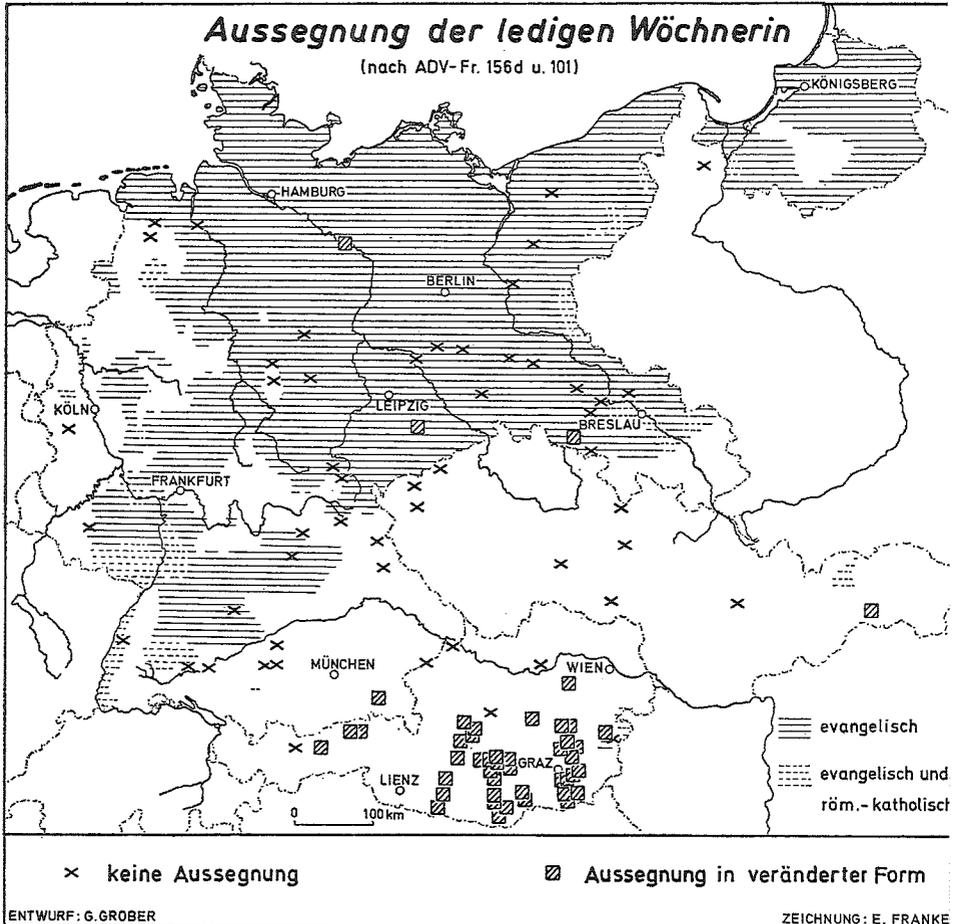
(nach ADV-Fr. 156 d. u. 101)



- ✕ keine Aussegnung
- [4] usw. Aussegnung in veränderter Form (die Zahlen beziehen sich auf die Reihenfolge der Belege im Text)
- > Wandel von...zu...

müssen hernach zur Strafpredigt in die Pfarrkanzlei. Seit dem Kriege wird der Brauch nicht mehr geübt.

- Nr. 36 St. Veit, Kärnten: Die Verheiratete wird vom Pfarrer zum Altar geführt und mit der Stola umwunden. Die Ledige nicht, ihr wird zunächst eine Moralpredigt gehalten.
- Nr. 37 St. Marein, Kärnten: Verheiratete Frau beim Hochaltar, ledige beim Seitenaltar. In letzter Zeit findet die Vorsegnung der Ledigen nicht mehr statt.
- Nr. 38 St. Andrä, Kärnten: Die junge Mutter bleibt mit dem Kinde vor der Kirchtüre stehen, bekommt vom Priester eine geweihte Kerze und wird von ihm zum Altar geleitet. Hier wickelt er die Stola um die rechte Hand der Mutter und betet. Ledige Mütter müssen bei der Handlung [Text abgeschnitten].



- Nr. 39 Hörzendorf, Kärnten: Vor 30 Jahren mußte die Wöchnerin vor der Kirche warten. Bei verheirateten Wöchnerinnen kam der Geistliche mit einer Kerze entgegen (bei einer ledigen nicht) und geleitete sie zum Altar. Die ledige Wöchnerin mußte nach der Vorsegnung und Messe in den Pfarrhof kommen, wo ihr eine Rüge erteilt wurde.
- Nr. 40 Tainach, Kärnten: vor 30 Jahren. Bei unehelichen Müttern eine ernste Vermahnung in der Sakristei, dann Einsegnung vor dem Kirchentore. Mutter mit Kind.
- Nr. 41 St. Margareten im Rosenthale, Kärnten: eigener Kirchgang, Aussegnung für Verheiratete vor dem Hauptaltar, Kerzen. Ledige vor einem Heiligenbild ohne Kerzen. Die Ledigen läßt der Priester eine Zeit lang alleine stehen.
- Nr. 42 Fernitz, Steiermark: Beim Kirchentor vom Meßner und Geistlichen empfangen, bekommt eine brennende Kerze in die Hand. Verheiratete bekommen einen Schemel zum Niederknien, Ledige nicht.
- Nr. 43 Heiligenkreuz am Waasen, Steiermark: Verheiratete: in der Sakristei, „Bessere“ vorm Hochaltar; Ledige beim Marienaltar: diese bekommen nach der Vorsegnung ein „Frühstück“ = Belagerung.
- Nr. 44 Frauenberg, Steiermark: Verheiratete Mutter beim Hochaltar, ledige beim Seitenaltar, hält eine Kerze, der Priester segnet die Mutter.
- Nr. 45 St. Peter am Ottersbach, Steiermark: Die Verheirateten werden am Hochaltar, die ledigen Mütter am Seitenaltar vorgesegnet.
- Nr. 46 Ehrenhausen, Steiermark: Die Wöchnerin wird vom Pfarrer von der Sakristei zum Hauptaltar (bei Verheirateten) und zu einem Seitenaltar (bei Ledigen) geführt, wobei die Wöchnerin eine brennende Kerze in der Hand hält. Unter Gebeten findet dann die Aussegnung statt.

# „Nostalgie“ als Krankheit

## Vom medizinischen Fachausdruck zum rezenten Modewort

Von Elfriede Grabner

Das heute so häufig gebrauchte Modewort „Nostalgie“, das ohne Vorverständnis überhaupt unverständlich bleibt und dessen Herleitung aus dem griechischen *Νοσταλγία* in den wenigsten Fällen vorausgesetzt werden kann, ist auch in bestimmten Fachkreisen der Volkskunde in letzter Zeit zum viel verwendeten Schlagwort geworden<sup>1)</sup>. Was man heute darunter versteht, hat jedoch mit seiner ursprünglichen Bedeutung, die aus dem Bereich der Medizin kommt, wenig zu tun. Man bezeichnete mit „Nostalgia“ — einer medizinischen Lehnübersetzung von Heimweh — eine richtige Krankheit, die durchaus zum Tode führen konnte. Der erste Hinweis führt uns in die Schweiz, wo im Jahre 1569 der Schweizer Staatsmann Ludwig Pfyffer an den Luzerner Rat über den Tod eines Mitbürgers schrieb: „Der Sonnenberg gestorben von heimwe.“<sup>2)</sup> Ebenso läßt ein weiterer Beleg in „Schottels Teutscher Hauptsprache“ aus dem Jahre 1663 darauf schließen, daß das Heimweh in diesem Zeitalter als eine tödliche Krankheit bekannt war: „Heimmaht / Heimwehe / davon jener starb . . .“<sup>3)</sup>

Die erste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Phänomen finden wir im Bereich der Medizin. Es ist dies die „Dissertatio de Nostalgia“ des Basler Mediziners Johannes Hofer aus dem Jahre 1688<sup>4)</sup>. Hofer sieht die Ursache der Krankheit in rein psychischen Faktoren und erklärt sie als eine Losreißung des Menschen aus der gewohnten Umwelt, denn jene an ihr Erkrankten „können sich an keine fremden Sitten und Lebensarten gewöhnen, noch der mütter-

---

1) Vgl. dazu: I. M. Greverus, Zu einer nostalgisch-retrospektiven Bezugsrichtung der Volkskunde (Hess. Blätter f. Volkskunde 60, 1969, S. 11 ff.).

Dieselbe, Heimweh und Tradition (SAV 61, 1965, S. 1 ff.).

Dieselbe, Der Deserteur (Festschrift f. Robert Wildhaber, Basel 1973, S. 185 ff.).

2) A. Ph. v. Segesser, Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Bd. 1, Bern 1888, S. 642.

3) Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haupt Sprache, . . . Ausgefertiget von Justo Georgio Schottelio. Braunschweig 1663, S. 636.

4) Johannes Hofer, Dissertatio medice de Nostalgia oder Heimwehe. Basel 1688.

lichen Pflege vergessen. Sollten die Schweizer besonders diesem Urteil unterworfen sein", so fährt er fort, „so weiß ich nicht, ob ich es dem Mangel der zum Frühstück gewöhnlichen Suppe oder der schönen Milch, oder der Sehnsucht nach der vaterländischen Freiheit zuschreiben soll." Als einziges wirkungsvolles Heilmittel sieht er die Heimkehr in das Vaterland an<sup>5)</sup>.

Wenige Jahre später ist es wieder ein Arzt, der sich mit dem Krankheitsbegriff „Nostalgia" beschäftigt und ihn sogar in sein Arzneibuch aufnimmt. Der im 17. Jahrhundert weit über seine Schweizer Heimat hinaus bekannte Arzt Theodor Zwinger (1658 bis 1724), „der Artzney Doctor und Professor zu Basel", hat neben zahlreichen medizinischen und botanischen Schriften auch ein handliches Arzneibuch verfaßt, das den Titel „Sicherer Und Geschwinder Artzt" trägt und 1684 erstmals in Basel gedruckt wurde<sup>6)</sup>. In rascher Folge erschienen 1686 und 1695 die 2. und 3. Auflage dieses Werkes, in denen sich allerdings noch kein Hinweis auf unsere Krankheitsbezeichnung findet. Doch die 4. Auflage von 1703<sup>7)</sup> hat erstmals den Begriff der Nostalgie als Krankheit und eine Definition und Therapie derselben aufgenommen:

„Heim-wehe / Nostalgia. Ist eine Gattung stäten oder continuirlichen Fiebers / mit Hertzensbangigkeit / und unaußsprechlicher Begierde nach dem Vatterland. Greift also diejenigen an / welche auff ihren Reisen sich finden / und sich zu den außländischen Lebensmanieren nicht bequemen können. Die beste Heilung ist / die Patienten nach Hauß zu führen / da sie denn auff dem Weg meistentheils wider gesund werden. So man sie aber nicht fortführet / sterben sie gemeinlich dahin. Die Schweitzer sind dieser Kranckheit meistens unterworfen . . ." <sup>8)</sup>

Auch in der 5. Auflage dieses Arzneibuches wird diese Stelle unverändert wiedergegeben<sup>9)</sup>.

Zwinger hat sich also schon 1703 und nicht erst 1710, wie I. M. Greverus irrtümlich annimmt<sup>10)</sup>, mit dieser von ihm durchaus als Krankheit beschriebenen Erscheinung auseinandergesetzt. Erst sieben Jahre später wird dieser Begriff in seiner lateinischen Dissertation „De

---

<sup>5)</sup> Zit. nach F. Ernst, Vom Heimweh. Zürich 1949, S. 66 f.

<sup>6)</sup> E. Grabner, Theodor Zwinger und die Heilkunde. Schul- und Volksmedizin im Spiegel eines Schweizer Arzneibuches des frühen 18. Jahrhunderts (Festschrift f. Robert Wildhaber. Basel 1973, S. 171 ff.).

<sup>7)</sup> Hier habe ich Herrn Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher, München, sehr zu danken, der mir in der Bayer. Staatsbibliothek eine Xerokopie dieser Stelle besorgte, da die Bibliotheken von Graz und Wien keine der ersten vier Auflagen besitzen.

<sup>8)</sup> Theodor Zwinger, Sicherer und Geschwinder Artzt / Oder Neues Artzney-Buch / . . . Basel (4. Aufl.), 1703, S. 692.

<sup>9)</sup> E. Grabner, wie Anm. 6, S. 179 f.

<sup>10)</sup> I. M. Greverus, Der Deserteur (Festschrift f. Robert Wildhaber. Basel 1973, S. 187).

Pothopadridalgia”<sup>11)</sup> neuerdings aufgegriffen und 1718 vom Zürcher Arzt Johann Jakob Scheuchzer in einer „Sammlung von Natur- und Medicin- wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literaturgeschichten“ ins Deutsche übersetzt. Hier stellt Zwinger abermals fest, daß diese Krankheit einer besonderen Ursache entstamme, „welche die Schweizerischen Officiers bei ihren Troupen in Frankreich und Niederlanden bemerket: nemlich, wenn die neu aus der Schweiz ankommenden Recruten den so genannten Kühe-Reihen, den die Bauren in den Schweizerischen Alpen bei ihrem Vieh zu singen und zu pfeifen pflegen, unter denen alten Troupen angestimmt, worauf diese alsbald zu den süßen Andenken ihres Vaterlandes dergestalt erregt worden, daß sie ohne Halten in das sogenannte Heimweh und zugleich in ein febrem ardentem zu verfallen begonnen, so gar, daß die Officiere öffentlich verbieten müssen, diese Weise weder mit dem Munde noch mit der Pfeiffe unter ernstlicher Strafe nicht mehr von sich hören zu lassen”<sup>12)</sup>.

Johann Heinrich Zedler beschäftigt sich 1735 in seinem „Universal-Lexikon” ausführlich mit den Ursachen und Symptomen dieser Krankheit, die ihren Sitz theils „im Gemüthe, theils im Leibe” habe und schreibt darüber:

„Heim-Sucht, Heim-Weh, Lat. Nostalgia, Nostomania, Philopatridomania, ist in der Artzney-Kunst eine Art der Schwermuth, wodurch man sich von dem Orte, da man ist, weg, und wieder nach Hause sehnet, und wenn solches nicht bald geschiehet, in schwere Kranckheit, ja den Tod selbst verfällt. An den Schweitzern hat man vor andern diese Kranckheit bemercket, wenn sie sich an solchen Orten aufhalten, die wässerig, und dem Meere nahe sind. D. Scheuchzer<sup>13)</sup> giebt hiervon diese Ursachen, wenn er saget, daß die Schweitzer, die hoch im Gebürge wohnen, einer reinen leichten Luft gewohnt sind, hingegen die Luft an feuchten und niedrigen Orten dick und unrein ist, daher sie ihnen nicht bekommen kan, sondern durch Verdickung derer Säffte, den Umlauff derselben hindert, daher eine Trägheit in dem Leibe und folglich eine Unlust in dem Gemüthe verursacht: daß aber solchem Übel noch zeitig könne gerathen werden, Theils durch diensame Artzneyen, vornehmlich aber, wenn man den damit Behafteten in eine solche Wohnung bringet, da er einer frischen Luft genüssen möge, als in hohen Gebäuden, Thürmen u. d. g.”<sup>14)</sup>

Ausdrücklich wird hier betont, daß dieses „Heim-Weh” eine Krankheit darstelle, welche aber noch zur Zeit von „wenig Medicis abgehandelt, ja von wenigen genugsam beobachtet worden”. Lediglich die schon erwähnten Arbeiten von Johannes Hofer und Theodor Zwinger hätten sich mit dieser Krankheit auseinandergesetzt,

---

<sup>11)</sup> Theodor Zwinger, Fasciculus dissertationum selectarum Medicarum. Basel 1710; Dissertatio medica 3: De Pothopadridalgia, S. 101 f.

<sup>12)</sup> Text nach F. Ernst, wie Anm. 5, S. 85.

<sup>13)</sup> J. J. Scheuchzer, Naturgeschichte des Schweizerlandes. Zürich 1705—1707.

<sup>14)</sup> J. H. Zedler, Großes vollständiges Universal-Lexikon. Bd. 12, Halle und Leipzig 1735 (Nachdruck Graz 1961), Sp. 1190.

ebenso Georg Detharding in seiner „Disputatio de Aere“, die um diese Zeit in Rostock erschienen sei.

Als Symptome dieser Krankheit zählt Zedler dann auf: Unruhe, Lustlosigkeit, Appetitlosigkeit, Ekel vor Speisen, Gewichtsverlust, Blässe, Gliederermattung, Kräfteverfall, Fieber, „Hertzens-Angst und Hertz-Klopfen“. Die Therapie sieht er ebenso wie Hofer und Zwinger, auf deren Arbeiten er zweifellos Bezug nimmt, in einer „Zurück-Reise in das Vaterland, welche letztere das bißherige Übel oft auf einmahl und auf das schleunigste, auch ohne Artzney zu heben vermögend ist“. Und da dieses Übel besonders unter den Schweizern verbreitet sei, vor allem wenn sie ins benachbarte Frankreich verschlagen werden und dann darunter besonders zu leiden hätten, so nenne man diese Krankheit auch „la maladie du Pais“ (= pays!) <sup>15)</sup>.

Die Ursache dieser Krankheit sieht man aber durchaus nicht nur im Psychischen, wie dies noch Johannes Hofer in seiner Dissertation von 1688 getan hat, sondern in einer Veränderung der Luftverhältnisse, der Ernährung und Lebensweise, wie es bei Heimatverlust der Fall ist. Vor allem sei die „einheimische Luft sehr reine und zarte, die auswärtige hingegen viel dicker und schwerer“. So hat der schon mehrmals genannte Zürcher Stadtarzt Johann Jakob Scheuchzer in seiner „Naturgeschichte des Schweizerlandes“ von 1705—1707 das Heimweh „eine seltsame und gefährliche Kranckheit, welche die Schweitzer in fremden Landen ausstehen müssen“ vornehmlich von der Beschaffenheit der Schweizer Luft und deren Veränderung hergeleitet. Gleichzeitig betont er aber auch die psychische Komponente, die hier mitwirke, jene „moralische Sehnsucht“, die bei allen jenen, die unter harten und scharfen Gesetzen leben müssen, besonders bei Soldaten, wahrgenommen werden könne, „die lieber zu Hause in Armuth und Freyheit leben, als im Felde unter scharffer Kriegs-Zucht, sonderlich wenn sie von ihren Vorgesetzten übel und unfreundlich gehalten werden“.

Dennoch aber handle es sich bei jenem Heimweh, wie Zedler weiter ausführt, nicht um eine spezifisch nur auf die Schweiz beschränkte Krankheit, sondern ihr seien auch andere Völker unterworfen, wenngleich auch nicht immer in der „Form des eigentlichen benannten Schweitzerischen Heim-Wehes, so vornehmlich in einer Art Fiebern bestehet“ <sup>16)</sup>.

Nostalgie oder Heimweh als durchaus ernst genommene Krankheit. Das war also die fast ausschließlich von Ärzten vertretene Meinung im 17. und 18. Jahrhundert. Langsam beginnen dann allerdings die psychologischen Erklärungen zu überwiegen, wie z. B. beim

---

<sup>15)</sup> Ebendort, Sp. 1191.

<sup>16)</sup> Ebendort, Sp. 1192.

Schweizer Arzt **Johann Georg Zimmermann**, der in seinem Werk „Von der Erfahrung der Arzneykunst“ von 1763/64 von einer „Traurigkeit aus der vergeblichen Begierde, seine Leute wiederzusehen“ spricht, wobei er die Krankheit vor allem Soldaten und Matrosen zuschreibt<sup>17)</sup>). Ebenso sieht der Göttinger Arzt **Johann Friedrich von Blumenbach** 1783 im Heimweh eine Gemütskrankheit und deren Ursache in dem „dulce natale solum“<sup>18)</sup>). Die Diskussion um das Heimweh auf psychologischer Grundlage zieht sich auch durch das 19. Jahrhundert weiter. Der Arzt und nachmalige Professor zu Rostock **Georg Friedrich Most** gab 1843 zu Leipzig eine „Encyklopädie der gesammten Volksmedicin“ heraus und beschäftigt sich in seiner Sammlung von Haus- und Volksarzneimitteln auch mit dem Begriff Heimweh, wenn er schreibt:

„Unter allen Gemüthsbewegungen sind die deprimirenden Gram, Trauer, Schreck, diejenigen, welche die Naturautokratie am meisten unterdrücken und ganz unwirksam machen. So ist es Thatsache, daß die Wunden des siegreichen Kriegers weit besser heilen und die Sterblichkeit hier verhältnismäßig weit geringer ist, als die gleichen Wunden und sonstigen Verletzungen bei den Soldaten des geschlagenen, retirirenden Heeres, daß das Heimweh bei Amputirten fast immer den Tod herbeiführt.“<sup>19)</sup>

In der Folgezeit beschäftigt man sich mit dem Heimweh dann stärker auf psychiatrisch-forensischem Gebiet und erst in jüngster Zeit taucht es in der Literatur wieder auf, wobei es aber vielfach um das Phänomen im Sinne räumlicher Entheimatung geht, das sich auf Erfahrungen im Ausland, bei Flüchtlingen und Gastarbeitern stützt<sup>20)</sup>. Und daß das Heimweh auch heute, in unserem übertechnisierten, aber keineswegs friedvolleren Alltag in der Volksmeinung noch immer zum Tode führen kann, also wohl dann und wann noch als Krankheit aufgefaßt wird, konnte man erst jüngst in einer Grazer Tageszeitung lesen:

„Die Unbequemen drängt man am besten so weit an den Rand der Gesellschaft, bis sie sich nicht mehr halten können. Oder man vergißt sie, weil die Erinnerung an sie so peinlich ist. Oder man schweigt sie tot, bis sie es wirklich sind. Diese Sätze gelten dem Gedenken des Georg Klotz, Schützenmajor aus dem Passeiertal, mit 57 Jahren gestorben als Köhler in Rauris im Salzburgerischen. Die Ärzte sagen an Lungenembolie, die, die ihn kennen, meinen an gebrochenem Herzen, an Heimweh.“<sup>21)</sup>

---

<sup>17)</sup> J. G. Zimmermann, Von der Erfahrung in der Arzneykunst. Zürich, 2. Teil 1764, S. 483 ff.

<sup>18)</sup> Medicinische Bibliothek, hsg. von D. Joh. Friedr. Blumenbach. Bd. 1, Göttingen 1783, S. 725 ff.

<sup>19)</sup> G. F. Most, Encyklopädie der gesammten Volksmedicin. Nach der Ausgabe Leipzig 1843 neugedruckt mit einer Einleitung von K. Frick und H. Biedermann, Graz 1973, S. 471.

<sup>20)</sup> Vgl. I. M. Greverus, Heimweh und Tradition (SAV 61, 1965, S. 4 ff.).

<sup>21)</sup> E. Trost, Am Heimweh (Neue Kronen Zeitung, Graz, vom 28. 1. 1976, Nr. 5625, S. 3).

Aber ansonsten hat das „Nostalgische“ unserer Zeit mit jener ursprünglichen, als Krankheitsbegriff eingeführten „Nostalgie“, um die es uns in erster Linie ging, nicht mehr viel zu tun. In dieser kurzen Übersicht sollte lediglich aufgezeigt und an Beispielen illustriert werden, wie ein heute gängiges Modewort — man denke an jene so viel zitierte „Nostalgiewelle“! —, dessen Grundbedeutung kaum verstanden wird, ursprünglich einem ganz anderen Bereich, jenem der Medizin, zugeordnet und als durchaus ernstgenommene Krankheit erstmals durch Ärzte des 17. und 18. Jahrhunderts in Therapie und Praxis Beachtung erfuhr.

# Kretische Renaissance- und Barockdramatik in Volksaufführungen auf den Sieben Inseln

Von Walter Puchner

In einem von Leopold Schmidt zusammengestellten Sammelband zum europäischen Volksschauspiel befindet sich auch eine einaktige Version der Renaissance-Tragödie „Erophile“ von G. Chortatzes<sup>1)</sup>, die unter dem Namen der männlichen Hauptperson „Panaratos“ bis vor kurzem in Arta im Epirus, in den Dörfern von Zagoria nördlich von Ioannina, in Trikala in Thessalien und heute noch in Amphilochia in Rumelien aufgeführt wird<sup>2)</sup>. Die Bearbeitung besteht aus 132 politischen Versen<sup>3)</sup> und verarbeitet auch Teile aus einem kretischen Mysterienspiel<sup>4)</sup>. Die Standplätze und Gänge der Schauspieler sind streng festgelegt; nur Charon bewegt sich frei am Aufführungsplatz,

---

1) L. Schmidt, (Hg.), *Lé théâtre populaire Européen*. Übersetzt von Klaus Beitzl, Paris 1965. S. 369 ff. Zu Inhalt und Vergleich mit dem italienischen Vorbild „Orbecche“ von Giraldo C. Bursian, *Erophile*. Vulgärgriechische Tragödie von Georgios Chortatzes aus Kreta. Ein Beitrag zur Geschichte der neugriechischen und italienischen Literatur (= Abh. d. phil. hist. Cl. d. kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wiss., vol. V, Leipzig 1870, S. 547 ff.).

2) Textveröffentlichung und Aufführungsbeschreibung bei G. Th. Zoras / P. Kretsi-Leontsini, *Panaratos. Monopraktos laiki diaskevi tis Erophilis (Spudastirion Vyzantinis kai neoellinikis philologias tu panepistimiu Athinon)* Athen 1957, S. 17 ff. (Panaratos. Einaktige Volksbearbeitung der Erophile). 1912 wurde das Stück in Mesolongi in englischen Uniformen gespielt. Bis 1940 spielte man in Amphilochia jedes Jahr am Faschingssamstag am zentralen Markt und am Sonntag in verschiedenen Teilen der Stadt; nach dem Zweiten Weltkrieg 1956 wurden die Vorstellungen wieder aufgenommen.

3) Bezeichnung des Dekapentasyllabos, des 15-Silblers.

4) „Das Opfer Abrahams“ vgl. die kritische Ausgabe von G. Megas, *I tysia tu Avraam*, Athen 1954, Das Mysterienspiel behandelt das 22. Kapitel der Genesis: ein Engel des Herrn kündigt Abraham an, er solle seinen Sohn Isaak opfern. Abrahams Frau Sarah fällt bei der Nachricht ohnmächtig zu Boden; Abrahams Glaube bleibt aber unerschütterlich. Beide wecken Isaak und sagen ihm, er solle mit dem Vater in die Berge gehen, um Gott zu opfern. Isaak ist überrascht über den verzweifelten Abschied der Mutter. Ein Engel des Herrn hindert Abraham an der Ausführung des Opfers. Beide knien nieder und danken Gott. — Dasselbe Werk wurde auch ins Serbische übersetzt und 1836 von V. Rakić in Novi Sad, 1857 in Belgrad aufgeführt. Dieselbe Übersetzung war auch in Ungarn verbreitet. 1836 wurde das Mysterienspiel auch in Konstantinopel ins Türkische übersetzt.

läutet seine Glocken, macht Witze, ängstigt Kinder und sorgt für Ordnung<sup>5)</sup>. Diese Aufführungen nun existieren keineswegs isoliert, sondern stehen an der Ausstrahlungsperipherie einer ganzen Volksschauspiellandschaft, deren Zentrum die Sieben Inseln bilden.

Von 1484 bis 1797 stehen die Ionischen Inseln unter venezianischer Herrschaft und intensivem venezianischen Kultureinfluß. Venedig war nach dem Fall von Konstantinopel 1453 Hauptsammelpunkt griechischer Gelehrter und Künstler, so daß der Einfluß durchaus als beidseitig bezeichnet werden muß<sup>6)</sup>. In der oberflächlich italienischen Kulturüberlagerung gleicht die Kultursituation von Heptanesos der des Freistaates Ragusa und der Insel Hvar, nur daß das Substrat der Bevölkerung (die „popolari“) griechischsprachig ist. Eine ähnliche, vor allem auf literarischem Gebiet fruchtbare Synthese besteht drei Jahrhunderte lang auf Kreta, wo bis 1669 die bedeutendsten Leistungen der mittelgriechischen Literatur unter venezianischem Einfluß entstehen<sup>7)</sup>. Nach der Einnahme der Großinsel durch die Türken 1669 ergießt sich ein breiter Flüchtlingsstrom nach den Sieben Inseln, die weiterhin unter venezianischer Herrschaft bleiben. Aus dieser Zeit stammen die heptanesischen „Homilien“, die volkstümlichen Freilichtaufführungen von Szenen aus dem Epos „Erotokritos“ von V. Cornaro<sup>8)</sup>, der Tragödie „Erophile“ oder dem Mysterienspiel vom „Opfer

---

<sup>5)</sup> Er ist somit der Teufelsfigur der Mysterien- und Passionsspiele des lateinischen Mittelalters funktionsgleich.

<sup>6)</sup> Über die griechischen Einflüsse auf die Comedia erudita und die Comedia dell'arte vgl. Sp. Evangelatos, *Istoria tu theatru en Kephallinia 1600—1900*, Diss. Athen 1970, S. 18 ff. (Theatergeschichte von Kephallonia 1600—1900).

<sup>7)</sup> Dazu vor allem M. I. Manusakas, *I Kritiki logotechnia kata tin epochi tis Venetokratias*. Thessaloniki 1965 (Die kretische Literatur zur Zeit der Venezianischen Herrschaft).

<sup>8)</sup> Dazu B. Knös, *L'Histoire de la littérature néo-grecque*. Göteborg/Uppsala 1962, S. 17 ff. Kritische Ausgabe von St. A. Xanthoudidis, Heraklion 1915. Das kretische Epos gehört von den Drucken und dem Leserkreis her zu den weitverbreitetsten griechischen Volksbüchern der Zeit der Turkokratia. Die Handlung spielt im antiken Athen: Erotokritos („der von der Liebe Gepeinigter“), Sohn des politischen Ratgebers des Königs Herakles, Pezostratos, sieht die Königstochter Aretusa im Palast und verliebt sich sterblich bzw. unsterblich in sie. Er erzählt seinem Freund Polydoros davon; dieser überzeugt ihn von der Aussichtslosigkeit der Sache. Erotokritos stellt seine Palastbesuche ein und zieht nachts liedersingend umher. Derart zieht er die Sympathie von Aretusa auf sich, ohne es zu wissen. Der König schickt ihm seine Soldaten auf den Leib, Erotokritos und Polydoros schlagen sie zurück und begeben sich nach Egripon. Aretusa erfährt durch Zufall die Identität von Erotokritos. Sie begibt sich unter dem Vorwand, seinen kranken Vater zu besuchen, in sein Haus und nimmt ein Portrait von sich selbst, gemalt von der Hand Erotokritos', mit sich in den Palast. Erotokritos kehrt zurück und findet seine Gefühle nicht ganz abgelehnt. 2. Teil: Der König veranstaltet ein Lanzenturnier zu Ehren seiner Tochter. Siegespreis ist eine Goldkrone aus der Hand der Königstochter. Ganz

Abrahams' auf Dorfplätzen oder vor Patrizierhäusern zur Karnevalszeit. Die Aufführungen sind termingebunden und reihen sich in die übrigen theatroiden Manifestationen des Karnevals, wie *giostra*, *festini* (Maskenball), *moresca* usw., ohne Schwierigkeit ein. Das streng dramatische, märchenhaft ferne kretische Repertoire wird angereichert durch das satirisch-aktuelle Zunfttheater (besonders von Zante) mit dem zeitkritischen Sozialbezug sowie durch literarische Modeströmungen wie die Idyllen Salomon Gessners oder das romantische Schauer-drama<sup>9)</sup>.

Neben solchen späteren Anreicherungen zeigt aber auch das alte kretische Repertoire eine bedeutende Variationsbreite, die Einblicke in die Selektivität emotionsgesteuerter Volksdramaturgie gibt<sup>10)</sup>. Einer

---

Griechenland tritt an. Nach vielen Zwischenfällen siegt Erotokritos. 3. Teil: Trotz der Warnung des Polydoros und der Amme Aretusas, Nena Phrosyne, treffen sich die Verliebten nächtlich am Eisengitter des Gemachfensters und haben ihre erste Aussprache, ohne einander zu sehen. Der Vater von Erotokritos soll um die Hand der Königstochter anhalten. Die Reaktion des Königs ist jedoch negativ, und er verbannt Erotokritos. Wieder trifft man sich am Fenster. Aretusa übergibt ihm den Verlobungsring und schwört ihm Treue. Er geht nach Egripon. 4. Teil: Boten kommen aus Byzanz und werben um die Hand der Königstochter für Pistophoros, den Sohn des Königs von Byzanz. Aretusa will bei ihren Eltern bleiben und lehnt ab. Der König erkennt die wahre Ursache und sperrt sie samt ihrer Amme für drei Jahre in einen Turm. Jeden Monat wiederholt er ihr den Heiratsantrag. Inzwischen bricht ein Krieg mit Vlanti-stratos, dem König der Walachei, aus. Erotokritos, von einem Zauberwasser unkenntlich gemacht, rettet in einer Schlacht vor Athen den König vor einer Niederlage. Der Krieg soll durch einen Zweikampf beigelegt werden. Erotokritos erficht nach eintägigem Kampf den Sieg über Aristos, den Neffen des Königs der Walachei. 5. Teil: Der König lädt den Unbekannten in den Palast und bietet ihm die Hälfte des Reiches an. Erotokritos will aber nur Aretusa; diese weigert sich. Er spielt ihr den Verlobungsring zu, kommt als Bote verkleidet und berichtet von seinem eigenen Tod. Aretusa fällt in Ohnmacht. Da gibt sich Erotokritos vor ihr und allen zu erkennen, und eine Hochzeit beschließt die abenteuerliche Geschichte. — Besonders die Szene des Lanzenturniers und die Einkerkerung der Aretusa werden häufig aufgeführt.

<sup>9)</sup> Dazu D. Konomos, *To laiko teatro sti Zakynto. Eptanisiaka Phylla*, 2—2 (1946), S. 41—44 (Das Volkstheater auf Zante); ders., *To Zakyntino laiko teatro. Eptanisiaka Phylla, per. II* (1953), S.47—48 (Das zantesche Volkstheater).

<sup>10)</sup> Spuren solcher verbreiteter Kenntnisse sind in der Sprichwort- und Distichenbildung in der ganzen Mediterranzone Griechenlands nachzuweisen. „Rotokritos“ wird auf Naxos zum häufigsten Vornamen, noch 1935 kann man mehr als 400 Verse des „Opfers Abrahams“ auswendig (D. B. Oikonomidis, *Tria erga tis Kritikis logotechnias en Aperathu-Naxu. Kritika Chronika*, Bd. VII, 1953, S. 110 ff. Drei Werke der kretischen Literatur in Aperathos auf Naxos). Besonders die blutrünstige Tragödie der „Erophile“ liegt in fünf Versionen vor: die zitierte bei Zoras/Kretsi-Leontsinis, op. cit. S. 17 ff., eine Fassung mit 93 Versen, aufgezeichnet von P. Vlastos in *Kritikos Laos*, 1. Jg. 1909, S. 70—72, eine bühnengerechte Fassung von 72 Versen, denen ein Prosastück des Erzählers vorangestellt ist (die Handschrift stammt aus Smyrna,

solchen Reduzierung auf affektdramaturgische Kernstellen steht eine Ausweitung im neu hinzukommenden Repertoire gegenüber, und zwar nach zwei Richtungen hin: zum aktuellen Karnevalsschwank mit stehenden Figuren und Motiven und zur literarischen provinzialistischen Idylle, dem „Komidyllion“<sup>11)</sup>. Die Bezüge zu Märchenmotiven einerseits und zur karnevesken Gerichtsszene andererseits bedürfen noch der näheren Untersuchung. Die meistgespielten Homilien, „Chrysavji“, „Krinos“ und „Myrtilos und Daphne“ sind in der Handlungsstruktur affin<sup>12)</sup>.

„Krinos“ (die Lilie) spielt in höfischem Milieu. Ein Bote des Königs Armenis hält um die Hand der Königstochter Anthia (Blüte) an. Der König stimmt zu. Krinos, von einem Freunde unterrichtet, lädt Anthia zu sich und ergeht sich in Wehklagen. Anthia gibt ihm als Treuepfand einen Ring und sie trennen sich (verstecken sich unter den Zuschauern). Armenis trifft im Palast ein und der König begrüßt ihn. Die Amme Phrosyne holt Anthia, damit ihr Armenis vorgestellt werde, doch sie zieht sich zurück, läßt Krinos kommen und beide fliehen zusammen. Auch die Königin willigt in die Hochzeit ein; die Flucht der beiden wird entdeckt. Soldaten bringen sie vor den König; der beleidigte Armenis zieht ab. Noch heute soll Gericht gehalten werden. Anthia sagt vor den Richtern aus, daß sie sich töten würde, falls Krinos

---

die Tradierung erfolgte durch einen Turkokreter; wesentliche Abweichungen sind die Adoptierung des Kindes Panaratos durch den König sowie das Ende, das den Tod des Königs nicht vorsieht; E. Duljerakis, *Anektotoi dimotikai parallajai tis „Erophilis“ kai tis „Voskopulas“*. *Kritika Chronika*, Bd. X, 1956, S. 241 ff. Unveröffentlichte Volksversionen der „Erophile“ und der „Schäferin“, eine stark konzentrierte kretische Version mit 49 Versen (G. Megas, *Parallajai tis laikis diaskevis tis Erophilis*. In: *Eis minimin K. Amantu (1874—1960)*, Athen 1960, S. 370 ff. Variante der Volksbearbeitung der *Erophile*, sowie eine Kurzversion, die 1920 in Karpenision aufgeführt wurde (K. S. Konstas, *Kritikes apichiseis sti Dytikik Rumeli*. *Eea Estia* 80, 1966, S. 1539—49. Kretische Widerhalle in Westrumelien).

<sup>11)</sup> Zur ersten Gattung zählen etwa Hochzeitsparodien wie „Gaidurokavala“ oder die „Skylaraioi“ (Th. Papatanaopoulos, *Omilies kai maskarates stin Perista*. *Nea Estia* 78, 1965, S. 141 ff. Homilien und Maskeraden in Perista), Arztsatiren wie die „Pseftojatroi“ von S. Surmelis (Mitte 18. Jahrhundert), die Motive von Karnevalsschwänken verarbeiten (K. Porphyras, *Zakynthines omilies*. *Theatro* 14, 1964, S. 24 ff. Homilien auf Zante) oder Berufssatiren wie die „Arbeiter von Kephallonia“ (D. Konomos, *Karnavali kai laiko teatro sti Zakyntho*. *Zakynthos* 15/2/1962. Karneval und Volkstheater auf Zante); zur zweiten, etwa „Chasis“ von D. Guzelis, „Vasiliko“ von A. Matisis, die Werke von G. Xenopoulos, B. Anninos u. a. Über die Einflüsse der Homilie auf das neugriechische bürgerliche Drama und die Satire K. Porphyris, op. cit., S. 24 ff.

<sup>12)</sup> Abgedruckt bei M. Minotu, *Omilies*. *Ionios Anthologia*, Jg. 8, 1934, S. 141 ff., 152 ff., 162 ff. „Chrysavji“ fällt etwas aus dem märchenhaften Rahmen, da es in einem naturalistischen Arbeitermilieu spielt. (Eine Textvariante auch bei D. Konomos, op. cit.)

etwas zustößt. Der Richter antwortet, Königstöchter müßten für Vergehen nur zwei Stunden ins Gefängnis (sozialkritische Spitze). Krinos wird freigesprochen unter der Bedingung, Anthia zu heiraten. Der König will das Urteil für null und nichtig erklären, doch die Königin droht, Hand an sich zu legen, wenn ihre Tochter nicht noch heute vor ihr erscheine. Anthia bittet ihre Eltern um Verzeihung und Krinos wird Herrscher im Land <sup>13</sup>).

„Myrtilos und Daphne“ ist allegorischer und in der Handlungspsychologie näher der bukolischen Idylle. Das Liebeswerben ist bereits von Koketterie durchsetzt, auch geht das Gerechtigkeitsprinzip verloren. Ein Götterprolog der Aphrodite und ihres Sohnes Eros geht dem Stück voraus. Myrtilos bittet Eros, die geliebte Daphne mit seinen Pfeilen zu treffen, damit sie ihn erhöere. Eros trifft jedoch dessen Freund Beletis. Nun lieben beide Freunde die Königstochter. Daphne kommt endlich, ruft Aphrodite an, ihr Myrtilos geneigt zu machen, und fragt ihn, warum er denn so betrübt sei. Dieser weist auf seinen Freund Beletos, sie sieht ihn an, und das Werk des Eros beginnt seine Früchte zu tragen. Sie wendet sich von Myrtilos ab, läßt Soldaten kommen, ihn vor den König zu führen mit der Anschuldigung, er habe sie entehren wollen, und Beletis habe sie beschützt. Der König gibt ihr auf ihren Wunsch Beletis zum Mann, Myrtilos wird ins Gefängnis geworfen. Beletis wird gekrönt. Er läßt Myrtilos vorführen, um die Todesstrafe an ihm zu vollziehen, doch ein Gefangener tritt vor, sagt zum König, er solle Myrtilos das Leben schenken und ihn dafür töten. Daraufhin läßt Beletis Myrtilos bloß verbannen <sup>14</sup>).

Die Aufführungen des solcherart teilhomogenen Spielguts konzentrieren sich auf die Inseln Zante und Kephallonia sowie ihr kontinentales Ausstrahlungsfeld. Der Zeitraum der Aufführungen ist, rein quellenmäßig, erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts zu belegen, doch dürfen sowohl für Kreta vor 1669 als auch für die Sieben Inseln nach 1669 Aufführungen angenommen werden, wenn man die Kenntnisdichte des Spielguts und die Variantenvielfalt, die auf eifrigen Spielgebrauch schließen läßt, in Rechnung stellt. In Rumelien sind Vorstellungen von Szenen aus dem „Erotokritos“ nachgewiesen für Perista <sup>15</sup>), Amphissa und Nafpaktos, im Peloponnes für Lechaina und Lankada in Mani; beim Karneval des Jahres 1909 tritt in Athen die Figur des „Rotokritos“ und der „Aretusa“ als Verkleidungstyp auf <sup>16</sup>). Eine stark komprimierte Version der „Erophile“ gelangte 1920 in Karpension in Westrumelien zur Aufführung. Hier ist der Rollenreichtum

---

<sup>13</sup>) Minotu, op. cit., 141 ff.

<sup>14</sup>) Minotu, op. cit., S. 152 ff.

<sup>15</sup>) Th. Papathanasopoulos, op. cit., S. 141 ff.

<sup>16</sup>) Xanthudidis, op. cit., S. CLXX ff.

stark reduziert: König, Tochter (ohne Namen wie in der Version von Amphilochia), Panaratos, Leibwächter der Tochter, Charon und Statisten. Panaratos trägt ein grünes Kleid mit seidnem Überwurf, der König einen grünen Mantel mit Goldstickereien und eine Art Tiara auf dem Kopf. Die Königstochter ist mit einem roten weiten Seidenkleid mit Goldgürtel und einer vergoldeten Kopfbedeckung in Fächerform aus Pappe bekleidet. Der Leibwächter trägt ein Schwert mit Goldband geknüpft und weiße Strümpfe, Charon ein schwarzes Kostüm in Trikotform mit grauen Kartonflügeln am Rücken. Die formelhaft verkürzten Sprechpartien setzen die Kenntnis des Inhalts voraus: Panaratos gibt sich als ferner Königssohn aus, hält um die Tochter des Königs an. Dieser macht ihn zum Bräutigam. Nach einigen Tagen erfährt er jedoch, daß Panaratos nur ein einfacher Soldat ist. Hier setzt der „Dialog“ ein (Übersetzung in Prosa):

#### 1. Szene

**König:** „Panaratos, was hast du dir gedacht und bist mit List und Trug in den Palast gekommen?  
Du bist kein Königssohn und nicht von großem Stamm,  
du bist ein Nichts und kamst mich zu betrüben.  
Ich habe jetzt Befehl gegeben, euch zu töten  
dich und die Tochter mein, um meinen Stamm zu retten!  
Komm, Henker, nimm sie und schlag ihnen den Kopf ab,  
damit es hören alle Fürsten und alle Könige.“

#### 2. Szene

**Charon:** „Armee und Soldaten, habet acht!  
Charos ist gekommen und rührt euch nicht.“

**Leibwächter:** „O Himmel, verdunkelst du dich nicht, und du,  
Sonne, gehst noch deinen Weg? <sup>17)</sup>  
Mein Herr und mein König, mein Herr und König,  
welch Übel hast du heute meiner Herrin angetan?  
Mein Herr und mein König, mein Herr und König,  
nimm auch du den Tod mit meiner Herrin!“

(Er zieht sein Schwert und ersticht den König. Man verhaftet ihn. Ende. Das kurze Spiel wird anderswo wiederholt <sup>18)</sup>.)

Die Aufführung von Szenen aus dem „Erotokritos“ im Freien ist auch für die Provinz Sami auf Kephallonia im späten 19. Jahrhundert nachgewiesen. Schauspieler aus dem Dorf Pulatoi hatten das Spielprivileg und zogen zur Karnevalszeit in die umliegenden Dörfer. Masken und Kostüme wurden aus dem Stadttheater von Argostolion geborgt; sie waren historisierend (aus der Zeit Ludwigs XIII.). Auf

<sup>17)</sup> Wörtlich übersetzt heißt es: „Und du, Sonne, gehst nicht deinen Weg?“ Offenbar ist aber das Gegenteil gemeint.

<sup>18)</sup> K. S. K o n s t a s, op. cit., S. 1539 ff. Hier auch die Versvergleiche mit dem Original und der Version von Amphilochia. Dort ersticht Triskataratos (der dreimal Verfluchte) den König, im Original der Bote.

einem kleinen Podium (patari) saßen der König, die Königin, Aretusa, Phrosyne und die Frauen (also der Palast), die anderen Personen standen davor. Besonders die Schlachtszenen wurden ausführlich dargestellt, und zwar zu Fuß, nicht zu Pferd. Die Deklamation soll sich nicht von der der professionellen Schauspieler unterscheiden haben. Ob ein Erzähler die Überleitung zu den einzelnen Szenen gesprochen hat oder nicht, bleibt unklar<sup>19</sup>). Lukatos datiert diese Aufführung auf 1889, fügt hinzu, daß die Schauspieler viele Tage lang am Dorfplatz geprobt hätten; die Aufstellung der Schauspieler unter dem Podium sei in Form eines Rechtecks erfolgt<sup>20</sup>).

1930 wird im Dorf Ajia Phimia im Bezirk Pylaros wieder „Erotokritos“ vor der Schule gespielt. Es handelt sich nicht mehr um oral tradiertes Wissen, sondern die Rollen werden aus dem Buch gelernt<sup>21</sup>). Die Homilien auf Kephallonia im 19. Jahrhundert umfassen aber auch rein aktuell-politische Beiträge. So gibt Sp. Mallakis in seinen Memoiren Teile einer Satire wieder, die den Skandal bei der Bischofswahl von 1841 bis 1842 beschreibt und mit einiger Wahrscheinlichkeit aufgeführt wurde<sup>22</sup>).

Das Spielzentrum der Homilienvorstellungen ist aber die Insel Zante (Zakynthos). In den Miscellen im zweiten Band der Volkskundezeitschrift „Laographia“, 1910, lesen wir in einem Beitrag von S. de Viazis: „Heuer stellten in unserer Stadt einfache Leute während des Karnevalsfestes Erotokritos auf der Straße vor. Nicht das ganze Stück, versteht sich, sondern eine Auswahl nach ihrem Geschmack, besonders die Szene der Einkerkung der Aretusa. Die an der Vorstellung Teilnehmenden trugen durchwegs Masken. Auch voriges Jahr stellten sie während des Karnevals den ganzen ‚Chasis‘ von Guzelis vor. Diese Volksaufführungen von Verkleideten heißen hier Homilien.“<sup>23</sup> Und eine zweite Anzeige im selben Band: „Heuer im Karneval stellten unsere Maskenträger, einfache Leute, auch das bekannte ‚Opfer Abrahams‘ dar . . . Bemerkenswert ist, daß das Volk mit Aufmerksamkeit zusah, und aus den Augen mancher Tränen rollten. Solche

---

<sup>19</sup>) Ch.. Anninos, Parastasis tu Erotokritu. Estia eikonographimeni 1980, S. 119 (Vorstellung des Erotokritos).

<sup>20</sup>) S. D. Lukatos, Oi laikes apokries stin Kephallonia. Maskares-parastaseis-choroi. Eptanisiaki Protochronia A', 1960, S. 147—54 (Volkstümlicher Karneval in Kephallonia. Maskeraden — Vorstellungen — Tänze).

<sup>21</sup>) Lukatos, op. cit., S. 149. Durch die Organisation der Schule werden auch die natürlichen Ausbreitungsgrenzen der Spieltätigkeit übersprungen. So organisierte in den dreißiger Jahren ein Lehrer aus Kephallonia derartige Vorstellungen an der thrakischen Küste der Propontis (vgl. E. Zisis in: Syzitis 1938, S. 114 f.).

<sup>22</sup>) Sp. Mallakis, Apomnimonevmata, Athen 1872, S. 72 ff. In dieser Zeit standen die Sieben Inseln unter britischem Protektorat.

<sup>23</sup>) S. de Viazis, Laographia 2, 1910, S. 451.

Homilien finden auch in den Dörfern von Zante statt. In unseren Dörfern verkleideten sich die Bewohner am „Reinen Montag“<sup>24)</sup>, aber ohne Maske (moreta), sie färben nur das Gesicht, wie es die Gaukler tun.“<sup>25)</sup> In einem Beitrag des Gymnasialdirektors der Stadt, K. N. Jannutos, heißt es, die Maskierten ritten meist auf Maultieren. Die häufigsten Vorstellungen seien „Myrtilos und Daphne“ und „Chrysavji“, die ohne jede szenenillusionistische Hilfe auf der Straße dargestellt würden. Bei „Myrtilos und Daphne“ hielten manche Leute große Baumzweige in Händen, um den Garten des Schlosses vorzustellen. Nach 1900 sei seltener gespielt worden. Der Autor habe selbst des öfteren die „Chrysavji“ gesehen und sei immer vom ernsthaften Ton der Liebesbeichte beeindruckt gewesen. Die Aufführung habe im griechischen Idiom von Zante, durchsetzt mit italienischen Dialektwörtern, stattgefunden. „Chrysavji“ sei 1865 auch im Druck erschienen; die Anspielungen auf das englische Protektorat wiesen darauf hin, daß das Stück erst nach 1815 auf der Insel entstanden sei<sup>26)</sup>.

Aus derselben Zeit (um die Jahrhundertwende) sind auch Dorfaufführungen der „Erophile“ bekannt, die an Wegkreuzungen gespielt wurden. Die Laienspieler trugen Mäntel, Brustpanzer und Krönchen und waren durchwegs Männer. Der Augenzeuge erinnert sich noch an die behaarte Hand der „Erophile“<sup>27)</sup>. Bei Aufführungen in der Stadt fanden die Proben in Geschäften oder Tavernen statt. Sie wurden vom Faschingsdonnerstag bis zum Faschingssonntag ab zwei Uhr nachmittags vor den Patrizierhäusern gegeben, auf den Plätzen der Stadt und auf den Dorftennen. Ein oder zwei wild Verkleidete sorgten für Ordnung im Publikum. An schönen Tagen waren oft drei bis vier Spielgruppen unterwegs; zwei Maskierte kassierten den Obolus. Am Faschingssonntag begannen die Vorstellungen schon am frühen Morgen<sup>28)</sup>. Die Spieler waren meist Handwerker. Die Deklamation ist am besten als eine Art Singsang vorzustellen, für den sich der Zante-Dialekt besonders eignet. Es werden die Vershebungen betont; eine gute Stimme ist Voraussetzung für diese Art von Vortrag. Der Spielleiter legt die Standplätze der Schauspieler fest und die Abstände voneinander. Dieser relationelle Symbolraum stellt ein Rechteck dar, das von den Zuschauern begrenzt wird. Tritt ein Schauspieler von der Szene

<sup>24)</sup> Entspricht dem Rosenmontag.

<sup>25)</sup> S. de Viazis, *Laographia* 2, 1910, S. 674.

<sup>26)</sup> K. N. Jannutos, *Festini kai Omilia*. *Laographia* 2, 1910, S. 448 ff.

<sup>27)</sup> G. Annions in Proia, 18/4/1934. Zur Aufführung im „Kunsttheater“ von K. Koun auch G. Valetas, *I anaviosi tis Erophilis*. *Epitheorisi Technis* 7, 1961, S. 171 ff. (Das Wiederaufleben der Erophile).

<sup>28)</sup> M. Syguros, *Ai apokreo en Eptaniso*. *Panathinaia* 28/3/1905, S. 293 ff. (Karneval auf den Sieben Inseln). Sp. de Viazis in *Neos Aionas* I. Jg., 1892, Nr. 18—20, und in *Pleiada* I. Jg. 1896, Nr. 5—6, desgleichen im *Kalender Poikili Stoa* 1899. M. Minotu, op. cit. S. 139 f.

ab, so verschwindet er im Publikum und taucht erst bei seinem Auftritt wieder auf. Während der Aufführung oder kurz vor ihrem Ende geht ein Kassier mit der Schale herum. Aus den Fenstern werden Silbermünzen geworfen. Wie alle Heischegänge wird auch diese Münzenkollektion (zumindest nach außen hin) „für ein gutes Jahr“ durchgeführt<sup>29)</sup>. Eine Interview-Aktion unter ehemaligen Laienspielern fördert 1964 noch eine Menge von Details ans Licht<sup>30)</sup>.

1909 wurde im Dorf Skulikado auf Zante „Erotokritos“ von Dilettanten aufgeführt. Diese Aufführung wurde „giostra“ genannt. Man lernte aus dem Buch und jeder sorgte selbst für sein Kostüm. Man lieh sich auch welche aus dem Stadttheater. Die Helme wurden von einem Heiligenmaler verziert. Gespielt wurde vor einem Patrizierhaus; aus den umliegenden Dörfern kamen viele Zuschauer. Die Überleitungen von Szene zu Szene besorgte ein eigener Sprechpart, der „Dichter“. — „Wir sagten unseren Sprechpart, sagen wir einmal, irgendwie ‚gesungen‘ . . . Die Worte stehen nicht so im Buch, die haben wir geändert. Alle zusammen, keiner allein. Da war auch der Lehrer, Rizos, der verbesserte uns da und dort.“<sup>31)</sup> In den folgenden Jahren wurde die Vorstellung noch dreimal gegeben. Eine andere Gewährsperson berichtet über dieselbe Aufführung, daß zirka zwei Monate intensiver Proben in einem gemieteten Raum der „Premiere“ vorangegangen seien. Das ganze Dorf habe sämtliche Goldwaren geborgt, um die Helme zu schmücken. Bei der zweiten Vorstellung habe man zirka 4000 Zuschauer gehabt. Die Königssöhne seien beritten erschienen, und die Zweikämpfe mit Lanze und Schild hätten zu Pferde stattgefunden. Es seien keine Masken getragen worden<sup>32)</sup>.

Im Zeitraum von 1913 bis 1925 wurde in der Stadt Zante das „Opfer Abrahams“ unter der Leitung von Sp. Mylonopoulos gegeben. Die Kostüme weisen auf eine Art „naiven Historismus“ hin. — „Die Kleidungsstücke befanden sich in Übereinstimmung mit der Epoche Abrahams. Abraham z. B. war bekleidet wie ein Priester, in Schwarz, trug eine Mönchskutte, weißen Bart und lange Haare, auf dem Kopf eine schwarze Mönchskapuze. Um die Mitte einen Gürtel mit Messer. Sarah wiederum war bekleidet mit einem schwarzen wollenen Unterrock, einem Leibchen und einer Schürze sowie einem schwarzen Tuch auf dem Kopf. Ich, Isaak, trug eine rote Stola — so wie die, die die Diakone tragen oder die Popenkinder — mit einem roten Tuch auf dem Kopf. Der Erzengel eine weiße Stola und weiße Flügel. Die Sklavin der Sarah war nicht in Schwarz, sondern trug Wollunterrock, Leib-

---

<sup>29)</sup> D. K o n o m o s, *To palio Zakynthino karnavali*. Philolojiki Protochronia 1953, S. 263 ff. (Der alte Kaneval von Zante).

<sup>30)</sup> K. P o r p h y r i s, op. cit., S. 24 ff.

<sup>31)</sup> K. P o r p h y r i s, op. cit., S. 28.

<sup>32)</sup> K. P o r p h y r i s, op. cit., S. 28 f.

chen und Schürze in verschiedenen Farben. Die Sklaven mit Hemden, kurzer Hose und langen weißen Strümpfen bis zu den Kniekehlen . . ." <sup>33)</sup> Das Stück wurde unter Mylonopulos zum ersten Mal 1913 in Chora gespielt. Die Probezeit betrug drei bis vier Monate. Man spielte während des Karnevals in den Straßen von zwei Uhr nachmittags bis abends, etwa vier- bis fünfmal am Tag, insgesamt 70- bis 80mal. In Zante dauerte die Vorstellung etwa eine Stunde. Es wurde ein kleines Bühnengerüst gefertigt, das man mit sich führte: der Berg, auf dem das Opfer stattfinden soll. Die Leute stehen rundherum, sehen auch von den Fenstern aus zu; jedesmal etwa 100 bis 150 Menschen. Bei der letzten Vorstellung auf dem Platz von San Marco versammeln sich 2000 bis 3000 Menschen. Das Publikum ist oft bewegt; nicht selten ist Weinen zu hören. Die Sklaven gehen mit der Geldschüssel um. Gespielt wurde nicht das Original, sondern eine Bearbeitung von Sp. Mylonopulos <sup>34)</sup>. — 1925 führen die Juden der Stadt „Chasis“ von Guzelis auf <sup>35)</sup>. Nach zweimonatigen Proben geben sie zwei Vorstellungen vor der großen und kleinen Synode sowie eine auf dem Stadtplatz <sup>36)</sup>.

Im Dorf Katastari wurden im Zeitraum von 1922 bis 1939 verschiedene Homilien gespielt: „Krinos“, „Myrtilos und Daphne“, die Komidyllen „Golpho“, „Esme“ und „Despo“. Über den Spielstil lesen wir in einem Interview: „Früher wurden die Homilien irgendwie singend gesprochen, wir spielten, wie wir es im Theater gesehen hatten, ausdrucksvoll, man kann sagen dramatisch, komisch, fröhlich, in verschiedener Art, je nachdem, wie es das Werk verlangte.“ Der monotone Singsang der Neuberin mit den Symbolgesten weicht einem neuen Realismus, der dem professionellen Theater abgeschaut wird. Die Proben fanden ohne Spielleiter statt, man spielte in Masken und Kostümen. „In der Homilie ‚Krinos und Anthia‘ zum Beispiel trug Krinos einen Hut mit Bändern, ein weißes Hemd, schwarze Hose, einen roten Gürtel. Anthia war gekleidet wie eine Braut. Der König trug einen Wollüberwurf und eine Krone auf dem Kopf. Die Dienerin einen schwarzen Unterrock und weiße Schürze.“ <sup>37)</sup>

Im Dorf Angerikos verfertigt ein findiger Kopf selbst Homilien aus Romanbüchern, so z. B. Roland und Hildegunde. Die Aufführungen finden hier unter Musikbegleitung statt: Violine, Gitarre, Mandoline; lokale Tänze werden getanzt. A. Guskos, ein komisches Talent,

---

<sup>33)</sup> K. Porphyris, op. cit., S. 29.

<sup>34)</sup> K. Porphyris, op. cit., S. 29 f.

<sup>35)</sup> Und zwar zum Purim-Fest, das terminmäßig mit dem Karneval zusammenfällt. Die etwa 50 Judenfamilien zogen nach dem Erdbeben von 1953 fast alle nach Israel.

<sup>63)</sup> Porphyris, op. cit., S. 29 f.

<sup>37)</sup> Porphyris, op. cit., S. 30.

extemporiert auch aus dem Stegreif und macht Anspielungen auf örtliche Verhältnisse. Gespielt wird an den letzten beiden Sonntagen des Faschings auf dem Kirchplatz, wo aus Papierfahnen, Blumen und Zweigen eine provisorische Bühne errichtet wird. Zirka 1500 Zuschauer kommen aus den umliegenden Dörfern<sup>38)</sup>. Im selben Dorf entstand um 1925 eine Original-Homilie aus einem Fortsetzungsroman eines Periodikums „Octavio und Valeria“, deren Text aber verlorengegangen ist. Ebenso entsteht in den fünfziger Jahren eine „Brücke der Seufzer“ und eine „Unglückliche Liebe“<sup>39)</sup>.

Die verstärkte Rezeption aktueller Gebrauchsliteratur sowie das Einsetzen des Interesses einer intellektuellen Öffentlichkeit läßt auch diese Spielform den Weg der Sekundärvermittlung folkloristischer Art gehen: 1965 wurden die Homilien erstmals offiziell organisiert und die Gründung eines internationalen Instituts für Volkstheater ins Auge gefaßt. Unter dem etwas unglücklichen Titel „Erstes Treffen mittelalterlichen Volkstheaters auf Zante“ wurde das „Opfer Abrahams“ gegeben, „Chrysavji“ und „Krinos“, zusammen mit Vorstellungen des Schattentheaters Karagiozis sowie Volkstänzen und musikalischen Darbietungen<sup>40)</sup>. Wirklich mittelalterlich war davon allerdings nur der Urtext des Mysterienspiels vom „Opfer Abrahams“, doch sind Wege und Umwege der Traditionsgebung (und -findung) auch als Lernprozeß mit dem Ziel differenzierter Historizität zu verstehen, und nicht nur als mythologische Verankerung des Heutigen in möglichst fernen Epochen.

---

<sup>38)</sup> Porphyrus, op. cit., S. 30 f.

<sup>39)</sup> Porphyrus, op. cit., S. 30 f.

<sup>40)</sup> I. Marudis, I profi synantisi mesaioniku laiku theatre sti Zakyntho. Perijitiki 83, 1965, S. 26 f. (Die erste Zusammenkunft mittelalterlichen Volkstheaters auf Zante).

# Chronik der Volkskunde

## Die Andrian-Werburg-Medaille der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

Der Ausschuß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien hat in seiner Sitzung am 9. Oktober 1974 die Schaffung einer sichtbaren Ehrung für Verdienste um die Anthropologische Gesellschaft beschlossen. Diese PRO-MERITIS-Medaille der Anthropologischen Gesellschaft in Wien ist eine Gußmedaille aus Bronze mit einem Durchmesser von etwa 100 mm, die vom akademischen Medailleur Wolfgang Pichl gestaltet und deren Entwurf vom Bundesministerium für Unterricht und Kunst angekauft wurde. Die Aversseite zeigt ein Brustbild des Freiherrn Ferdinand von Andrian-Werburg. Andrian-Werburg lebte von 1835 bis 1914 und hatte bereits bei der Gründung unserer Gesellschaft eifrig mitgewirkt. Von 1882 bis 1902 war er Präsident, von 1903 bis zu seinem Tode am 14. April 1914 Ehrenpräsident. Über diese vereinsinterne Tätigkeit hinaus war er durch seine umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten auf den Gebieten der Volkskunde, Völkerkunde und Urgeschichte ein würdiger Repräsentant der Intentionen der Anthropologischen Gesellschaft. Gerade in einer Zeit fortschreitender Spezialisierung kann der verbindende Charakter dieser Gesellschaft nicht genug betont werden. Deshalb wurde die Forscherpersönlichkeit Ferdinand von Andrian-Werburg gleichsam als Motto der neugeschaffenen Medaille gewählt. Die Reversseite wurde in Anlehnung an einen menschlichen Kanon aus dem Jahre 1521 gestaltet. Dieser „homo ad circulum“ soll als Symbol der Anthropologischen Gesellschaft verstanden werden und darauf hinweisen, daß stets der Mensch in seiner körperlichen, geistigen und kulturellen Vielfalt im Zentrum unseres forschenden Bemühens zu stehen hat.

Die PRO-MERITIS-Medaille der Anthropologischen Gesellschaft in Wien kann vom Ausschuß durch einen Beschluß mit Zweidrittelmehrheit aller Ausschußmitglieder jenen Personen verliehen werden, denen auf diese Weise Dank und Anerkennung für ihre Verdienste um die Anthropologische Gesellschaft ausgedrückt werden soll.

Die ersten beiden Medaillen wurden am 12. Mai 1976 in einer festlichen Ausschußsitzung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien an Univ.-Prof. Dr. Walter Hirschberg und Hofrat Dr. Johann Jungwirth überreicht.

Fritz E. Barth

## Institut für Gegenwartsvolkskunde in Mattersburg

Am 26. September 1976 wurde die Arbeitsstelle des Institutes für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Mattersburg im Burgenland eröffnet. Die Arbeitsstelle, deren Unterbringung durch die Burgenländische Landesregierung gefördert und durch die Stadt Mattersburg durchgeführt wurde, nimmt den ersten Stock des ehemaligen Rathauses von Mattersburg ein, in dessen Erdgeschoß das Mattersburger Heimatmuseum untergebracht wurde. Das Institut enthält neben den Arbeitsräumen auch einen großen Ausstellungsraum, in dem zunächst die Ausstellung „Wandlungen des ländlichen Wohnens in der Gegenwart“ gezeigt wird. Die Ausstellung, welche in drei Gruppen 1. Zeitungsberichte und -bilder, 2. Alte und

neue Bauernhausaufnahmen, und 3. Künstlerische Bauernhausdarstellungen aus dem Burgenland bringt, wurde in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde gestaltet. Schdt.

#### Walter Berger †

Am 11. Juli 1976 ist ganz plötzlich der Geologe Dr. Walter Berger in Wien gestorben. Berger (29. April 1919 bis 11. Juli 1976), aus der Jugendbewegung kommend, hat sich nebenberuflich immer für Volkskunde interessiert. Durch seine Stellung bei der Österreichischen Mineralöl-Verwaltung hat er auf seinen Dienstfahrten insbesondere das östliche Niederösterreich, vor allem Weinviertel und Marchfeld, mit einer seltenen Genauigkeit kennengelernt. Er konnte viel aufzeichnen, was ihn interessierte, und konnte es gleich auch mit vorzüglicher Genauigkeit in exakten Zeichnungen festhalten. Auf diese Weise sind seine Studien zu den alten Weinkellergassen, zu den Schloßblechen der Kellertore, zu den Bildstöcken und Feldkreuzen entstanden. Sowohl unsere Zeitschrift wie die niederösterreichische Zeitschrift „Unsere Heimat“ haben diese stets sehr inhaltsreichen, aber auch gut und persönlich beteiligt geschriebenen Abhandlungen veröffentlicht. Berger hat damit gezeigt, was er für ein landschaftlich kleines Gebiet leisten konnte. Seine Freunde in der Arbeitsgemeinschaft der Bildstockforscher wissen aus seinen Vorträgen, daß er weit darüber hinaus diese Dinge von Griechenland bis nach Spanien kannte und vorzüglich studiert und fotografiert hatte.

Walter Berger wird also vor allem im Kreis der österreichischen Bildstockforscher, die sich im Verein für Volkskunde zu einer tätigen Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen haben, unvergessen bleiben. Leopold Schmidt

## Literatur der Volkskunde

**Leopold Schmidt, Gegenwartsvolkskunde. Eine bibliographische Einführung** (= Veröffentlichungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Sonderband 1). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1976. Brosch. 153 Seiten, S 180,—.

Solch einen Band nimmt man als akademischer Lehrer, der ein gutes Stück Weges der Entwicklung unseres Faches von den frühesten dreißiger Jahren bis heute immerhin hellwachen Sinnes mitgegangen ist, doch mit recht eigenartigen Gefühlen zur Hand. Nicht etwa deswegen, weil es zum angeblich Langweiligsten und vermeintlich Nutzlosesten gehört, Kataloge und gar Bibliographien rezensieren zu wollen. Eher schon deswegen, weil einem das Wort „Gegenwartsvolkskunde“, der man auf seine Art nie aufgehört hat zu dienen, immer wieder neu als ein forderndes Schreiben von manchen ins Ohr gellt, bei denen man auch nach Jahren keinen Widerhall als Selbstgeleistetes, als „Ertrag“ hören, als Frucht geistigen Ringens lesen könnte. Hier darf man gottlob und wirklich gerechterweise sehr viele von den jungen Kollegen rühmlichst ausnehmen. Die eigene Skepsis galt und gilt immer noch jenen, die so besonders fanatisch nach neuen Wegen im Fach schrien, die ganz unverblümt vom „Unsinn der Museen“, die man ausräumen sollte, sprachen und davon, daß tabula rasa eigentlich die einzige Möglichkeit einer „neuen Kultur“ sein könne. Nun, um diese Leute, die oft nur ihr mangelndes Wissen um Historie mit Ideologie-Programmen, eigenes Leersein als Aufbruchsmentalität nach Utopia anpriesen, ist es stiller geworden; nicht nur wegen der Finanzpleite in manchen Wirtschaftswunderländern, die ihre undankbaren Kinder nicht einfach in wohlstandsgemäße, notfalls sogar „bürgerliche Stellen“ einweisen können. Wer gründet heute schon Institute für Nachwuchs-Wissenschaftler? Oder doch? Immerhin: Leopold Schmidt tat es 1972 (!) im kleinen Österreich an dessen großer Akademie der Wissenschaften und mit dem „modernen“ Namen und auch einem klaren Willen zur „Gegenwartsvolkskunde“. Schon hat sich dieses Institut mit mehreren Publikationen vorgestellt. Ein erster Sonderband ist diese „bibliographische Einführung“. Es ist lehrreich, ernüchternd und auch befriedigend, darin zu lesen und aufzufinden, was andere nur forderten. Und schon wieder kommt mir altem Mann die Erinnerung, daß auch so etwas nicht „von ungefähr“ entsteht. Damit hat L. Schmidt, der in Gefolge und Gesellschaft mit wirklich bahnbrechenden „Gegenwartsvolkkundlern“, wie W. E. Peuckert (1931), J. Klapper (1934), A. Spamer (1933/34) usw., selber 1940 seine „Wiener Volkskunde. Ein Aufriß“, damals zeitentsprechend wenig beachtet, vorgelegt hatte, das erfüllt, was er 1951 in einer richtungsweisenden Rezension zu Franz Mörth, Kapfenberg im Wandel der Zeiten, Kapfenberg 1949, zu sagen wagte (ÖZV NS 5/54, H. 3—4, 1951, 182 f.), als Hoffnung: „Diese wackere und aner kennens wert geförderte Bestandsaufnahme wird hoffentlich den Blick dafür freimachen, daß gerade von der modernen Volkskunde her nun anderes gefordert werden muß“ (jenes Industrie-Kapfenberg mit seinen Stahlarbeitern) „hat die Möglichkeit, Arbeiter-Volkskunde zu treiben . . .“ Und welches Gewitter, das auch den Rezensenten traf, löste dieser Satz dann aus: „Vielleicht kann von dort aus die Erneuerung der steirischen

Volkskunde kommen, die viele Jahre lang beim Biedermeier-Bauern aufgehört hat." Wer es von den Jüngeren gar nicht verstehen kann, der möge die folgenreiche Geschichte, die nun auch schon „Geschichte“ der (leider nicht immer nur „fachlichen“) Auseinandersetzung um das bleibende Postulat neuer, gegenwartsbezogener Forschungsausrichtung ist, nachlesen (ÖZV 1952, 94—96) samt Entgegnung, Ripost und Salut usw. in der Terminologie einer Fechtersprache, die „man“ heute auch nicht versteht, weil es „antiautoritär“-selbstverständlich und demokratisch-gefahrlos geworden ist, statt im Geistigen Florett zu fechten, mit großen Parolen offene Türen einzurennen...

Also lieber nicht als Rezensent in Abschiedsjahren mit der Hand müde abwinken und „Ben Akiba — Is eh scho alls da g'wes'n!" sagen. Vielmehr ein ehrliches „Gratulor!" zur Gründung eines Instituts für Gegenwartsforschung im Rahmen jener Akademiestätte des Geistes, die seit ihrer Gründung 1847 weiß, daß alles Seiende ein Gewordenes ist und daß „Geschichte“ immer „gegenwärtig“ und zugleich ein Werdendes war und bleiben muß. Und ein „Vivat, crescat, floreat!" für ein solches Institut, das wenig „Programm“ verkündet, vielmehr das aufarbeitet, was uns alle Tage umgibt als „Volkskultur“ im weitesten Sinne, nicht zuletzt auch in jener auf „Schau“ gerichteten Ritualisierung unserer gesamten öffentlichen und weithin des privaten Lebens einer säkularisierten Industrie- und Massengesellschaft, deren „Probleme der Gegenwartsvolkskunde“ L. Schmidt selber 1974 als Nummer 1 der Mitteilungen dieser Forschungsstätte vorgelegt hat.

Das sind Voraussetzungen, die ein Vorwort (7—9) nennt, die eine Einleitung (10—15) schildert, als Rechtfertigung des still angelaufenen und fleißig arbeitenden Unternehmens im Werden des schwierigen, oft verkannten Unternehmens, eine „Gegenwartsvolkskunde“ zu einer gegenwartsbezogenen Soziologie, Wirtschaftswissenschaft, „Zeitgeschichte“ usw. auch institutsmäßig zu etablieren. Dies als brauchbar und notwendig neben und zu den großen, dankbar gerühmten Bibliographien (Internationale Volkskundliche Bibliographie, Österr. Volkskunde. Bibliographie; landeskundliche Schriftenverzeichnisse u. ä.) mit einem vorläufigen Schema, das (durch ein breites Register S. 125—153 erschließbar) aufnimmt, was sich in 1485 Einzelnachweisen erstaunlich reich als bisherige „Ernte“ schon darbietet, sozusagen als ein besonderer Spiegelaspekt in unserer tiefgreifend und rasch sich wandelnden Welt.

Leopold Kretzenbacher, München

**Die Funktion der schriftlichen Quelle in der Sachkulturforchung** (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 1). Wien 1976, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. 271 Seiten mit 9 Tabellen und 5 Abbildungen.

Die Philosophisch-Historische Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften verfügt erst seit wenigen Jahren über eigene Institute. Die Institute, von eigenen Direktoren geleitet, unterstehen den jeweiligen Kuratorien der Klasse. Es handelt sich also um sorgfältig überdachte Gründungen, für die letzten Endes immer die Akademie selbst die Verantwortung trägt.

Das Institut für mittelalterliche Realienkunde ist in Verfolg der Arbeiten von Harry Kühnel, dem Stadtarchivdirektor von Krems, gegründet worden. Er ist seit der Gründung sein Direktor. Dadurch, daß das Land Niederösterreich und die Stadt Krems zu den Kosten des Institutes beitragen, hat es sich ermöglichen lassen, daß das Institut über wissenschaftliche Mitarbeiter verfügt, die sich mit der mittelalterlichen Realienkunde bis in die speziellsten Einzelheiten beschäftigen können. Ihr großes Anschauungsmaterial haben sie dadurch gewon-

nen, daß das Institut als bisherige Hauptaufgabe die Inventarisierung sämtlicher mittelalterlicher Tafelbilder Österreichs durchführt, mit genauem Photographieren nicht nur der ganzen Bilder, sondern auch aller wesentlichen Einzelheiten, und daß das auf diese Weise gewonnene Bildmaterial in einem eigenen Katalogsystem genau ausgeworfen wird.

Für eine erste Veröffentlichung des Instituts hat man dennoch nicht auf diesen Stoff zurückgegriffen, sondern Schriftzeugnisse zur Realienkunde bearbeitet, wie sie zur Kommentierung der Bildzeugnisse laufend erarbeitet wurden und werden. Es handelt sich in dem vorliegenden Band um drei voneinander unabhängige Einzeluntersuchungen. Zunächst gibt Ernst Englisch den Versuch einer realienkundlichen Interpretation von „Ottokars Steirischer Reimchronik“. Kriegswesen, Festungsbau, Kleidung, Waffen, alles, was bei Ottokar an Einzelheiten erwähnt erscheint, wird hier so genau wie nur möglich erläutert. Es folgt die Dissertation von Helmut Hunds bichler, „Realien zum Thema ‚Reisen‘ in den Reisetagebüchern des Paolo Santonino (1485—1487)“. Es ist lange her, daß hier in dieser Zeitschrift auf die köstliche Übersetzung dieses Reiseberichtes durch Rudolf Egger hingewiesen wurde. Die ungemein genaue, minutiöse Nacharbeit Hunds bichlers wird man gewiß schätzen, besonders für die Kärntner Landeskunde des Mittelalters ergibt sich sicherlich viel Beachtenswertes. Schließlich schöpft Gerhard Jaritz „Die Reiner Rechnungsbücher (1399 bis 1477) als Quelle zur klösterlichen Sachkultur des Spätmittelalters“ aus. Es ist schon bemerkenswert, was sich aus dieser Quelle etwa zu den Komplexen Speise und Trank im klösterlichen Bereich herausholen läßt.

Die Arbeiten von Hunds bichler und von Jaritz sind zusätzlich durch eigene Register erschlossen, was man dankbar begrüßen wird. Im ganzen handelt es sich um Arbeiten, die gewissermaßen die Realienkunde wieder zu Moritz Heyne, ihrem Begründer, zurückführen. Fleißige Sachlichkeit, ungewöhnlich saubere Aufbereitung des Stoffes, punktuelle Interpretation zeigen, wie man im Kremser Institut das Gebiet versteht. Irgendeine Anregung aus dem Gebiet der kulturhistorischen Volkskunde scheint in diese Betrachtungsweise nicht eingeflossen zu sein. Der Stand dieser im Wesen positivistischen Forschung erlaubt dies offenbar nicht oder auch noch nicht.

Leopold Schmidt

**Felix Czeike**, Wien. Kunst- und Kultur-Lexikon. 207 Seiten mit zahlreichen Abb. München, Süddeutscher Verlag.

Es gab und gibt immer wieder Führer durch Wien, mehr oder minder geglückte Photobücher und ähnliches. Dieses Büchlein, im Untertitel „Stadtführer und Handbuch“ genannt, ist das neueste davon, und sicherlich eines der besten. Der profunde Kenner Felix Czeike, der den „Groner“ in Lexikon-Format neu herausgebracht hat, war imstande, den sehr großen Stoff zweckmäßig zu raffen, im zweiseitigen Druck erstaunlich viel an knappem, aber durchaus lesbarem Text unterzubringen, und noch die wichtigsten Bilder und Baupläne auch unterzubringen, alles gleich jeweils in die Spalte gedruckt. Das ist eine beachtliche Leistung, selbst gute Wien-Kenner werden ihre Freude daran haben.

Unsereiner schaut begreiflicher Weise nach, wie die Volkskunde vertreten ist, und man wird nicht unzufrieden sein: Das Hauptgebäude des Museums wird in einer ganzen Spalte (S. 97) unter „Laudongasse“ geschildert und die Sammlung Religiöse Volkskunst in einer halben Spalte, aber dafür mit dem schönen Christus-als-Apotheker-Bild unter „Johannesgasse“ (S. 86). Man muß also unter den Straßen- und Gassennamen nachschlagen, kann aber im Zweifelsfall das gut gearbeitete Register zu Rate ziehen.

Leopold Schmidt

**Bauernland Oberösterreich. Entwicklungsgeschichte seiner Land- und Forstwirtschaft.** Herausgegeben von der Landwirtschaftskammer für Oberösterreich unter der Leitung von Alfred Hoffmann. Redaktion: Viktor Stampfl und Ernst Bruckmüller. Linz 1974 (Kommissionsverlag Rudolf Trauner). 783 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Wie vor einigen Jahren die Steiermark und dann Kärnten, so hat hier nun auch Oberösterreich eine umfangreiche, gediegene Darstellung seiner Land- und Forstwirtschaft bekommen. Der Hauptstandpunkt ist jener der Wirtschaftsgeschichte, wie sie von Alfred Hoffmann erfolgreich vertreten wird, und Hoffmann hat selbst eine Reihe von wichtigen Kapiteln des Buches verfaßt. Sein Assistent Ernst Bruckmüller ist gleichfalls mit schönen Beiträgen vertreten.

Der Band beginnt mit der Darstellung des Verhältnisses von Bauern und Grundherren in der vorindustriellen Landwirtschaft. Es folgt der Hauptabschnitt „Agrarpolitik im Wandel der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse“, der direkt in die Gegenwart hereinführt. Dann folgt gewissermaßen eine Retardierung mit dem Abschnitt „Grundlagen der land- und forstwirtschaftlichen Produktion“, und darauf folgend „Die land- und forstwirtschaftliche Produktion“, vom Hackfruchtbau bis zur Jagd. Es schließt „Vermarktung und landwirtschaftliches Genossenschaftswesen“ an, wobei den alten Märkten des Landes besonderes Augenmerk geschenkt wird. Hier schließt der nächste Hauptabschnitt an, der volkscundlich von besonderer Bedeutung ist, nämlich „Der Bauernhof — Arbeitswelt und Lebensformen“. Den Abschluß bilden die Kapitel über die „Organisation der Standesvertretung“ und „Förderung und Fortbildung“.

Im Abschnitt über den Bauernhof finden sich zunächst die bäuerlichen Nebenerwerbe (wie Mühlen) behandelt, dann das „Gesindewesen“, von dem man fast nur mehr in der Vergangenheit sprechen kann. Es folgen „Wohnkultur und Eßgewohnheiten, Tänze und Spiele“, eine eher knappe Zusammenfassung. Dafür finden sich die „Alte Geräte und Arbeitsmethoden“ ausführlich behandelt. Während „Wohnkultur und Eßgewohnheiten“ von Rudolf Möstl stammen, wurde für die alten Arbeitsgeräte Olaf Bockhorn herangezogen, wodurch eine auf dem Stand der Geräteforschung stehende Abhandlung geboten werden konnte. Die gediegene Arbeit sollte allgemeinere Beachtung finden. Von weiteren Beiträgen einschlägiger Art sei wenigstens noch das Kapitel „Typische Höfe in verschiedenen Regionen“ von dem inzwischen verstorbenen Paul Wuinović erwähnt, das auch die Wandlungen der bäuerlichen Bauten in der Gegenwart berücksichtigt.

Leopold Schmidt

**Reinhold Pilz, Mit dem Auto wandern. Steiermark und Burgenland.** 255 Seiten, mehrere Abb. im Text. München 1976, Süddeutscher Verlag.

Ein nettes Büchlein, gut erzählt, voll offensichtlicher Liebe zu den geschilderten Landschaften. Graz wird besonders betont, seine Schönheit und Eigenart mit Recht gepriesen. Die Museen sind nicht ausführlich behandelt, man muß zufrieden sein, daß sie überhaupt genannt und mit dem einen oder anderen Durchblick geschildert werden. Das gilt auch für das Burgenland, dessen Freilichtmuseum in Bad Tatzmannsdorf ebenso kurz wekommt wie die Freilicht- und Volkskunde-Museen in der Steiermark.

Nicht ganz begreiflich erscheint, daß in dem Band die Obersteiermark, vor allem das Ennstal, einfach fehlt. Von Admont über Frauenberg bis Trautenfels

und Pürgg wäre doch gerade hier für den Autofahrer viel zu erzählen gewesen. Aber Text und Karte verstummen bei Hieflau. Da wäre also ein ganzes großes schönes Stück Steiermark zu ergänzen.  
Leopold Schmidt

**Beiträge zur Geschichte der Kröninger Hafnerei.** Der Storchenturm. Geschichtsblätter für den Landkreis um Dingolfing und Landau. Herausgegeben von Fritz Markmiller Bd. 10, Dingolfing 1975, Heft 20. 108 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Das Interesse an der alten Hafnerkeramik ist in den letzten Jahren merklich angewachsen. Während über die so beliebte Volksmajolika eigentlich nur mehr Bilderbücher erscheinen und Untersuchungen, die durchaus notwendig wären, eher unterlassen werden, wird auf dem Gebiet der Hafnerkeramik mit immer erneuter Intensität gearbeitet. Bayern nimmt hier eine hervorragende Stellung ein. Die Wirkung des am 17. September 1975 verstorbenen Paul Stieber trägt Früchte.

Da es durchaus möglich erscheint, daß die Dingolfinger Geschichtsblätter mit dem Obertitel „Der Storchenturm“ in volkskundlichen Kreisen nicht sehr bekannt sind, sei hier nachdrücklich auf dieses schöne Heft 20 hingewiesen. Es ist, verständlicherweise, dem Andenken an Paul Stieber gewidmet, der die zur Zeit in Dingolfing stattfindende Ausstellung „Kröninger Hafnerware“ nicht mehr erleben konnte. Das Heft enthält den Katalog dieser Ausstellung (S. 73 bis 106) mit 353 Nummern, von denen viele auch gut abgebildet sind. Das Heft wird eingeleitet mit dem einführenden Aufsatz von Ingolf Bauer, „Hafnerware aus Altbayern“, der auch ein ausführliches Literaturverzeichnis bringt. Es folgt die Zusammenstellung von Lambert Grasmann, „Hafnerorte im Bereich des Kröninger Hafnerhandwerks“. Dann bringt der verdienstvolle Herausgeber dieser Zeitschrift, Fritz Markmiller, einen Beitrag über den „Streit zwischen den Kröninger und Dingolfinger Hafnern 1698 bis 1708“. Man sieht, hier läßt sich auch lokalhistorisch arbeiten. Ebenfalls von Markmiller stammt dann die Darstellung „Die Hafner in der Stadt Dingolfing“, dem Lambert Grasmann seine Mitteilung über „Die Hafner im Markte Vilsbiburg“ an die Seite stellen kann. Um auch die Hafner in den benachbarten Dörfern zur Kenntnis zu bringen, berichtet Fritz Markmiller im folgenden über „Die Hafner in Baumgarten, Pischelsdorf und Teisdorf“ und schließt gleich eine Inventarstudie an: „Irdenware in Teisbacher Haushalten des 18. Jahrhunderts“. Man sieht, der Themenkreis wird nach allen Seiten hin ausgeschritten.

Leopold Schmidt

**Ludwig Schmidt, Felszeichen, Felsbilder und sonstige Felsbearbeitungen in der Pfalz.** Herausgegeben von der Stadtverwaltung Kaiserslautern (Kulturamt) mit technischer Unterstützung der Universität Kaiserslautern. Großoktav 347 Seiten. Kaiserslautern 1976.

Die Erforschung der Felszeichen ist wichtig, wird aber stets von Schwierigkeiten aller Art verfolgt. In Österreich haben die Forschungen von Ernst Burgstaller gezeigt, was sich an religionsgeschichtlichen und volkskundlichen Ergebnissen aus den Aufzeichnungen (Abzeichnungen, Photos, Vermessungen) herausholen läßt. So manches Felsbild ist auch da noch zweifelhaft geblieben. Der Tendenz, diese Zeichnungen im Stein für sehr alt, mitunter für prähistorisch zu erklären, stehen kritische Meinungen gegenüber, welche mittelalterliche und frühneuzeitliche Formgebungen zu erkennen glauben.

Unter diesen Umständen ist es sicherlich von Nutzen, wenn neues Material herangebracht wird. Felszeichen in der Pfalz sind seit langem bekannt, manche davon auch seit jeher umstritten. Ludwig Schmidt hat die älteren Forschungen zielbewußt weitergeführt und ganz auf sich gestellt alles, was zu finden war, neu

aufgenommen, genau vermessen und beschrieben. Der Prähistoriker der Universität Mainz, R. von Uslar, hat ein wohlmeinendes Geleitwort dazu verfaßt, in dem er aber doch klar genug ausspricht, daß zumindest ein Teil der hier veröffentlichten Zeichen aus dem Mittelalter und noch aus der Neuzeit stamme. Die Meinung des Verfassers Ludwig Schmidt geht darüber weit hinaus; er glaubt, wie mancher seiner Vorgänger, in den Zeichen viel Germanisches, Vorchristliches zu finden.

Es sind insgesamt 572 Funde, die auch durch 428 Photos nachgeprüft werden können. Aber ein ganz beträchtlicher Teil davon ist, wie eigentlich schon der erste Überblick zeigt, rezent, Zeichen und Buchstaben verweisen nicht wenige Stücke als 19., ja sogar 20. Jahrhundert. Wozu man in eine solche Sammlung Stücke wie Herzrahmen mit je zwei Buchstaben darin aufnimmt, wie man sie auf jeder Parkbank sehen kann, weiß ich nicht, ebensowenig, warum man S-Runen oder auch einen fünfzackigen Stern eindeutiger Abstammung überhaupt registrieren muß. Sogar eine gut militärische Einmeißelung wie „Reserve hat Ruh“ hat Aufnahme gefunden. Da wäre zweifellos eine strenge Auswahl am Platz gewesen, die zumindest versucht hätte, die für eventuelle weitere Forschungen wichtigen Funde genauer zu präsentieren und zu interpretieren, alles andere aber einem entsprechenden Archiv zu überlassen.

Falls jemand anderes aus diesem Material herauslesen kann oder die mir überflüssig erscheinenden Aufzeichnungen vielleicht der Gegenwartsvolkskunde überlassen möchte, soll's mir auch recht sein. Einer normalen Volkskunde, die auch für wichtige Projekte immer noch recht beschränkte Mittel zur Verfügung hat, müssen solche Unternehmungen doch etwas zweifelhaft und zumindest eigenbrötlerisch erscheinen.

Leopold Schmidt

**Convivium Musicorum. Festschrift Wolfgang Boetticher zum sechzigsten Geburtstag am 19. August 1974.** Herausgegeben von Heinrich Hüsch und Dietz-Rüdiger Moser. Berlin 1974, Verlag Merseburger GmbH. 395 Seiten mit mehreren Abbildungen.

Die Festschrift für den verdienstvollen Musikwissenschaftler Wolfgang Boetticher würde man von volkskundlicher Seite her kaum aufschlagen, auch wenn sich so mancher allgemein interessierende Beitrag zur Musikgeschichte darin findet. Aber der Mitherausgeber Dietz-Rüdiger Moser hat mitten in dem Band einen Beitrag veröffentlicht, um dessentwillen man sich damit eben beschäftigen muß. Moser hat noch dazu einen Titel gewählt, nämlich „Volkslied-Katechese. Das Exemplum Humilitatis Mariae in der Missionspraxis der Kirche“ (S. 168—203, mit 5 Abb.), der den Zugang zunächst auch nicht erleichtern dürfte. Aber liest man sich einmal, in Kenntnis anderer Arbeiten Mosers, hier ein, so wird man doch finden, daß es sich um die Behandlung eines äußerst wichtigen Problems handelt: Nämlich um die scharfe Herausarbeitung der Tatsache, daß beträchtliche Teile des Gesamtgebietes „Geistliches Volkslied“ eigentlich der Glaubenspropaganda der Gegenreformation angehören. Viele der besonders bekannten und beliebten mystisch klingenden Lieder, vor allem Marienlieder, sind offenbar auf der Grundlage von spätmittelalterlichen Visionen, vor allem der hl. Birgitta, motivmäßig geformt und von Volksmissionaren sangbar gemacht und verbreitet worden. Ob „Katechese“, ja „Indoktrination“ immer die passenden Ausdrücke für diesen Vorgang sind, ob man diese „Volkslied-Katechese“ wirklich in ein „Normengefüge“ einspannen kann, das von „positiven Sanktionen“ über einen „Einbindungsprozeß“ bis zu „negativen Sanktionen“ reichen soll, das alles mag fraglich sein. Und fraglich erscheint mir auch, ob man alle die uns so wohlvertrauten Bilder im geistlichen Volkslied so ganz auf die Jesuitenmission beziehen darf, die Moser übrigens für viel volkstümlicher hält als etwa Leopold Kretzenbacher, der sich ja gerade mit diesen

Erscheinungen mehrfach beschäftigt hat. Für den Kenner der bayerischen und österreichischen Verhältnisse, nicht zuletzt des Flugblattliedes, ergibt es sich doch, daß man sehr wesentlich mit der Gestaltung durch Mitglieder des Benediktinerordens rechnen muß. Aber mehrfache sehr starke Anstöße durch die Jesuiten waren selbstverständlich gegeben, das läßt sich noch im nachhinein im Bereich der Volkskunst im Umkreis von ehemaligen Jesuitenmissionen durchaus feststellen. Es wäre eben gut, wenn die Volksliedforschung dieser Art von den anderen Spezialdisziplinen der Volkskunde, beispielsweise der Keramikforschung, stärker unterstützt würde. Was Moser mit sehr viel Mühe aus einigen wenigen Liedbeispielen herausgearbeitet hat, könnte doch beispielsweise durch eine schon längst fällige Ikonographie der Gmundner Majolika unterstützt und unterstrichen werden.

Man wird also vielleicht Mosers vorliegende Arbeit nicht als einen Abschluß einer bestimmten Bemühung anschauen dürfen. Sie bedeutet in erster Linie eine kräftige Anregung zur Historisierung der Volksliedforschung und kann es sich leisten, als Pionierarbeit auch manche Unsicherheiten und Fehlbeurteilungen vorzutragen, die sich im Verlauf einer breiteren Durchführung des ungemein wichtigen Themas gewissermaßen von selbst berichtigen werden.

Leopold Schmidt

**Herbert und Elke Schwedt, Malerei auf Narrenkleidern.** Die Hä- und Hänselmaler in Südwestdeutschland (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg). Bd. 2, Großformat, 80 Seiten und 147 Abb. auf Tafeln, darunter 14 Farbtafeln. Stuttgart 1975, Verlag Müller & Gräff.

Das reiche Fastnachtswesen in Südwestdeutschland ist immer wieder einmal bearbeitet worden, zuletzt mehrere Jahre hindurch und mit großem Erfolg vom Tübinger Institut für Volkskunde aus. Dabei ist Herbert Schwedt mit seiner Frau Elke Schwedt auf die wichtige Erscheinung der bemalten Narrenkleider aufmerksam geworden. Die auf grobem Leinen bunt bemalten „Narrehäs“ gehören einer größeren Gruppe, „Dekorierte Kleider“, an, aus der sich die bestickten Gewänder verschiedener Faschingsbrauchfiguren in den Alpenländern herausheben, besonders im Salzkammergut. Ernst Burgstaller hat sich hier schon vor vielen Jahren eingehend damit beschäftigt. Manche Museen, nicht zuletzt das Österreichische Museum für Volkskunde, haben wichtige Proben davon erwerben können.

Schwedts gehen nicht davon aus, sondern von mittelalterlichen literarischen Zeugnissen, besonders von der Haube des jungen Meier Helmbrecht, die freilich für gewöhnlich nicht in dieser Richtung interpretiert wird<sup>1)</sup>. Ein kurzer Umblick auf andere bestickte Gewänder wird angeschlossen, wovon die der Schembartläufer hier am gewichtigsten erscheinen. Albert Walzer und Wilhelm Kutter haben schon darauf hingewiesen, daß nicht mittelalterliche Vorgänger, sondern die Harlekine, die oberitalienischen Narren der Barockzeit, für diese Ausgestaltung der „Weißnarren“ maßgebend gewesen seien. So entschließen sich die Verfasser, hier der Theatergeschichte zu folgen, die man ja nicht auf das Fürstentbergische Hoftheater einschränken dürfte. Die starken Beziehungen zu den österreichischen Ausprägungen dieser Gestalten mit ihren italienischen, vor allem venetianischen Hintergründen sind dennoch unterschätzt. Aber es geht ja in dem Buch weniger darum, sondern um die Untersuchung der Verbreitung der bemalten Narrenkleider in Südwestdeutschland, die auch mit einer Karte unterstützt

---

<sup>1)</sup> Helmut Brackert, Helmbrechts Haube (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Bd. CIII, 1974, S. 166 ff., mit reichen Literaturangaben).

wird. Was sich für etwa ein Viertelhundert Orte hat erheben lassen, ist hier nun geschickt zusammengefügt. Von hier aus ist der Einstieg in die Gegenwartsaufnahme naheliegend. Die Verfasser haben in 28 Orten ebensovielen Maskenkleidermaler ausfindig gemacht, und diese namentlich und mit ihrem Werk, soweit es sich eben feststellen läßt, erhoben. Von Bonndorf im Westen bis Bad Waldsee im Osten ist dieser ganze schwäbisch-alemannische Bereich durchbezeugt, mit besonderer Berücksichtigung von Rottweil und von Villingen, den Hauptorten dieses neueren Fastnachtmaskenwesens. Das sind quellenmäßige Ermittlungen, vielfach auf den Aussagen und den schriftlichen Angaben der Maler und ihrer Narrenzünfte beruhend.

Dieses beträchtliche Material ist auch beachtlich reich im Bilde festgehalten. Ältere und neuere Stücke und einige wenige aber bemerkenswerte künstlerische Darstellungen der Aufzüge dieser Weißnarren, beispielsweise des „Narrensprünge“ von Rottweil durch Otto Wolf (Abb. 35), stellen zusammen einen Schatz an Bildbelegen dar, wie er für dieses Gebiet noch nicht existiert. Ein auch seiner gediegenen Bildausstattung wegen reiches, wichtiges Buch also, das im Bereich der deutschen Maskenforschung einen Fortschritt bedeutet.

Leopold Schmidt

**Tagungsbericht 1974 des Verbandes europäischer Freilichtmuseen.** Stübing bei Graz. Report of the Conference (= Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern, Nr. 8). 132 Seiten. Köln 1976, Rheinland-Verlag GmbH, in Kommission bei Rudolf Habelt-Verlag GmbH Bonn.

Die vom Verband europäischer Freilichtmuseen 1974 in Stübing bei Graz organisierte Tagung hat hier ihren Bericht veröffentlicht, der in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist. Das Österreichische Freilichtmuseum in Stübing unter der Leitung von Viktor H. Pöttler ist dadurch allen Freilichtmuseums-Fachleuten aufs schönste präsentiert worden, Pöttlers Arbeit hat volle Anerkennung gefunden. Der Tagungsbericht zeigt, daß durch Exkursionen nach Kärnten wie ins Salzkammergut auch eine Reihe anderer österreichischer Freilichtmuseen fachgerecht gezeigt werden konnte.

Das Generalthema der Tagung „Edukative Aufgaben und Möglichkeiten der Freilichtmuseen“ war interessant, und von den 30 Referenten der Tagung haben auch viele kenntnisreich dazu gesprochen. Von großer Eindringlichkeit das Referat des Dänen Peter Michelsen, der Erfahrung und Skepsis auf diesem Gebiet der „Erzieherischen Möglichkeiten der Freilichtmuseen“ gut zu vereinigen wußte. Claus Ahrens berichtet über „Gespräche mit Schülern im Freilichtmuseum am Kiekeberg bei Hamburg“, Arne Björnstad über „Information und Unterricht auf Skansen“. Im Osten versucht man die Probleme vielfach anders anzugehen. So berichtet Tamás Hoffmann „Zur edukativen Thematik in den ungarischen Freilichtmuseen“ und Cornel Irimie und M. Necula wußten über „Besondere Möglichkeiten und Richtlinien für die Öffentlichkeitsarbeit im Museum der bäuerlichen Technik in Sibiu (Hermannstadt)“ zu berichten. Mark Laenen wußte „Über einige Aspekte der edukativen Arbeit im Flämischen Freilichtmuseum Bokrijk“ Wichtiges auszusagen. Über die weniger bekannten Museen in Großbritannien und Irland sprachen M. G. L. Thomas (Avoncroft Museum) und G. B. Thompson (Ulster Folk Museum).

Es folgten Kurzreferate über den Stand der Aufbauarbeiten mehrerer neuer Freilichtmuseen. Da berichtete also Kurt Conrad über das Salzburger Freilichtmuseum, Franz Lipp über die Freilichtmuseen in Oberösterreich, Josef Schepers über den Stand des Aufbaues im Westfälischen Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale in Detmold und O. Schubert über das Frei-

lichtmuseum des Bezirks Oberbayern in Großweil an der Glentleiten. Den Abschluß bildeten verschiedene Kurzreferate, die museumstechnischen Fragen gewidmet waren. So referierte C. Ahrens etwa über den Brandschutz im Freilichtmuseum am Kiekeberg oder O. Vuorista sehr originell über „Das Problem der Abnutzung der Museumsbauten durch die Besucher“. Der Band enthält selbstverständlich einen eigenen Tagungsbericht und ein Teilnehmerverzeichnis, das den augenblicklichen personellen Stand der im volkskundlichen Freilichtmuseumswesen tätigen Bearbeiter dartut.

In den verschiedenen Beiträgen kommen die unterschiedlichsten Probleme zutage, man ersieht recht gut, von welcher Seite die Bearbeiter jeweils ihre eigenen Sammlungen sehen. In manchen Fällen, vor allem bei den österreichischen Beiträgen, wird die wichtige alte Verbindung zur Bauernhausforschung deutlicher unterstrichen als in anderen. Für unsere Jahre erscheint die Debatte um die Darstellung der sozialen Schichtung des ländlichen Wohnens bemerkenswert. Peter Michelsen hatte das Thema angeschlagen und von der Nichtrepräsentanz der Häuser „wirklichen Unterschicht“ gesprochen, mit dem einprägsamen Satz: „Wer nichts hat, kann auch nichts hinterlassen.“ (S. 31.) Josef Schepers konnte dagegen einwenden, daß er sich in Westfalen jedenfalls mehr Kötterhäuser beschaffen könnte als Häuser wohlhabender Besitzer, da diese öfter umgebaut worden seien. Alfred Kamphausen warf hier sehr richtig ein, „daß die Freilichtmuseen in erster Linie ethnographisch arbeiten, und hier sei die Darstellung des sozialen Bezuges immer sehr problematisch; sehr subjektive Interpretationen seien nicht zu vermeiden“. Das gilt, mutatis mutandis, eigentlich für alle Museen und man sollte sich gelegentlich wieder an diese Problematik und ihre Diskutierbarkeit erinnern.

Leopold Schmidt

**Walter Haas, Franz Alois Schumachers „Isaac“.** Eine Volksschauspielparodie aus dem 18. Jahrhundert. Text und Untersuchungen (= Luzerner Historische Veröffentlichungen, Bd. 4). Luzern 1975, Rex-Verlag. 370 Seiten, 4 Abb. Sfr 42,—.

Moritz Enginger, der vor kurzem verstorbene Wiener Germanist, hat 1964 ein bemerkenswertes kleines Mundartstück veröffentlicht: „Der Engelsturz. Fastnachtspiel in Tiroler Bauernreimen von Joseph Sieberer S.J.“ (Maske und Kothurn, Bd. 10, Wien 1964, S. 324—375). Das Stück ist am ehesten als eine Volksschauspielparodie anzusprechen, wie sie im frühen 18. Jahrhundert vermutlich ganz gut auf einer Schulbühne aufgeführt werden konnte; veröffentlicht ist sie freilich damals nicht worden.

Walter Haas hat ein größeres Gegenstück dazu herausgegeben, den Luzerner „Isaac“ des geistlichen Verfassers Franz Alois Schumacher, der auch eine Zeitlang Jesuit war. Haas hat Enzingers Veröffentlichung leider nicht gekannt, aber den „Engelsturz“, der ja in der Österreichischen Nationalbibliothek liegt, sich immerhin als Text beschafft. Franz Alois Schumacher hat 1743 als Rothemburger Pfarrer diesen „Isaac“ geschrieben, als mundartliches Fastnachtspiel, das man am ehesten auch als eine Volksschauspiel-Parodie auffassen kann. Die Luzerner Regierung empfand das Stück freilich als skandalös und gotteslästerlich und ließ es nicht zur Aufführung kommen. Sie konfiszierte die Handschrift und daher blieb sie uns erhalten als „Isaac der Alt testamentarische, in einem tyroler spihl zu Rotenburg bey Lucern von seinem vatter Abraham den 24. und 25. Hornung 1743 schier gar erschossen“. Also „in einem tyroler spihl“ — man merkt den Zusammenhang mit Parodien wie dem „Engelsturz“ Sieberers und mag daraus auf eine ganze aufklärerische Unterströmung schließen, die in der Blütezeit des volksbarocken Schauspieles sich darüber belustigte, und zwar von

der Warte der Ordensleute selbst, die sonst gerade für die Durchsetzung dieser ernst gemeinten Schauspiele so viel getan hatten.

Es handelt sich, wie der vollständig abgedruckte Text zeigt, um eine köstliche Parodie, schärfer als Sebastian Sailer, an den man sonst hier zunächst denkt. Aber der Luzerner Patrizier war eben eine sehr angriffslustige und spott-süchtige Person, wie die anderen von ihm erhaltenen Texte zeigen.

Die breit angelegte Dissertation von Walter Haas bietet nicht nur den sprachlich genau kommentierten Mundarttext des „Isaac“, sondern in der ausführlichen Einleitung einen Einblick in die Lebenswelt des Verfassers, der nach vielen Irrungen und Wirrungen 1784 gestorben ist. Für uns bleiben die Beziehungen von Schumachers Parodie von 1743 zu den Tiroler Volksschauspielen am wichtigsten, die offenbar im katholischen Luzern einen ganz anderen Ruf gehabt haben müssen, als man für gewöhnlich annimmt. Der „Vorprolog“ zum „Isaac“ spricht deutlich genug, daß man „der tyrolära eyfalt ausspilhä“ wolle oder auch, daß man vorzuführen gedenke, „wie’s in den tyroler commedenen so eyfältig zuegeht“. Mit dieser aufklärerischen Haltung gegen die geistlichen Volksschauspiele in Tirol wird man sich also auf Grund dieser Zeugnisse wieder eingehender befassen müssen.

Leopold Schmidt

**Jean Cuisenier, Die Volkskunst in Frankreich.** Ausstrahlung, Vorlagen, Quellen. Großformat, 320 Seiten mit 350 einfarbigen und 55 vierfarbigen Abbildungen. Übersetzt von Torsten Gebhard. München 1976, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 160,—.

Ohne einer ausführlichen Besprechung vorgreifen zu wollen, sei hier doch rasch darauf hingewiesen, daß sich die französische Volkskunst neuerdings in vorzüglichen Abbildungswerken erschließt. Vor kurzem erst ist das große Buch von Georges-Henri Rivière und seinem Mitarbeiter darüber erschienen<sup>1)</sup>. Rivière war bis vor wenigen Jahren Direktor des Pariser Volkskundemuseums und nun hat sein Nachfolger, Chefconservateur Jean Cuisenier, ebenfalls einen umfangreichen Band, „L’art populaire en France. Rayonnement, modèles et sources“ (Fribourg 1975), herausgebracht.

Dieser stattliche Band liegt nun dank der Initiative des Callwey-Verlages bereits in deutscher Übersetzung vor. Der Münchner Verlag, durch seine zahlreichen Volkskunst-Veröffentlichungen rühmlich bekannt, plant offenbar eine neue Reihe, denn auf dem Vortitel des Bandes steht „Volkskunst der Welt in Einzeldarstellungen“, und mit dem Band Frankreich wird also hier ein interessanter Anfang gemacht.

Der Band stützt sich ebenso wie das Buch von Rivière hauptsächlich auf das gesammelte Material des Pariser Museums. Cuisenier versucht es so zu ordnen, daß es dem modernen Betrachter näherkommt, verständlich wird. Er beginnt mit einem „Überblick über das Sachgebiet“, in dem er für jeden Leser interessant über „Die Beurteilung von Werken der Volkskunst“ handelt. Zur großen Gliederung schreitet er mit dem Unterkapitel „Objektgattungen und Werkstoffe“. Dann geht er im nächsten Hauptabschnitt auf „Das Verständnis der Werk-gattungen“ über, wobei altbeliebte Schlagwörter wie „Naivität“, „Archaismus“, „Primitivismus“ ihre Einordnung finden. Wenn man den Untertitel „Das wilde Denken und die Magie in der Volkskunst“ liest, merkt man, daß Cuisenier von der Völkerkunde, im besonderen vom Strukturalismus eines Levi-Strauss herkommt. Aber er bemüht sich sichtlich, die Fülle der Erscheinungen in den Griff zu bekommen. Er schildert „Das Zustandekommen der Formen“, spricht von den Vorlagen, von den Quellen und von dem Begriffspaar „Tradition und

---

<sup>1)</sup> André Desvallées und Georges Henri Rivière, Arts populaires des pays de France. I. Arts appliqués. Paris 1975.

Innovation". Der Weg durch die Quellenaufarbeitung von der „Geometrischen Volkskunst“ bis zur „Schöpferischen Tätigkeit in der Volkskunst“ ist besonders interessant zu verfolgen.

Manches Kapitel müht sich mit schwierigen Fragen, die nie richtig fertig beantwortet werden können. So „Der ethnische Bezug“, wo „Kulturelle Identität und regionale Differenzierung“ behandelt werden. Wenn man dazu die Beispiele aus dem Elsaß betrachtet, die im Pariser Museum gut vertreten und in dem Band schön abgebildet sind, wird man sich gewiß immer wieder fragen, ob man sie unter den verschiedensten Aspekten des „ethnischen Bezuges“ hier herinnehen kann. Es ist die Volksgeschichte, die hier stärker spricht, im speziellen die völlig unübersehbare Übereinstimmung der Elsässer Volkskunst mit der südwestdeutschen Überlieferung. Gerade bei geschichtlich-kunstgeschichtlich stark ausgeformten Volkskunstgruppen, also etwa beschnitzten Faßböden oder mit Sprüchen verzierten Patenbriefen merkt man eben, daß deren Einbeziehung in eine „Französische Volkskunst“ unangebracht ist.

Alle diese Fragen sollten in einer ausführlichen Besprechung des nunmehr in der vorzüglichen Übersetzung von Torsten Gebhard vorliegenden Buches näher geklärt werden. Vom Standpunkt unseres Faches aus wird man Verfasser, Übersetzer und Verlag für ihre Leistung jedenfalls sehr dankbar sein.

Leopold Schmidt

**Tamás Hofer und Edit Fél, Magyar Népművészet (Ungarische Volkskunst).** Großformat 64 Seiten und 638 Abb. auf Tafeln. Budapest 1976, Corvina Verlag.

Die verehrten Budapester Kollegen Edit Fél und Tamás Hofer haben sich bereits wiederholt mit Forschungen und Darstellungen zur ungarischen Volkskunst eingestellt. Ihre deutsche Ausgabe eines gleichnamigen Buches hat mehrere Auflagen erlebt.

Hier liegt nun ein großformatiges Werk über den gleichen Gegenstand von ihnen vor, das offenbar mehr für den Bedarf in Ungarn selbst gedacht ist, da der Text und die Bildunterschriften nur in ungarischer Sprache gehalten sind. Der knappe Text, durch die Laune des Verlages auf grünes Papier gedruckt, erläutert die Abbildungen knapp nach Gegenstandsgruppen. Man erkennt die sinnvolle Anordnung: Das Dorf und seine Menschen, Gemeindebauten wie Kirchen, einschließlich der alten Deckenmalerei, Grabpflocke, Kreuze und Kapellen, Religiöse Volksplastik, dann Hausform und Bauernhausgestaltung mit Berücksichtigung der Tore, der Küchen, der Stuben. Zu den Gebrauchsgeräten führen die Körbe, die Salzfässer, die Trinkkellen und es geht weiter über Blockschachteln zu den Pulverhörnern, aber auch zu den Haselnußknackern und über die Peitschenschnüre zu den Peitschenstielen. Nach den Horn- die Metallarbeiten und die Kerbschnittarbeiten, Waschbleuel wie Mangelbretter und anderes geschnitztes Gerät. Man fühlt sich noch einmal in einer wahren Schatzkammer alter Volkskunst, auch wenn es weiter zu den Satteldachtruhen, den Schlüsselremen, den Pfeifen, den Brettstühlen und ihren Lehnen geht, zu den bemalten Truhen mit guten Farbbildern, den Bänken mit ausgeschnitzten Lehnen, wobei die soldatischen Motive auffallen. Hochzeitliches dagegen eher auf den Rasierzeugschachteln, die unvermeidlichen Betyarenmotive, und ab und zu Märchenhaftes, verzauberte Vögel in den Bäumen und Melusinen.

Die verhältnismäßig vielen menschengestaltigen Motive mit ihren steifen, puppenartigen Soldaten und ihren Bräuten, die Geiger und Hirten gemahnen immer wieder an die funktionelle Einbindung der mit ihnen geschmückten Gefäße und Geräte.

Von den Beingefäßen mit ihren Ritzzeichnungen zur Keramik, deren menschengestaltige Töpfe, Krüge und Weihwasserkesselchen hervorgehoben erscheinen. Was alles an Einflüssen von den verschiedensten Majolikawerkstätten hier in die Bauernhafnerei eingeflossen ist, läßt sich im Überblick knapp erahnen. Ältere Schichten werden bei der reliefierten Hafnerkeramik hervorgehoben. Weit verbreitete Motive sind durch die bemalten Fläschchen angedeutet, die bis zu jenen in Gebetbuchform reichen. Der einfachen Gebrauchskeramik mit den Fingertupfleisten sind ebenso Abbildungsreihen gewidmet, wie den vielförmigen Enghalskrügen. Bemalte Schüsseln, vielfach mit Vogelmotiven, werden auch in Farben dargetan, und Kerzenabkühlgefäße wie Weihbrunnkessel. Dann die Tracht: zunächst Gesamt- und Gruppenphotos, dann Einzelpaare, Volkstypen und dazu Motive aus der Szürschneiderei und -stickerei, ein farbenbunter Reichtum vor allem des 19. Jahrhunderts. Die Knöpfe, Schließen und Ketten werden hier angereiht, Petschaften und Ringe folgen. Und dann die Stickerei, die Weberei, gewaltige Reihen von Blütenmotiven, aber auch christliche bzw. alttestamentarische Szenen in knappen Abkürzungen. Die langen Reihen feiner Stickerei erinnern daran, daß Edit Fél uns soeben wieder ein neues Büchlein über ungarische Leinenstickerei präsentiert hat.

Das Buch wird, wie man hoffen darf, in absehbarer Zeit auch mit deutschen Texten erscheinen.  
Leopold Schmidt

**Märchen der Weltliteratur.** Köln — Düsseldorf, Eugen Diederichs-Verlag. Neue Bände, erschienen 1976:

**Laurids Bødker, Dänische Volksmärchen.** Neuauflage, 344 Seiten. DM 24,—.

Bødker hat seinen Band schon 1964 herausgebracht. Dann war er lange Zeit vergriffen und ist jetzt wieder greifbar. Er ist mit seinen 48 Volksmärchen und den 6 Märchen aus Saxo Grammaticus so gut geblieben, wie er schon immer war.

**Helmtraut Sheikh-Dilthey** (übersetzt und herausgegeben), **Märchen aus dem Pandschab.** 280 Seiten. DM 24,—.

Das unerschöpfliche Märchenland Indien ist in der Serie des Diederichs-Verlages schon mehrfach berücksichtigt worden. Hier liegt nun ein Band vor, der nur den Erzählungen des Fünfzig-Millionen-Volkes im Pandschab gewidmet ist, von dem mehr als die Hälfte dem Islam angehört. Die Märchen tragen dementsprechend auch alle islamischen Charakter, ob sie nun im Pandschab oder in Ostafrika oder auch in London gesammelt wurden. Die 89 Erzählungen beweisen die starke Lebendigkeit des Märchenerzählens der Menschen im und aus dem Pandschab daheim und in der Fremde. Die Märchen sind gut kommentiert, mit Nachweis der Typen durch Kurt Ranke.

**Felix Karlinger und Elisabeth Zacherl** (herausgegeben und übersetzt), **Südamerikanische Indianermärchen.** 320 Seiten. DM 24,—.

Indianermärchen sind bekanntlich keine Märchen im Sinn der indogermanischen Überlieferung. Der Band, der den vor Jahrzehnten erschienenen von Theodor Koch-Grünberg ersetzt, beweist das wieder einmal. Mythensplitter und Tiergeschichten sind hier bei den verschiedensten Stämmen zusammengetragen worden. Eine Karte, ein Stammesverzeichnis und Worterklärungen geben nähere Auskunft zu den Einzelheiten, die Märchen selbst sind verhältnismäßig ausführlich kommentiert, wobei sich nur freilich immer wieder das völlige Anderssein dieser Geschichten im Vergleich mit den indoeuropäischen ergibt.

Leopold Schmidt



Selbstverlag des Vereines für Volkskunde  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I  
Wien 1976

# Die alten Gerichtsstätten in Vorarlberg

## Dingstätten, Tanzlauben, Gerichtsstuben

Von Karl Heinz Burmeister

Die historische Karte der Gerichte Vorarlbergs<sup>1)</sup> zeigt außer den drei Stadtgerichten Bregenz, Feldkirch und Bludenz 25 ländliche Gerichte. Diese werden durch das überregionale kaiserliche freie Landgericht Rankweil überlagert<sup>2)</sup>. Daneben gibt es noch einige nichtterritoriale Gerichte, die in der Karte nicht aufscheinen, also insbesondere Lehengerichte<sup>3)</sup> oder auch das Berggericht im Montafon<sup>4)</sup>. Schließlich sind noch die als Appellationsinstanzen fungierenden Hofgerichte in Bregenz<sup>5)</sup> und Hohenems<sup>6)</sup> zu erwähnen. Da nun außerdem die „gewöhnliche Dingstatt“ im Laufe der Jahrhunderte wechseln und auch

1) Die farbige Karte ist zu finden in: Karl Heinz Burmeister, Das Vorarlberger Landesarchiv, Einführung und Bestandsübersicht, Bregenz 1969, 40. Im Jahre 1815 wurden die nördlichen „allgäuischen“ Gerichte an Bayern abgetreten; sie waren gleichwohl in die historische Betrachtung der Gerichtsstätten Vorarlbergs miteinzubeziehen, da diese ausschließlich den Verhältnissen vor 1806 gewidmet ist. Zur inneren Struktur und den Aufgaben der Vorarlberger Gerichte vgl. Karl Heinz Burmeister, Die Verfassung der ländlichen Gerichte Vorarlbergs vom Spätmittelalter bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts (Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 19, 1971, 26—39).

2) Eine historische Karte des Gerichtssprengels ist zu finden in: Heimat Rankweil, hg. v. Josef Bösch, Rankweil 1967, 137.

3) Vgl. dazu namentlich Kolumban Spahr, Die Benediktinerabtei Mehrerau und ihr Märzen- oder Lehengericht zu Grünenbach im Allgäu (in: Festschrift Nikolaus Grass, hg. v. Louis Carlen und Fritz Steinegger, 1. Bd., Innsbruck-München 1975, 91—109).

4) Vgl. Ludwig Welti, Bludenz als österreichischer Vogteisitz 1418—1806, Eine regionale Verwaltungsgeschichte (= Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs 9), Zürich 1971, 54—90.

5) Über eine Sitzung berichtet die Bregenzer Stadtchronik des Dr. Christoph Schalck, hg. v. Viktor Kleiner, in: Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs 12, 1916, 50: „Anno 1610. Den 2., 3. und 4. augusti, ist alhie zu Bregenz, appellation gricht, von herren vogt und ambtleuthen, auf dem rathaus in der grossen rathstuben besessen und gehalten worden, welcheß zuvor mehr dan in 13 jahren nit geübt noch gebraucht worden...“ Schalck verwendet synonym auch die Bezeichnung Hofgericht für diese Appellationsinstanz.

6) Seit 1603 war das gräfliche Hofgericht Appellationsinstanz für die Gerichte in Hohenems und Lustenau; vor dieser Zeit konnte man gegen Urteile dieser Gerichte in Lindau appellieren. Vgl. Ludwig Welti, Graf Kaspar von Hohenems 1573—1640, Innsbruck 1963, 487; Welti, in: Hohenems, Geschichte, 121.

nach der anstehenden Verhandlungsmaterie (Zivilprozeß oder Strafverfahren) verschieden sein kann, kommen wir leicht auf eine Zahl von weit über hundert Gerichtsstätten in Vorarlberg.

Die historische Entwicklung verläuft so, daß die Gerichtssitzungen zunächst unter freiem Himmel stattfinden, daß man dann in dem überdachten, aber an den Seiten offenen Tanzhaus tagt, um sich dann schließlich in der letzten Entwicklungsphase in die heizbare Gerichtsstube zurückzuziehen. Rechtshistorisch gesprochen: die strengen Anforderungen an den Öffentlichkeitsgrundsatz werden schrittweise abgebaut, weil der aufkommende Inquisitionsprozeß mit der Folter die Öffentlichkeit scheut und der Ausbau des schriftlichen Verfahrens einen Wetterschutz bzw. eine Schreibstube und ein Archiv verlangt. Somit ergibt sich eine Gliederung der Dingstätten in (1) solche unter freiem Himmel, (2) die Tanzhäuser und (3) die Stuben in Privathäusern, Tavernen und eigenen Gerichtsgebäuden.

## 1. Teil:

### Die Dingstätten unter freiem Himmel

Die Entstehung einer gewöhnlichen Dingstatt ist eine konsequente Folge der Dingpflicht. Jeder Mann ist bei seinem Huldigungseid und bei Strafe verpflichtet, an den Gerichtssitzungen teilzunehmen<sup>7)</sup>. Er kann dem aber nur nachkommen, wenn die Dingstatt und die Termine festgelegt sind.

Die gewöhnliche Dingstatt liegt meist im Bereich eines Hofes. Im Jahre 807 sitzt Hunfried, Graf von Rätien, „in curte ad campos in mallo publico“<sup>8)</sup> (im Hof bei den Feldern an öffentlicher Dingstatt) zu Gericht. Dieser älteste Gerichtsort Vorarlbergs liegt nach den Forschungen von Benedikt Bilgeri „im Kellhof, am sogenannten Heimgarten, dem Dorfplatz Rankweils, und zwar am Fuße des Liebfrauenberges“<sup>9)</sup>.

---

<sup>7)</sup> Die Dingpflicht ist in allen Weistümern festgelegt. Vgl. Karl Heinz Burmeister, Die Vorarlberger Landsbräuche und ihr Standort in der Weistumsforschung, Zürich 1970, 92 mit entsprechenden Belegen seit dem 14. Jahrhundert. So lautet z. B. Art. 3 des Montafoner Hofbrauchs von 1382: „Es sond och die hofjunger und die frigen, die husröchi hand, die dry tag nach enander zu dem gericht kommen, aon fürgebot, und wela das nit täti, der ist dem richter gevallen die dry tag all tag dry schilling pfennig Costentzer müß“. Es bedurfte also keiner besonderen Ladung (fürgebot) zum sogenannten Zeitgericht, dessen Termine zeitlich festgelegt waren.

<sup>8)</sup> Adolf Helbok, Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis zum Jahre 1260, Innsbruck 1920/25, Nr. 7.

<sup>9)</sup> Benedikt Bilgeri, Geschichte Vorarlbergs, 1. Bd., Wien-Graz-Köln 1971, 65; Benedikt Bilgeri, Vinomna-Rangwila — das churrätische Rankweil (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins Bregenz 1953, 15—29) (hier besonders 26 f. mit ausführlicher Beweisführung).

Die Dingstatt dieses bedeutendsten Gerichtes in Vorarlberg liegt dann im 14. Jahrhundert „an den Ordten, Mussinen genandt, Jenthalb des Wassers der Frutz gegen der Clauss werts in Rhanckweiler Kirchspihl vnderm freyen Himmel . . .“<sup>10)</sup>. Von dieser Dingstatt führt das Landgericht Jahrhunderte hindurch seinen Namen, obwohl es schon im 15. Jahrhundert „vmb merer Sicherheit willen“<sup>11)</sup> wieder in das Dorf Rankweil zurückverlegt worden war.

Der mit Steinen besäte hügelige Acker Müsinen, seit alten Zeiten der Pfarrpfünde Röthis zugehörig und heute auf dem Gemeindegebiet von Röthis liegend, ist die höchste Erhebung in einem weiten Feld<sup>12)</sup>. Der Name leitet sich vom rätschen „muzina“ (= Steinhaufen) her<sup>13)</sup>, was der Bodenbeschaffenheit entsprechen würde. Möglicherweise ist aber auch die Dingstatt durch Steine markiert gewesen, wie etwa das Gericht auf der Leutkircher Heide<sup>14)</sup>. Ein Fresco im Treppenaufgang der Rankweiler Wallfahrtskirche aus dem 17. Jahrhundert scheint auf die Existenz solcher Steine hinzuweisen<sup>15)</sup>.

Man hat den Namen Müsinen auch von „müsela“ hergeleitet<sup>16)</sup>, worunter man ca. ein Meter lange, abgesägte Hölzer versteht, die hier angeschwemmt wurden. In diesem Fall hätte man daran zu denken, daß diese Hölzer für die Einzäunung der Gerichtsstätten verwendet wurden. Ein Kupferstich der Dingstatt des Landgerichts Schwaben aus dem 18. Jahrhundert zeigt eine solche Einzäunung<sup>17)</sup>. Für das Landgericht Rankweil fehlt aber jeder Hinweis darauf, so daß der erst-

---

<sup>10)</sup> So die Landgerichtsordnung von 1579, abgedruckt bei Johann Baptist R u s c h, Das Gaugericht auf der Müsinerwiese oder das freie kaiserliche Landgericht zu Rankweil in Müsinen, Innsbruck 1870, 60.

<sup>11)</sup> Ebenda, 60.

<sup>12)</sup> F. K. Z i m m e r m a n n, Beitrag zur Geschichte Vorarlbergs (in: Archiv für österreichische Geschichte 3, 1848, 208).

<sup>13)</sup> Andrea S c h o r t a, Rätisches Namenbuch, 2. Bd., Bern 1964, 219 f.

<sup>14)</sup> Die Dingstätte mit einem neuen Gedenkstein befindet sich auf der linken Seite der Bundesstraße Nr. 18 zwischen Wangen und Leutkirch.

<sup>15)</sup> Das Bild wird erwähnt bei Dagobert F r e y, Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Feldkirch, Wien 1958, 482. Die Steinsetzungen sind überhaupt charakteristisch für zahlreiche Gerichtsstätten (vgl. K.-S. K r a m e r, Gerichtsstätte, in: Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte, 1. Bd., Berlin 1971, Sp. 1550).

<sup>16)</sup> Z i m m e r m a n n (vgl. Anm. 12), 208; Georg K e c k e i s, Topographisch-historische Beschreibung der Ortschaften Rötis und Viktorsberg (= 45. Jahres-Bericht des Landes-Museums-Vereins für Vorarlberg für das Jahr 1907), Bregenz 1908, 16.

<sup>17)</sup> W e g e l i n, Gründlich-Historischer Bericht von der Kayserlichen und Reichs Landvogtey in Schwaben, 1755 (Titelkupfer des 1. und 2. Bandes). Exemplar im Vorarlberger Landesarchiv.

genannten Lösung, wohl auch aus sprachlichen Gründen, der Vorzug zu geben ist <sup>18)</sup>).

Eine bedeutende Dingstatt war auch das Gericht Guggais beim sogenannten hangenden Stein zwischen Nüziders und Ludesch, wo sich der Berg am weitesten in die Ebene vorschiebt. Der hangende Stein ist heute als Naturdenkmal geschützt. „... ob dem hangenden Stein auf dem Wisli, das man nempt das gericht“ <sup>19)</sup>, tagten unter freiem Himmel sowohl die Zeitgerichte „ze herbst und ze meyen“ als auch das Hochgericht für Blumenegg, St. Gerold und Sonnenberg; hier stand auch der Galgen. Vor allem im 15. Jahrhundert läßt sich dieser Ort in seiner Gerichtsfunktion mannigfaltig belegen <sup>20)</sup>. Im 16. Jahrhundert tagt das Hochgericht „In der Herrschaft Sonnenberg by Blutentz vff der Herren Brayte“ <sup>21)</sup>.

Eine sehr alte Dingstatt ist wohl auch die des Gerichtes Altenburg auf dem Pfänderrücken „Unterm Stein“ bei Scheidegg (Landkreis Lindau). Am Fuße einer Nagelfluhwand waren noch vor einigen Jahren drei Sessel aus dem gleichen Gestein im Abstand von eineinhalb Metern sichtbar, auf denen die Urteilsprecher saßen, während der Richter „auf dem hohen Stuhl“ etwa zwanzig Meter höher stand auf einem in das Gestein gehauenen Platz. Bemerkenswert ist hier die hervorragende Akustik unter freiem Himmel, die einen großen Zu-

---

<sup>18)</sup> Eugen Schafhauser, Probleme der rätischen Geschichtsforschung, Chur 1975, 310—312 und passim, vertritt neuerdings die Ansicht, die Dingstatt sei ursprünglich in Müsinen am Eschnerberg im heutigen Fürstentum Liechtenstein gelegen, von wo das Gericht später nach Rankweil verlegt worden sei. Er sieht in Müsinen, das er von Missi (die königlichen Gerichtsboten der fränkischen Zeit) ableitet, eine dem Gericht wesenhaft verbundene Bezeichnung, womit er die Übertragung des Namens erklärt von Eschnerberg nach Rankweil (Röthis) erklärt und zugleich auch plausibel macht, warum das Gericht an dem Namen Müsinen so lange festgehalten hat. Aber abgesehen von den Zweifeln, die sich gegen die sprachliche Deutung ergeben, bleibt nicht einzusehen, warum der Flurname Müsinen in Rankweil sekundär sein soll, zumal er sich durch die Bodenbeschaffenheit hinreichend erklären läßt.

<sup>19)</sup> Josef Grabherr, Die reichsunmittelbare Herrschaft Blumenegg, Bregenz 1907, 16 f.

<sup>20)</sup> Werner Vogt, Vorarlberger Flurnamenbuch, 1. Teil, 1. Bd., Bregenz 1970, 28, Nr. 118.

<sup>21)</sup> Malefitz-Gerichts-Buch zu Sonnenberg 1531 ff. (Vorarlberger Landesarchiv, Hds. u. Cod., Vogteiarchiv Bludenz 1), Bl. 2a u. ö.; Welti, Bludenz als Vogteisitz, 29, wo 1608 präzisiert wird „bei St. Anna Bild“. Über dessen Lage an der Stadtgerichtsgrenze vgl. P. Isidor Flür, Die Verehrung der hl. Anna im Walgau (in: Kirchengeschichtliche Fragmente aus dem Walgau, 9.—11. Heft, Bregenz, 1934, 33).

hörerkreis erfassen konnte. Gerichtssitzungen lassen sich hier bis 1569 nachweisen <sup>22</sup>).

Während diese durch die Natur geformten Dingstätten fast immer auf ein hohes Alter der Gerichte schließen lassen, ist in der Regel die Dingstatt auf dem dörflichen Espan zu suchen. Die Urkunden sprechen dann davon, die Gerichtssitzung sei im Dorf abgehalten worden, also zum Beispiel:

- zu Lauterach im Dorf (1383) <sup>23</sup>)
- zu Schlins im Dorf (1403) <sup>24</sup>)
- zu Sulz im Dorf (1414) <sup>25</sup>)
- zu Nüziders im Dorf (1427) <sup>26</sup>)
- zu Rankweil im Dorf (1452) <sup>27</sup>)
- zu Satteins im Dorf (1457) <sup>28</sup>)
- zu Dornbirn im Dorf (1459) <sup>29</sup>)
- zu Bürs im Dorf (1496) <sup>30</sup>).

Gewöhnlich ist hier die Dingstatt durch einen Baum markiert, vor allem durch die Linde. Wie sehr sich die Linde als Gerichtssymbol eingebürgert hat, zeigt die Existenz eines Zinses „sub tilia“ in den Mehrerauer Zinsrodeln <sup>31</sup>): ein unter besonderem gerichtlichen Schutz

---

<sup>22</sup>) Neuerer Gedenkstein bei der Gerichtsstätte. Eine um 1942 entstandene Beschreibung aus einer unbekanntenen Zeitung mit dem Titel „Eine altgermanischen Gerichtsstätte bei Scheidegg“, die sich ihrerseits auf einen Bericht im Anzeigebblatt für das westliche Allgäu beruft, liegt im Vorarlberger Landesarchiv (Signatur M 211/9). Über die späteren Gerichtsverhältnisse im Gericht Altenburg vgl. Richard Dertsch, Das Altenburger Urbar von 1569 (= Allgäuer Heimatbücher 9), Kempten 1938; Josef Paul Boneberger, Die Neuordnung der ehemals Bregenzischen Gerichte im 18. Jahrhundert, (in: Beilage zum Lindenberger Tagblatt, 38. Jg., Nr. 189 vom 20. August 1927); Allgäuer Geschichtsfreund 27, 1928, 1 ff.

<sup>23</sup>) Vorarlberger Landesarchiv. 1383 Juli 22; auch 1413 Sept. 26, wo es heißt „zu Lutrach in dem Dorf auf der Grub“. Weitere Urkunden: 1478 Sept. 2; 1486 Nov. 29; 1487 März 6; 1490 November 23.

<sup>24</sup>) Vorarlberger Landesarchiv, 1403 Oktober 24.

<sup>25</sup>) Vorarlberger Landesarchiv, 1415 November 19.

<sup>26</sup>) Vorarlberger Landesarchiv. 1427 Mai.

<sup>27</sup>) Viktor Kleiner, Die Urkunden des Stadtarchivs in Bregenz (= Archivalische Beilage der Historischen Blätter 1, 1931), 1. Bd., 48, Nr. 136.

<sup>28</sup>) Vorarlberger Landesarchiv. 1457 November 10.

<sup>29</sup>) Vorarlberger Landesarchiv, 1459 Mai 8. Über den Espan als Gerichtsstätte in Dornbirn vgl. Welti, in: Jahrbuch d. Mus. 1950/51, 10 u. 68.

<sup>30</sup>) Documenta Sangeroldiana (Einsiedler Klosterdruck um 1696), 142.

<sup>31</sup>) Benedikt Bilgeri, Zinsrodel des Klosters Mehrerau 1290—1505 (= Allgäuer Heimatbücher 21), Kempten 1940, 32 u. 37 (Zinsrodel 1340). Zur Linde als Gerichtsbaum im allgemeinen vgl. K.—S. Kramer, Dorfllinde, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, 1. Bd., Berlin 1971, Sp. 774 f. (mit weiteren Literaturhinweisen); Weinmann, Die Bäume des Allgäus in Sage, Dichtung und Geschichte (in: Heimatkunde, Beilage zum Lindenberger Tagblatt, 43. Jg., Nr. 42 vom 20. Februar 1932).

stehender sogenannter Notzins, der an einem bestimmten Termin vor Sonnenuntergang bei der Gerichtslinde entrichtet werden mußte<sup>32)</sup>.

Die Gerichtslinde tritt denn auch gerade im Einzugsbereich des Klosters Mehrerau massiert auf: in Lauterach, in Alberschwende und Sulzberg, in Egg und Andelsbuch.

Die Linde kennzeichnet das Hochgericht des Bregenzerwaldes in Egg außerhalb des Dorfes „auf dem Veld an der Egg in Müli Lüten Hub zur Linden“ (1400)<sup>33)</sup>. Noch heute führt die Gemeinde Egg die Linde mit Richterstab und Schwert in ihrem Gemeindewappen<sup>34)</sup>. Auch im Gemeindewappen von Alberschwende ist ein Symbol für die Linde enthalten<sup>35)</sup>, die heute noch steht und als Naturdenkmal geschützt ist<sup>36)</sup>. Gerichtssitzungen finden wir sodann „ze Andelspuoch under der Linden uff dem Espan“ (1397)<sup>37)</sup> sowie auf dem Espan in Sulzberg „under der Linden nebend dem Kirchhof“<sup>38)</sup>.

Überhaupt wird der Kirchhof häufig in der Nähe der Gerichtsplätze zu finden gewesen sein. Bei der Landammannwahl in Mittelberg war die Kirchhofmauer Zielort des Zulaufes<sup>39)</sup>. Es mag auch vorgekommen sein, daß die Schöffen, wie es anderswo üblich war, sich zur Beratung auf den Friedhof zurückgezogen haben<sup>40)</sup>.

Weiters war die Gerichtslinde Zielort des Zulaufs bei der Landammannwahl in Lauterach<sup>41)</sup>. In Hohenems stand sie im 16. Jahrhundert auf dem Vorhof vor dem Palast, wo unter freiem Himmel die Gerichtsversammlungen stattgefunden haben<sup>42)</sup>.

In den Berichten des Kreishauptmannes Ebner (1842) soll auch das Montafoner Märzengericht bis 1657 auf der Platte vor dem Hof zu St. Peter auf Sonnenbergischem Gerichtsboden unter der großen

---

<sup>32)</sup> Bilgeri, Zinsrodel, 75.

<sup>33)</sup> Vorarlberger Landesarchiv, 1400 Februar 10 (Urk. 3749). Vgl. dazu Hermann Sander, Über das Begnadigungsrecht der Stadt Feldkirch und des hintern Bregenzerwaldes (= Programm der k. k. Oberrealschule zu Innsbruck 1882/83), Innsbruck 1883, 13 f., Anm. 10; auch 70, Anm. 84; Benedikt Bilgeri, Die Besiedlung des Bregenzerwaldes in ihren Grundzügen, Dornbirn 1936, 123; Heimatbuch Egg, 44 ff.

<sup>34)</sup> Karl Heinz Burmeister, Die Gemeindewappen von Vorarlberg, Sigmaringen 1975, 81.

<sup>35)</sup> Burmeister, Gemeindewappen, 34.

<sup>36)</sup> Artur Schwarz, Heimat Vorarlberg, in: Vorarlberger Jungbürgerbuch, Bregenz 1971, 213.

<sup>37)</sup> Bilgeri, Besiedlung des Bregenzerwaldes, 176.

<sup>38)</sup> Bilgeri, Besiedlung des Bregenzerwaldes, 126.

<sup>39)</sup> Fink-Klenze, Mittelberg, 468.

<sup>40)</sup> Jacob Grimm, Weistümer, 1. Bd., Göttingen 1840, 775 (1536).

<sup>41)</sup> Welti, in: Heimatbuch Lauterach, 45 f.

<sup>42)</sup> Welti, in: Hohenems, Geschichte, 124; Während eines Volkstanzes unter der großen Gerichtslinde am Funkensonntag 1538 stirbt der Ritter Wolf Dietrich v. Ems (vgl. Ludwig Welti, Merk Sittich und Wolf Dietrich von Ems, Dornbirn 1952, 119).

Gerichtslinde getagt haben<sup>43)</sup>. Diese Dingstatt auf einer Ebene vor dem werdenbergischen Fronhof wird schon 1382 erwähnt<sup>44)</sup>. Seit dem 16. Jahrhundert hielt man das Zeitgericht jedoch häufig auf dem Rathaus zu Bludenz ab. 1551 fand die feierliche Eröffnung „zu sant Petern im Hof, da sich dann sölich Gericht uff der Platten halten soll“ und begab sich darauf in das Bludenzner Rathaus<sup>45)</sup>. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts versuchten die Montafoner, das Gericht in ihr Tal zu verlegen. 1593 schlugen sie vor, nur jedes 2., 4. oder 6. Jahr auf der Platte zu tagen. Noch 1644 lehnte die Erzherzogin Claudia einen der letzten der vielen weiteren Vorstöße der Montafoner ab, bis sie dann 1657 Erfolg hatten<sup>46)</sup>.

Der Dominikanerpater Nikolaus Posch, der Beichtvater im Kloster St. Peter war, berichtet 1666, das Märzengericht habe unter einem Kierlabeerbaum getagt, der 1657 offenbar von den Montafonern demonstrativ niedergehauen wurde als Zeichen für das (wohl noch bevorstehende) Ende des unbeliebten Zeitgerichts auf der Platte<sup>47)</sup>. Da der Bericht von Posch aus eigenem Erleben stammt, kommt ihm mehr Glaubwürdigkeit zu als Ebner, was jedoch nicht ausschließt, daß auf der Platte zeitweise nicht doch eine Linde gestanden ist. Bei der Auflassung der Dingstatt war es jedoch keine Linde, sondern ein Kornelkirschbaum (Vornus mas, auch Gelber Hartriegel). Dieser strauchartige Baum wird in besonderen Fällen 6—7 m hoch und 30 cm dick und erreicht ein Alter von 100 Jahren<sup>48)</sup>, ist also längst nicht so markant wie eine Linde.

Neben Linde und Kornelkirschbaum ist in Vorarlberg auch die Eiche als Gerichtsbaum nachweisbar. Nach dem Hofrodel von 1377 hielt der Propst von St. Gerold sein Gericht vor dem Kloster zu St. Gerold unter der Eiche<sup>49)</sup>.

Eine bevorzugte Dingstatt war sodann der Baumgarten. Karl Siegfried Bader erklärt das im 3. Band seiner Studien zur Rechts-

---

<sup>43)</sup> Meinrad Tiefenthaler, Die Berichte des Kreishauptmannes Ebner, Dornbirn 1950, 235 f.

<sup>44)</sup> Vorarlberger Weistümer, 1. Bd., 55.

<sup>45)</sup> Hermann Sander, Beiträge zur Geschichte des Frauenklosters St. Peter bei Bludenz, Innsbruck 1901, 9; Welti, Bludenz als Vogteisitz, 17 f.

<sup>46)</sup> Sander, St. Peter, 10.

<sup>47)</sup> Sander, St. Peter, 7 f.

<sup>48)</sup> Sander, St. Peter, 8, Anm. 1.

<sup>49)</sup> Vorarlberger Weistümer, 1. Bd., hg. v. Karl Heinz Burmeister, Wien 1973, 408 (1377); Rudolf Henggeler, Geschichte der stiftseinsiedlichen Propstei St. Gerold (Montfort 13, 1961, 9 u. 41).

geschichte des Dorfes damit, daß der im Dorf gelegene Baumgarten eingezäunt und doch zugleich öffentlich zugänglich war<sup>50</sup>). So tagt das Gericht Hofrieden seit alter Zeit in des Grafen Baumgarten in Bregenz (Miltenberg)<sup>51</sup>); dieser läßt sich schon 1293 als „pomerium apud portam superiorem opidi Brigantini“ als Urkundsort nachweisen<sup>52</sup>). Auch in Feldkirch stand das als Dingstätte verwendete Tanzhaus im Baumgarten<sup>53</sup>).

Häufig finden die Gerichtsverhandlungen auch im Kellhof selbst statt: so etwa bei dem Propsteigericht von St. Gerold „zu Pludäsch auf dem hof“ (1377)<sup>54</sup>), das Lehengericht „ze Kalchern in deß Gotzhus zuo St. Johann im Thurtal Bruoderhoff“ (1420)<sup>55</sup>), das Gericht „im Hof zu Rieden“ (1439)<sup>56</sup>), das äbtisch-st.-gallische Kellhofgericht zu Höchst (1479)<sup>57</sup>) oder die Kellhofgerichte Wolfurt (bis 1577)<sup>58</sup>), Hohenweiler (1513)<sup>59</sup>), Weiler (1511)<sup>60</sup>), Scheidegg (1546)<sup>61</sup>) oder Grünenbach (1458)<sup>62</sup>). Diese Beispiele ließen sich beliebig mehren.

Der Gerichtssitzung im Dorf entsprechen die Sitzungen der städtischen Gerichte in der Stadt:

---

<sup>50</sup>) Karl Siegfried Bader, Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes, 3. Bd., Wien-Köln-Graz 1973, 74 und 2. Bd., Köln-Graz 1962, 356, Anm. 396.

<sup>51</sup>) Vorarlberger Landesarchiv. 1503 Oktober 23; 1522 März 27; Kleiner, Urkunden des Stadtarchivs Bregenz, 2. Bd., 130, Nr. 377 (1505 Mai 2).

<sup>52</sup>) Benedikt Bilgeri, Bregenz, Eine siedlungsgeschichtliche Untersuchung, Dornbirn 1948, 81, Anm. 173 und 97—99.

<sup>53</sup>) Stadtarchiv Feldkirch, Spendbuch von 1390. Für entsprechende Hinweise, auch zu Anm. 66, habe ich Herrn Prof. Dr. Erich Somweber und Herrn cand. phil. Gerhard Winkler in Feldkirch zu danken. Vgl. auch Karl Heinz Burmeister, Beiträge zur mittelalterlichen Musikgeschichte Vorarlbergs (in: Musik in Vorarlberg, Sonderheft der Österreichischen Musikzeitschrift 1970, 20): in der aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert stammenden Urkundenskopie ist statt vom Tanzhaus die Rede vom „Ganzhaus“, d. h. dem Ort, wo die Gant (Pfandversteigerung) stattfand.

<sup>54</sup>) Vorarlberger Weistümer, 1. Bd., 408 (1377) und 412 (1514); Hengeler, St. Gerold, 41.

<sup>55</sup>) Urkundenbuch St. Johann im Thurtal, St. Galler Klosterdruck um 1695 (Exemplar im Vorarlberger Landesarchiv), 21; auch 59 und 72.

<sup>56</sup>) Vorarlberger Landesarchiv, 1439 November 24.

<sup>57</sup>) Vorarlberger Landesarchiv, 1479 Mai 14 (Urk. Nr. 1242).

<sup>58</sup>) Welte, Kellnhof Wolfurt (in: Jahrbuch d. Mus. 1952, 49).

<sup>59</sup>) Vorarlberger Landesarchiv, Lichtbildserie Nr. 39, Öffnung von Hohenweiler 1513 (Original im Stiftsarchiv St. Gallen).

<sup>60</sup>) Gonzenbach (vgl. unten Anm. 83), 47 („... zu Wyler Im Dorff ...“).

<sup>61</sup>) Ebenda, 60 ff.

<sup>62</sup>) Bilgeri, Zinsrodel, 57 ff. („... ze Grünenbach ...“).

„ze Veltkirch in der stat“ (1370 u. ö.)<sup>63)</sup>  
„ze Bregenz“ (1392 u. ö.)<sup>64)</sup>

In Feldkirch wird 1386 einmal präzisiert „ze Veltkirch in der stat an des riches offener Strasse“<sup>65)</sup>, was auf den Marktplatz hindeutet. Nach dem Bau des Rathauses, das erstmals 1460 erwähnt und 1493 erneuert wird<sup>66)</sup>, wird die übliche Formel ergänzt: „ze Veltkirch uf dem Rauthus“ (1476)<sup>67)</sup>. Die Änderung entspricht mithin einer geänderten Praxis, obwohl natürlich auch das Rathaus kaum weit von der gewöhnlichen Dingstatt errichtet worden ist.

Auch das Bregenzer Stadtgericht tagte auf dem alten Marktplatz am oberen Tor. Ein Rathaus wurde hier erst 1511 errichtet; bis zu diesem Zeitpunkt versammelte sich der Rat in der sogen. „Türnitz“, einer Stube im gräflichen Schloß<sup>68)</sup>. In Bludenz lassen sich mindestens seit 1477 Gerichtssitzungen auf dem Rathaus bezeugen<sup>69)</sup>.

Alle Gerichtsplätze liegen so wie der in Feldkirch „an des riches offener Strasse“. So tagt das Landgericht Rankweil im Dorf „zue Ranckweil auf freyer Strassen“<sup>70)</sup>. Der Ammann des Reichshofes Lustenau sitzt „an kaiserlicher, freier Reichstrasse“ zu Gericht (1496)<sup>71)</sup>. Oder 1532 findet eine Gerichtssitzung zu Nüziders „an offener Richsstraß“ statt<sup>72)</sup>. Das erklärt sich aus der Tatsache, daß die Gerichtsbarkeit Sache des Kaisers ist, weshalb man die Gerichte bevorzugt auf Reichsboden abhielt; die Straßen aber galten als Reichsboden.

---

<sup>63)</sup> Hermann W a r t m a n n, Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, 4. Bd., St. Gallen 1892, 108, Nr. 1672.

<sup>64)</sup> Vorarlberger Landesarchiv, 1392 Februar 6 (Urk. Nr. 887).

<sup>65)</sup> W a r t m a n n, Urkundenbuch St. Gallen, 4. Bd., 330, Nr. 1930.

<sup>66)</sup> Das sogen. „alte Rathaus“ wird in der Prugger'schen Chronik (4. Aufl., 1930, 43) zum Jahre 1460 erwähnt. Derselbe Chronist (4. Aufl., 1930, 47) berichtet zum Jahre 1493 „ist das neue Rathaus mit dem Dachstuhl versehen und mit Ziegeln bedeckt worden“. Das Kaufhaus, an dessen Stelle 1493 das neue Rathaus errichtet wurde, ist wohl als ein zweites Feldkircher Tanzhaus anzusprechen mit gerichtlicher Funktion; darauf deutet jedenfalls die Tatsache, daß dort ein „Taiding“ stattgefunden hat; vgl. W e l t i, in: Hohenems, Geschichte, 28.

<sup>67)</sup> Urkundenbuch St. Johann im Thurtal, 64.

<sup>68)</sup> B i l g e r i, Bregenz, 69 und 73 f.

<sup>69)</sup> Gebhard F i s c h e r, Urkundenauszüge aus dem Bludenzener Archive, in: 27. Jahres-Bericht des Vorarlberger Museum-Vereines 1888, 48, Nr. 42.

<sup>70)</sup> B e r g m a n n, Urkunden (vgl. unten Anm. 139), 164 (1465); R u s c h, Gaugericht, 60 (1579).

<sup>71)</sup> Z ö s m a i r, Urkundenauszüge aus dem Hohenemser Archive (22. Jahres-Bericht des Vorarlberger Museum-Vereines 1882, 108, Nr. 384 [1496 Dezember 12]).

<sup>72)</sup> W e l t i, Bludenz als Vogteisitz, 98.

## 2. Teil:

### Die Tanzhäuser

Seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert werden in Vorarlberg die Dingstätten unter freiem Himmel durch die Tanzhäuser<sup>73)</sup> abgelöst. Sie heißen auch Tanzlauben (Tanzloba), in anderen deutschen Landschaften Spielhäuser<sup>74)</sup>. Sie lassen sich seit dem 13. Jahrhundert in den historischen Quellen nachweisen, seit dem 14. Jahrhundert gibt es Tanzhäuser in allen deutschen Städten und Märkten<sup>75)</sup>. In Übereinstimmung mit dieser allgemeinen Entwicklung erscheint auch das erste Vorarlberger Tanzhaus nicht auf dem Lande, sondern in der Stadt, nämlich um 1390 in Feldkirch.

Das Feldkircher Tanzhaus stand „im Bomgarten“, also an einem traditionellen Gerichtsplatz. Möglicherweise wurde es im 15. Jahrhundert verlegt. Denn in dieser Zeit finden wir in Feldkirch ein „Kaufhaus“ an der Stelle, wo 1493 das heutige Rathaus errichtet wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in diesem Kaufhaus vor der Errichtung des ältesten Rathauses ebenfalls Gericht gehalten wurde. Auf jeden Fall dürfte auch das Kaufhaus eine Holzkonstruktion wie das Tanzhaus gewesen sein.

Es hat den Anschein, daß das Feldkircher Tanzhaus zum Ausgangspunkt für die weitere Verbreitung der Vorarlberger Tanzhäuser geworden ist. Denn die nächsten Tanzhäuser finden wir 1431 in Satteins<sup>76)</sup>, 1465 in Rankweil<sup>77)</sup> und 1481 in Thüringen<sup>78)</sup>. Man hat

---

<sup>73)</sup> Zum Tanzhaus im allgemeinen vgl. Franz M. B ö h m e, Geschichte des Tanzes in Deutschland, Leipzig 1886, passim; das Tanzhaus als Gerichtsstätte vgl. Karl Siegfried B a d e r, Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes, 2. Bd., Köln-Graz 1962, 402 ff.; die Vorarlberger Tanzhäuser sind umfassend dargestellt in dem Aufsatz von Jodok B ä r, Das Vorarlberger Haus, 3. Teil, Das Tanzhaus (32. Jahres-Bericht des Vorarlberger Museums-Vereins über das Jahr 1893, 42—48 (mit 2 Bildtafeln); vgl. dazu auch Karl Ilg, Die hauskundliche Forschung in Vorarlberg in den abgelaufenen hundert Jahren (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1958/59, Bregenz 1959/60, 114—130 (hier bes. 122); Franz Joseph Weizenegger und Meinrad M e r k l e, Vorarlberg, 1. Bd., Innsbruck 1839, 328 f.; Leo J u t z, Vorarlbergisches Wörterbuch, 1. Bd., Wien 1960, Sp. 528; Erich S c h n e i d e r, Die Entwicklung des Blasmusikwesens in Vorarlberg (in: Montfort 27, 1975, 40).

<sup>74)</sup> B a d e r, Rechtsgeschichte des Dorfes, 403 (mit zahlreichen Belegen).

<sup>75)</sup> B ö h m e, Geschichte des Tanzes, 38; B ä r, Tanzhaus, 45 f.

<sup>76)</sup> Tiroler Landesarchiv in Innsbruck, Urbar der Herrschaft Feldkirch 1431, Fol. 24r: „Item Haintz Verr git von ainer hofstatt ze Santans bim Tantzhus 2 viertal bonan“. Es scheint, daß dieses Tanzhaus schon im 18. Jahrhundert nicht mehr bestanden hat; denn 1706 ist nur mehr vom Kirchplatz, „alda man nach der Kirch gemainklich beysammen stehet“ die Rede (vgl. Benedikt Bilgeri, Die demokratische Bewegung Vorarlbergs im frühen 18. Jahrhundert (Montfort 17, 1965, 44, Anm. 74).

dabei allerdings zu berücksichtigen, daß es sich bei diesen Zahlen nicht um Gründungsdaten handelt, sondern jeweils um die zufällige erste Überlieferung. Aus dem 16. Jahrhundert haben wir Erstnennungen weiterer sieben Tanzhäuser, nämlich Nenzing 1510<sup>79)</sup>, Lauterach

<sup>77)</sup> Auf die Existenz des Tanzhauses deutet das für das Landgericht erteilte Privileg Kaiser Friedrichs III. vom 8. April 1465 (vgl. dazu unten Text und Anm. 139). 1696 wird das Tanzhaus als Zielort des Zulaufs bei der Landammannwahl erwähnt (vgl. Benedikt Bilgeri, Ein Gang durch die ältere Geschichte von Rankweil, in: Heimat Rankweil, hg. v. Josef Bösch, Rankweil 1967, 66—120 (hier 86).

<sup>78)</sup> Grabherr, Herrschaft Blumenegg, 14 und 54. Nach Bär, Tanzhaus, 45, der einen Beleg für 1619 nennt, gab es 1893 weder Spuren des Tanzhauses noch eine Volkstradition, so daß auf einen frühen Abgang des Tanzhauses von Thüringen zu schließen ist.

<sup>79)</sup> Diesen Hinweis, der aus einem Verhörprotokoll im Stadtarchiv Bludenz stammt, verdanke ich Herrn Prof. Elmar Schallert in Nenzing. Der sonnenbergische Landammann Hans Marquart machte folgende Aussage: „... und hab ein Toffgötte gehept, genannt Hanns Werlin, der hat mir dickh gesagt, in neme wunder, das die Herrn und Vögt ze Bludenz iez so wenig jagen in Gamperdonn, dann er seye vor langer Zeit des alten Hennis Schgachen ze Nenzingen Knecht gewesen, do habe Graff Hainrich von Sanngans, Herr ze Sonnenberg gewesen, ain aigen Hundstall ze Nenzingen bym Tanzhaus gehept, ...“ Dieser Hundestall für die herrschaftlichen Jagdhunde fand noch einmal Erwähnung im Urbar von Bludenz und Sonnenberg (1608/18), fol. 233: „Item die Hundtskellen zue Nenzingen bey der Linden under dem Tanzhaus gehört der Herrschaft zue.“ Die mündliche Tradition hat diesen Begriff bis in unsere Zeit überliefert. Der 1975 im Alter von 97 Jahren verstorbene Gewährsmann Josef Jussel erzählte öfters vom Tanzhaus, daß man dort öffentliche Versammlungen abgehalten habe und bei jeder Hochzeit dort die ersten drei Tänze ausgeführt habe. Der Brunnen beim Tanzhaus, dem jetzigen alten Gemeindeamt, hieß bei ihm fast immer der „Tanzbrunna“. Soweit der Bericht von Herrn Elmar Schallert. Der genannte Graf Heinrich ist um 1447 gestorben, so daß man das Tanzhaus in Nenzing ebenfalls bereits sehr früh anzusetzen hat. Über die enge Verbindung von Jagd und Gericht vgl. die Gerichtsordnungen von Lingenau, Fronhofen, Hofsteig, Scheidegg und Weiler, wonach der Ammann mit einem Windhund und einem Vogelhund zum Gericht kommt. „Und sol man dem windhund geben ain laib brot und dem vogelhund spysen vom disch“. In Dornbirn waren die Kellhofleute verpflichtet, für die emsischen Jagdhunde einen Hundestall zu unterhalten, daß sie „dan ihre hund trucken und warm legend“ und einen Hundstrog, daß „uss sölchem die hund essen mögend und hayss wasser, damit das mel zu dem hundaas wol gebrent und abgerürt werden mög.“ (vgl. Ludwig Welti, Fallbuch der hohenemsischen Grundherrschaft 1596—1653, Abschnitt Dornbirn, Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1950/51, 13). Ähnlich das hofsteigische Weistum, das den Keller verpflichtet, „wann ain herr des alten tails der herrschaft Bregentz... im gericht Hofsteig jagen wöllen und die jäger auf den hof zu Staig mit den hunden einkeren, den jägern und hunden zueessen zegeben. Und so der... kain hund aas het, soll der pawmann den habern, daraus hundaas gemacht wirt, dem müller von Rickenbach bringen. Derselb müller ist schuldig den habern von stundan ze malen, hundaas daraus ze machen und ander korn zu derselben Zeit ze malen ligen lassen, bis er das hundaas gemalen und gefertigt hat“ (Viktor Kleiner, Der hofsteigische Landsbrauch, 41. Jahres-Bericht des Vorarlberger Museums-Vereins 1902/03, 154).

1515<sup>80</sup>), Hohenems 1518<sup>81</sup>), Nüziders 1532<sup>82</sup>), Scheidegg 1546<sup>83</sup>), St. Gallenkirch 1546<sup>84</sup>), Egg 1556<sup>85</sup>) und Wolfurt 1598<sup>86</sup>). Im 17. Jahrhundert werden drei weitere Tanzhäuser erstmals genannt: Ludesch 1618<sup>87</sup>), Bludesch 1620<sup>88</sup>) und Dornbirn 1655<sup>89</sup>). Und in der Folge finden wir Tanzhäuser in Alberschwende<sup>90</sup>), in den Walsergemeinden Mittelberg<sup>91</sup>), Lech<sup>92</sup>), Damüls<sup>93</sup>), Sonntag<sup>94</sup>), Blons<sup>95</sup>) und Raggal<sup>96</sup>);

<sup>80</sup>) Vorarlberger Landesarchiv, Urk. Nr. 1732 (1515 Juni 14): Tagung des hofsteigischen Maiengerichts im „Tanzhus“ zu Lauterach. Über eine dort 1713 vorgenommene Amtsbesetzung berichtet Ludwig Welti, Lauterach in der Feudalzeit, in: Heimatbuch Lauterach, Lauterach 1953, 45.

<sup>81</sup>) Ludwig Welti, in: Hohenems, Geschichte, 120: „in der kaiserlichen Freiong auf der Lauben im Vorhof zu Ems“ (1518 Juni 8). 1615 wird bestimmt, den Landsbrauch der Gemeinde zweimal jährlich „vor dem Kaufhaus“ (gegenüber dem Palast) öffentlich vorzulesen (ebenda, 124).

<sup>82</sup>) Welti, Bludenz als Vogteisitz 97; Vorarlberger Landesarchiv, Hds. u. Cod., Vogteiarchiv Bludenz 1, Fol. 3r: „zu Nutziders vff dem Thantzhus“ (1532); ebenda Fol. 8r: „zu Nutziders vff dem thantzhus (1538); ebenda, Fol. 8v: der Nachrichten „sol bim thantzhus anfahren sj mit Ruoten strichen“ (1538); Vorarlberger Weistümer, 1. Bd., 234: „wann die geschwornen und dorfvögt am sonntag oder feiertag in der kirchen rüefen lassen, man solle auf das dantzhaus komen...“ (1592); 1709 findet dort eine Landammannwahl statt (Bilgeri, Demokratische Bewegung, in: Montfort 17, 1965, 35).

<sup>83</sup>) W. E. v. Gonzenbach, Die Orte Weiler und Scheidegg in ihren Beziehungen zum Stifte St. Gallen, in: 30. Jahres-Bericht des historischen Kreis-Vereins im Regierungsbezirke von Schwaben und Neuburg 1867, Augsburg 1868, 71: „... soll der Keller zu Schaidegk sinem Zusagen nach das Tantzhus buwen Inner Jarsfrist by buos x B pf.“

<sup>84</sup>) Welti, Bludenz als Vogteisitz, 19: „... gab es 1546 schon ein ‚Tanzhus‘, vor dem in der ‚Vasnacht‘ einige kräftige Burschen mit gezückten Wehren aufeinander einschlugen“; nach Bär, Tanzhaus, 43, stand dieses 1893 noch.

<sup>85</sup>) Bär, Tanzhaus, 44.

<sup>86</sup>) Welti, Kellnhof Wolfurt, in: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumvereins 1952, 49 fl., wo auch weitere Gerichtssitzungen bzw. Amtsbesetzungen für die Jahre 1650, 1661 und 1718 bezeugt werden.

<sup>87</sup>) Grabherr, Reichsherrschaft Blumenegg, 14; Bär, Tanzhaus, 44.

<sup>88</sup>) Grabherr, Reichsherrschaft Blumenegg, 14; Bär, Tanzhaus, 44.

<sup>89</sup>) Michael Mayr, Beiträge zur älteren Geschichte der Stadt Dornbirn (Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 3, 1906, 115).

<sup>90</sup>) Bilgeri, Besiedlung des Bregenzerwaldes, 112.

<sup>91</sup>) F. Fink und H. v. Klenze, Der Mittelberg, Mittelberg 1891, 468: „... wan daß löbliche Amt an unßern gewonlichen Orth auff dem Tanzhauß zusammengesessen...“; vgl. auch Gottlieb Kessler, in: Walsler Museum, Gemeinde Mittelberg, Führer durch die Schausammlung, Riezlern 1969, 57.

<sup>92</sup>) Hermann Sander, Beiträge zur Geschichte des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg, 1. Bd. Innsbruck 1886, 125.

<sup>93</sup>) Bär, Tanzhaus, 44.

<sup>94</sup>) Karl Ilg, Die Walsen in Vorarlberg, 2. Bd., Dornbirn 1956, 152; bei Bär, Tanzhaus, 44, wird die Existenz eines Tanzhauses in Sonntag bestritten.

<sup>95</sup>) Ilg, Walsen in Vorarlberg, 2. Bd., 152; Henggeler, St. Gerold, Montfort 13, 1961, 50 (1729/30). Die Tanzlaube mußte auf Geheiß des Propstes von St. Gerold unmittelbar nach ihrer Errichtung abgerissen werden.

<sup>96</sup>) Ilg, Walsen in Vorarlberg, 2. Bd., 152.

im Bregenzerwald in Andelsbuch<sup>97)</sup>, Schwarzenberg<sup>98)</sup>, Reuthe<sup>99)</sup>, Mellau<sup>100)</sup> und Au<sup>101)</sup> sowie im Montafon in Vandans<sup>102)</sup>, Tschagguns<sup>103)</sup>, Schruns<sup>104)</sup>, Bartholomäberg<sup>105)</sup>, Silbirtal<sup>106)</sup> und Gaschurn<sup>107)</sup>. Insgesamt zählen wir also in Vorarlberg 33 Tanzhäuser. Es ist aber durchaus möglich, daß bei einer weiteren Durchforschung der Quellen noch weitere Tanzhäuser ans Licht kommen.

Die Tanzhäuser sind wohl in der Regel durch die gesamte Gemeinde in einem Fronwerk errichtet worden. Zu vergleichen sind hier etwa die oberösterreichischen Schranken, Gerichtsschranken, die am Gerichtstag errichtet und am folgenden wieder zerlegt wurden; dabei war es üblich, daß die Tischler und Zimmerleute bevorzugt herangezogen wurden<sup>108)</sup>. Dasselbe können wir bei einer Neuerrichtung des Galgen in Sulzberg beobachten. Dazu hat man 1697 alle Zimmerleute, Schreiner, Schlosser und Schmiede aus Sulzberg und Riefensberg, insgesamt 45 Männer, zusammengerufen; in einer feierlichen Zeremonie gingen alle um die noch stehende Säule herum und jeder mußte mit seinem Handwerksinstrument „einen strich an die saull oder stockh thuen, wie vor altem hero auch geschehen“. Und dann wurde in gemeinschaftlicher Arbeit im Beisein des Steuerers, Gerichtsknechts und Forstknechts der neue Galgen errichtet<sup>109)</sup>. Wie der Galgen oder der

---

<sup>97)</sup> Bär, Tanzhaus, 43. Über Andelsbuch als Gerichtsstätte vgl. auch Bilgeri, Besiedlung des Bregenzerwaldes, 117 und 175 f.

<sup>98)</sup> Bilgeri, Besiedlung des Bregenzerwaldes, 120. Die Tanzlaube von Schwarzenberg steht heute noch.

<sup>99)</sup> Bär, Tanzhaus, 48.

<sup>100)</sup> Mellau, Monographie einer Bregenzerwälder Gemeinde (in: Montfort 17, 1965, 256 (Lageplan)).

<sup>101)</sup> Bär, Tanzhaus, 48; Joseph Hiller, Au im Bregenzerwald 1390 bis 1890, Bregenz 1890, 249; Hermann Gsteu, Unsere Heimat Au, Au 1972, 152 f.

<sup>102)</sup> Montafoner Heimatbuch, Schruns 1974, 271.

<sup>103)</sup> Montafoner Heimatbuch, 271.

<sup>104)</sup> Montafoner Heimatbuch, 271.

<sup>105)</sup> Montafoner Heimatbuch, 271; nach Ilg, Walser in Vorarlberg, 2. Bd., 152, wurde es 1912 abgerissen.

<sup>106)</sup> Montafoner Heimatbuch, 271; nach Bär, Tanzhaus, 43, hat es 1893 noch bestanden.

<sup>107)</sup> Montafoner Heimatbuch, 270 f.; Klaus Beitzl, Ein volkskundlicher Dokumentationsversuch in Vorarlberg aus dem Jahre 1919 (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1968/69, Bregenz 1970, 147).

<sup>108)</sup> Helmuth Feigl, Rechtsentwicklung und Gerichtswesen Oberösterreichs im Spiegel der Weistümer (Archiv für österreichische Geschichte 130), Wien 1974, 84.

<sup>109)</sup> Elmar Haller, Geschichte Sulzbergs (Vorarlberg), Dornbirn 1961, 131 (auch in: Montfort 12, 1960, 179).

Pranger <sup>110)</sup>, so war auch das Tanzhaus stark der Verwitterung ausgesetzt und mußte daher von Zeit zu Zeit erneuert werden.

Die meisten Tanzhäuser sind seit dem 19. Jahrhundert abgegangen, weil man die verfallenen Gebäude nicht mehr erneuert hat. Schon 1893, als die Volkskundler und Historiker sich für sie zu interessieren begannen, waren mehr als zwei Drittel der Tanzhäuser nicht mehr vorhanden. Es war auch versäumt worden, sie zumindest durch Skizzen im Bild festzuhalten, so daß wir von der Mehrzahl der Tanzhäuser nicht mehr wissen, wie sie ausgesehen haben. Im Bild sind lediglich die Tanzhäuser von Alberschwende <sup>111)</sup>, Au <sup>112)</sup>, Egg <sup>113)</sup>, Reuthe <sup>114)</sup>, Schwarzenberg <sup>115)</sup>, Tschagguns <sup>116)</sup> und Gaschurn <sup>117)</sup> bekannt.

Das Tanzhaus steht überall auf dem Kirchplatz in nächster Nachbarschaft der Kirche bzw. auch des Friedhofes. Es handelt sich um eine einfache Holzkonstruktion, bestehend aus vier Pfählen, die ein Holzdach tragen. Gewöhnlich kommt ein Holzboden hinzu, der vom Erdboden etwas erhöht ist. Dieser Holzboden kann auf Holzpfählen oder auch auf einem niedrigen Mauerwerk errichtet sein. Je nach Beschaffenheit des Geländes ist der Boden durch eine mehrstufige Holz- oder Steinstufe zugänglich. Die Seiten des Gebäudes sind bis zur

---

<sup>110)</sup> Artur Schwarz, Heimatbuch Egg, Egg 1974, Abb. gegenüber S. 44, zeigt einen heute noch erhaltenen Prangerstein, in den die hölzerne Prangersäule eingesetzt wurde. Einige Hinweise auf den Pranger in Vorarlberg findet man bei Welti, Bludenz als Vogteisitz, 101, 114 u. 153 (Bludenz 1581—1741); Josef Grabherr, Die reichsfreie Herrschaft St. Gerold, in: 36. Jahres-Bericht des Vorarlberger Museums-Vereins 1897, 40; Hannes Grabherr, Brauchtum, Sagen und Chronik, Lustenau 1956 (Lustenau 1956); Grabherr, Reichsherrschaft Blumenegg, 93 (1632: eine Ehebrecherin soll an zwei aufeinander folgenden Sonntagen in den „Stock“ vor der Kirche in Thüringen geschlagen und darin bis zum vollendeten Gottesdienst gelassen werden); Ludwig Welti, Graf Kaspar von Hohenems 1573—1640, Innsbruck 1963, 511 (eine Delinquentin muß sich 1627 in Hohenems während des Gottesdienstes „unter die Gätter beim Kircheneingang“ legen); Bilgeri, Bregenz, 73 (Erneuerungen notwendig, 1715). Hierher gehört auch das bei Haller, Sulzberg, 132 f., erwähnte Narrenhäusel.

<sup>111)</sup> Bär, Tanzhaus, nach S. 48, Abb. Nr. 4.

<sup>112)</sup> Ebenda, Nr. 2.

<sup>113)</sup> Ebenda, Nr. 1.

<sup>114)</sup> Ebenda, Nr. 3; Andreas Ulmer, Rund um die Vorarlberger Gotteshäuser, Bregenz 1936, 36.

<sup>115)</sup> Lore Benger, Der Bregenzerwald, Bregenz 1969.

<sup>116)</sup> Montafoner Heimatbuch, 271; zwei ältere Darstellungen auf Votivbildern 1816 bzw. 1818 bei Klaus Beitzl, Die Votivbilder der Montafoner Gnadenstätten (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1963, Bregenz 1964, 118 und 133 [Abb. Nr. 5 und Nr. 6]).

<sup>117)</sup> Montafoner Heimatbuch, 270; Bär, Tanzhaus, nach S. 48, Abb. Nr. 5; Karl Ilg, Sitten und Bräuche, in: Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs, 3. Bd., Innsbruck 1961, 173 (dort jedoch irrtümlich als Tanzlaube von Schwarzenberg bezeichnet); Beitzl, Ein volkskundlicher Dokumentationsversuch (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1968/69, 136).

Brusthöhe mit Brettern eingefaßt. Der offene Eingang befindet sich in der Regel an der Giebelseite. In späterer Zeit ist zuweilen an der rückwärtigen Giebelseite ein verschließbarer Raum, ebenfalls aus Holz, angebaut, so daß die Tanzlaube nur nach drei Seiten hin offen ist. Auch im Dachgeschoß konnte unter Umständen eine kleine Kammer untergebracht sein.

Mit Rücksicht darauf, daß die Tanzhäuser durch die Witterungseinflüsse in starkem Maße dem Zerfall ausgesetzt waren, verzichteten sie meist auf jeglichen Schmuck. Einem Tanzhaus wird daher nie ein künstlerischer oder architektonischer Wert zukommen. Allenfalls ist, wie beim Tanzhaus in Egg, eine Profilierung an den Pfosten angebracht. Wollte man aus festlichem Anlaß ein geschmücktes Tanzhaus haben, so wurde es zum jeweiligen Gebrauch mit Teppichen, Fahnen oder Blumengirlanden geschmückt. Ob sich an den Tanzhäusern irgendwelche Inschriften befanden oder ob dort etwa auch Gerechtigkeitsbilder, wie sie in den Rathäusern vorkommen, aufgehängt waren, ist nicht überliefert. Die schlechte Bauweise und der Mangel an künstlerischer Gestaltung sind Ursache dafür gewesen, daß die Tanzhäuser in den meisten Gemeinden so sang- und klanglos verschwunden sind.

Bis ins 19. Jahrhundert standen die Tanzhäuser in einer überaus vielfältigen Verwendung. In erster Linie war es natürlich Tanzhaus: es diente den Tanzveranstaltungen, welchem Zweck sie ihren Namen und ihre Entstehung verdanken. Die Wirtsstuben, soweit es sie überhaupt schon gab, waren noch zu klein für solche Tanzvergnügen. Und die nach allen Seiten offene Tanzlaube bot auch die Möglichkeit einer ständigen Beaufsichtigung, da man damals dem Tanz nicht ohne eine gewisse Reserve gegenüberstand. Die Kirche und die Behörden haben immer wieder versucht, die Zahl der Tanzveranstaltungen möglichst einzuschränken, weil man darin eine Gefährdung der Jugend gesehen hat <sup>118</sup>).

Aus dieser Einstellung wird die Bevorzugung des Tanzhauses vor dem Wirtshaus auch deswegen verständlich, weil es in den Tanzhäusern keinen Ausschank und keinen Verzehr gab. In Damüls war es der Brauch, daß die Mädchen Fleisch und Kraut mitbrachten <sup>119</sup>), und auch sonst war es allgemein üblich, daß die Burschen durch die Mädchen im Laufe des Tages verpflegt wurden <sup>120</sup>).

---

<sup>118</sup>) Beispiele: Georg K e c k e i s, Beitrag zur Topographie und Geschichte von Bezau (Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs 5, 1909, 126 f.); Hermann S a n d e r, Beiträge zur Geschichte des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg, 2. Bd., Innsbruck 1892, 50 f.; G r a b h e r r, Reichsherrschaft Blumenegg, 115; Henggeler, St. Gerold (Montfort 13, 1961, 50).

<sup>119</sup>) B ä r, Tanzhaus, 44.

<sup>120</sup>) B ä r, Tanzhaus, 44.

Die ursprüngliche Bedeutung des Tanzhauses für den Tanz wird auch für Vorarlberg namentlich durch einige Sagen bestätigt, in denen das Tanzhaus eine Rolle spielt <sup>121</sup>). Nur am Rande sei hier auch an die kultische Bedeutung des Tanzes hingewiesen, die eine unmittelbare Beziehung zwischen Tanz und Gericht herzustellen vermag <sup>122</sup>). Noch im 18. Jahrhundert schloß sich an die Gerichtsversammlung, auf der der neue Landammann gewählt wurde, ein ausgiebiges Tanzvergnügen an <sup>123</sup>).

Die Bezeichnung Spielhaus erinnert uns an eine zweite Funktion des Tanzhauses. Es war der Ort für die Theateraufführungen. Ausdrücklich wird uns das nur für das Tanzhaus in Mittelberg berichtet, wo von 1726 bis 1798 insgesamt 73mal die Passion aufgeführt wurde <sup>124</sup>). Im Jahre 1752 führte die Gemeinde St. Gallenkirch ein Schauspiel auf mit dem Titel „Das jüngste Gericht“ <sup>125</sup>). Auch dieses Schauspiel dürfte im Tanzhaus aufgeführt worden sein. Da das Tanzhaus auch als Gerichtshaus diente, konnte es gerade für ein Stück mit einem solchen Titel kaum einen geeigneteren Ort geben.

Drittens waren die Tanzhäuser die allgemeinen Versammlungsstätten, insbesondere für die männliche Bevölkerung vor und nach dem sonntäglichen Kirchgang. Die Jugend und die Frauen waren ausgeschlossen <sup>126</sup>). Hier war in einer Zeit ohne Presse und ohne Rundfunk und Fernsehen die örtliche Nachrichtenbörse. Hier schloß man seine Geschäfte mit dem Nachbarn ab, insbesondere die Grundverkäufe, die wegen des weitgehenden Vorkaufsrechtes aller Ortsansässigen stets öffentlich feilgeboten werden mußten. Hier war auch bei Feindesgefahr

---

<sup>121</sup>) Richard Beitzl, Im Sagenwald, Feldkirch 1953, 282, Nr. 524 („In der Tanzlaube von Tschagguns“); Franz Josef Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs, hg. von Richard Beitzl, Feldkirch 1950, 123, Nr. 145 („Die Bergmännle vom Heuberg“) u. 129, Nr. 154 („Die wilden Frauen auf dem Tannberg“).

<sup>122</sup>) Böhme, Geschichte des Tanzes, 8. Hier ist auch auf Franz Josef Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie, Chur 1862, 97 f. hinzuweisen, wo die alten Dingstätten als bevorzugter Sammelplatz der Hexen aufgeführt werden; dazu kritisch Emil Allgäuer, Zeugnisse zum Hexenwahn des 17. Jahrhunderts (Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs 11, 1915, 46).

<sup>123</sup>) Weizenegger-Merkle, Vorarlberg, 1. Bd., 187 (Bregenzerald) und 175 (Neuburg); Keckeis, Rötis und Viktorsberg, 14 (Rankweil-Sulz).

<sup>124</sup>) Bär, Tanzhaus, 44; Ilg, Walser in Vorarlberg, 2. Bd., 154 ff.

<sup>125</sup>) Das Jüngste Gericht in einem Schauspihl vorgestellt, Bregenz 1752 (Exemplar im Vorarlberger Landesarchiv, Sign.: 131752).

<sup>126</sup>) Ilg, Walser in Vorarlberg, 2. Bd., 154, zitiert dazu die Schilderung des kleinen Xaver Lorünser aus Mittelberg: „Der Vater steht nach dem Amt auf dem Kirchplatz. Wir Kinder eilen heim und helfen der Mutter.“ Charakteristisch ist auch das oben Anm. 115 zitierte Bild der Tanzlaube von Schwarzenberg: es sind ausschließlich Männer versammelt. Vgl. auch Feierabend 14, 1932, 753 (sonntägliche Versammlung der Gemeindemänner von Damüls ohne die Schulkinder).

der Sammlungsort des wehrpflichtigen Ausschusses, was die Beschränkung der Versammlung auf die Männer erklärt.

Da man hier am Sonntag gewöhnlich alle antraf, die es anging, war das Tanzhaus auch der Ort für die öffentlichen Kundmachungen der Gemeinde, des Gerichts oder der Obrigkeit. Durch ein weithin tönendes „Stillaho“ wurde Ruhe geboten<sup>127)</sup>. Und dann verlas der Geschworene oder der Ortsvorsteher seine Mandate. Vom Tanzhaus in Bartholomäberg hören wir, daß dort auf der Vorderseite des Dachgeschosses ein kleines Fenster angebracht war, durch das die Kundmachungen von oben herab verlesen wurden<sup>128)</sup>. Noch heute findet man an den noch bestehenden Tanzhäusern öffentliche Kundmachungen angeheftet; hier hat sich diese Funktion des Tanzhauses bis heute erhalten. Die Erinnerung an längst abgegangene Tanzhäuser lebt noch in dem mundartlichen Ausdruck „läubelen“ (löbala) fort, was soviel bedeutet wie amtliche Kundmachungen verlesen<sup>129)</sup>.

An dieser Stelle ist noch auf eine andere sprichwörtliche Redensart hinzuweisen, nämlich „einen auf die Blatten stellen“<sup>130)</sup>. 1590 erklärt eine Partei vor dem Kellhofgericht zu Wolfurt, sie habe einen Acker gekauft und den Kaufbrief dem Kellhofgebrauch nach „auf die Blatten“ getan<sup>131)</sup>. Hier bedeutet „auf die Blatten“ getan soviel wie öffentlich bekannt gegeben haben, wie es bei allen Grundverkäufen Vorschrift war. Mit der „Blatten“ ist wohl ein ganz bestimmter Platz in oder vor der Kirche gemeint, von wo aus solche Kundmachungen erfolgt sind. Darin erinnert auch etwa der sogen. „Publizierstein“ vor der Kirche in Meiningen<sup>132)</sup>, wo man die amtlichen Verlautbarungen durchgeführt hat. In diesem Sinne wird auch im Schlußartikel der Kirchspielordnung von Bürs aus dem Jahre 1698 bestimmt, es sollen „vorstehende puncten . . . alljährlichen . . . zu österlicher zeit auf der Platten zu menniglichs wissen und verhalt durch ainen geschwornen publiciert und offenlich abgelesen“ werden<sup>133)</sup>.

Alles das hat sich so gewöhnlich nur am Sonntag abgespielt. Unter der Woche hatte das Tanzhaus seine weitere Funktion als Kaufhaus zu erfüllen. Diese Bezeichnung Kaufhaus für das Tanzhaus läßt sich 1615 in Hohenems belegen<sup>134)</sup>. Von dem Kaufhaus in Feldkirch

---

<sup>127)</sup> B ä r, Tanzhaus, 43.

<sup>128)</sup> I l g, Walsen in Vorarlberg, 2. Bd., 153.

<sup>129)</sup> J u t z, Vorarlbergisches Wörterbuch, 2. Bd., Sp. 232. Den Hinweis verdanke ich Herrn Konsul Dipl.-Ing. Rudolf H ä m m e r l e in Dornbirn.

<sup>130)</sup> J u t z, Vorarlbergisches Wörterbuch, 1. Bd., Sp. 378.

<sup>131)</sup> W e l t i, Kellnhof Wolfurt (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1952, 49).

<sup>132)</sup> Freundlicher Hinweis von Herrn Dipl.-Ing. Dr. Wolfgang P f e f f e r k o r n in Bregenz.

<sup>133)</sup> Vorarlberger Weistümer, 1. Bd., 222 (Art. 17).

<sup>134)</sup> W e l t i, in: Hohenems, Geschichte, 124.

war schon die Rede; es geht hier dem Rathaus voraus. Möglicherweise erfüllte auch die 1409 in Bregenz erwähnte Brotlaube<sup>135)</sup> eine ähnliche Funktion.

Überall aber war es so, daß die landfahrenden Krämer und Keßler ihre Waren in den Tanzhäusern feilboten. Auch die Scherenschleifer fanden sich hier ein. Und Jodok Bär schildert uns überaus farbig, wie auch große Scharen von Bettlern und Vaganten noch im 19. Jahrhundert die Tanzhäuser umlagert haben, deren Verschwinden er fast bedauert, indem er sich fragt, ob wir damit nicht um ein Stück Poesie ärmer geworden sind<sup>136)</sup>. Tatsache ist, daß dieses laute und geschäftige Treiben auf den Dorfplätzen mit den Tanzhäusern verschwunden ist.

Verschwunden ist aber auch die ehemals zentrale Funktion des Tanzhauses als Gerichtshaus und Rathaus. Es war nur natürlich, daß das auf dem Espan tagende Gericht sich bei starkem Regen unter das schützende Dach des benachbarten Tanzhauses flüchtete. Denn die Öffentlichkeit war dort nicht weniger gewahrt. Dieser Regenschutz wurde um so dringlicher, als seit dem 16. Jahrhundert die Schriftlichkeit der Prozesse sich immer mehr ausbreitete. Der Gerichtsschreiber konnte auch bei leichtem Regen kaum das Protokoll führen. Das Tanzhaus empfahl sich deswegen als Gerichtsort, weil dort durch das Gebäude bereits eine Hegung gegeben war; der Aufbau von Gerichtsschranken war, wie ihn freie Plätze erfordert haben, unnötig. Auch Richtertisch, Richterstuhl und eine Geschworenenbank gehörten zum üblichen Mobiliar des Tanzhauses und mußten nicht eigens herbeigeschafft werden. Zudem lagen auch die Tanzhäuser „an offener Richsstraß“ oder sie waren, wie dasjenige in Hohenems, eigens geeignet<sup>137)</sup>.

Eine Zwischenstufe zwischen Gerichtshaus und Kaufhaus nimmt das Tanzhaus dann ein, wenn hier, wie 1518 in Hohenems<sup>138)</sup>, die kaiserlichen Notare ihres Amtes walten. Der Wandernotar ist durchaus den fahrenden Krämern vergleichbar, seine Aufgaben kommen aber denen eines Gerichtes nahe. Für die Ausstellung von Urkunden und Beglaubigungen ist ein Regenschutz ganz und gar unentbehrlich. So bot sich auch für den Notar das Tanzhaus als Ort für seine Amtsgeschäfte an.

Es mag nun oft der Fall gewesen sein, daß eine unterlegene Partei ein Urteil angefochten hat, weil das Gericht nicht vorschriftsgemäß unter freiem Himmel, sondern im Tanzhaus gesessen war. Um nun

---

<sup>135)</sup> Zur Bregenzer Brotlaube im allgemeinen Bilgeri, Bregenz, 76 f.

<sup>136)</sup> Bär, Tanzhaus, 42.

<sup>137)</sup> Welti, in: Hohenems, Geschichte, 120.

<sup>138)</sup> Ebenda, 120; Josef Zösmair, Urkundenauszüge aus dem Hohenemser Archive (25. Jahres-Bericht des Vorarlberger Museums-Vereins 1886, 58, Nr. 463) (Notor Hieronymus Klingenstein, gen. Oederli, von Opfenbach).

diese Sitzungen im Tanzhaus revisionssicher zu machen, nahm man allenthalben die Tagung im Tanzhaus in die Gerichtsprivilegien auf. So wird 1465 dem Landgericht zu Rankweil bestätigt, „die gerichtzstatt zu Rankweil mit ainem Tach, also das die vier Wenn und Seytten offen bleiben, wol überziehen“ zu lassen, „damit er (der Richter) und die urteiler vor ungewitter, regen und schaur desterbass beleiben mügen“<sup>139</sup>). Auch die Landgerichtsordnung von 1579 bestätigt den Gerichtsort „auf freyer Strassen, doch in ainer ueberzognen Gerichts Stath mit vier offnen wenden“<sup>140</sup>). Um ein ähnliches Privileg bemüht sich 1556 der Bregenzerwald, „künftighin gegen Übeltäter, welche das leben verwirkt, an der Egg unter dem Dache des Tanzhauses, allwo man sonst andere bürgerliche und Gerichtssachen berechtet, verhandeln zu dürfen und daß solches Kraft und Macht hätte, als wenn es unter freiem Himmel geschähe“<sup>141</sup>). Es folgt daraus, daß man bei Strafprozessen, die den einzelnen ungleich stärker treffen als Zivilprozesse, zurückhaltender gewesen ist, in das Tanzhaus übersiedeln. Schließlich setzte sich aber auch für die Sitzungen der Strafgerichte das Tanzhaus durch. Aus dem Bregenzerwald erfahren wir sogar von der Existenz von Tanzhausgebäuden mit angebautem Karzer, wo man die Gefangenen sicher aufbewahren konnte<sup>142</sup>).

Man ließ es aber nicht nur dabei bewenden, sich die Sitzungen in den Tanzhäusern vom Kaiser bestätigen zu lassen, sondern man ging noch einen Schritt weiter und nahm diese Befugnis in die Hegungsfragen auf. Jede Gerichtstagung wurde mit einer förmlichen Hegung eingeleitet: der vorsitzende Richter fragte die 12 Geschworenen, ob das Gericht ordnungsgemäß berufen sei und dergleichen. Im Hohenemser Gerichtsbuch von 1564—1610 wird im Rahmen der 4. Hegungsfrage gefragt: „Item wenn Regen, groß Wind, Hagel oder andere Ungewitter vorfielen, durch die dem Gerichtsbuch Schaden widerfahren möchte, der Gerichtsschreiber sein Sach nicht nach Notdurft verrichten vermöchte . . ., ob ich dann nicht die Macht hätte, samt euch Richtern allhier aufzustehen, unter ein Obdach zu rücken und dort zu sitzen“<sup>143</sup>). Selbstverständlich bejahten die Schöffen der Reihe nach diese Frage, so daß sich nachträglich keine Bedenken mehr gegen eine Sitzung im Tanzhaus einzustellen vermochten.

So wurde nahezu überall das Tanzhaus zur gewöhnlichen Dingstatt. In der Zeit der landständischen Verfassung, in der jedes Gericht

---

<sup>139</sup>) Joseph Bergmann, Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort (Archiv für Österreichische Geschichtsquellen 3, 1854, Sonderdruck, 164).

<sup>140</sup>) R u s c h, Gaugericht, 60.

<sup>141</sup>) B ä r, Tanzhaus, 44.

<sup>142</sup>) B ä r, Tanzhaus, 42.

<sup>143</sup>) Wel ti, in: Hohenems, Geschichte, 123 f.

zugleich einen politischen Stand bildete, kann sich das Tanzhaus folgerichtig zum Standeshaus entwickeln. So wird beispielsweise das Tanzhaus in Lauterach, wo das hofsteigische Gericht tagte, als Standhaus des Gerichtes und Standes Hofsteig bezeichnet <sup>144</sup>).

Das Modell des Tanzhauses liegt auch dem berühmten Bregenzerwälder Rathaus auf der Bezegg zugrunde, wenn es auch bei diesem Gebäude nie die ursprüngliche Funktion des Tanzhauses gegeben hat. Über das genaue Aussehen dieses Rathauses wissen wir nur in groben Umrissen Bescheid. Die 1930 angefertigte Rekonstruktion gibt jedoch einen Begriff davon <sup>145</sup>). Auf vier stockwerk hohen Pfeilern ruhte ein Holzbau, der von unten durch eine Falltür über eine Leiter zugänglich war <sup>146</sup>). Auf der Bezegg wurden nur wichtige Fragen von grundsätzlicher Bedeutung beraten, die — nach germanischer Auffassung — nur einstimmig beurteilt werden konnten. Hier wird nun auch die Funktion des Einstiegs über eine Leiter verständlich. Die Leiter wurde nach der Versammlung der Räte entfernt und erst wieder angelegt, wenn ein Beratungsergebnis erzielt war. Die Räte wurden dadurch gezwungen, ein einstimmiges Urteil zu fassen.

Es fehlt nicht an vergleichbaren Einrichtungen, etwa das Rathaus von Andorra <sup>147</sup>), bei dem es sich allerdings um einen steinernen Bau handelt. An die Bezegg wie überhaupt an die in den Tanzhäusern versammelten Bauerngerichte möchte man denken, wenn in der 1658 erschienenen „Heutelía“, einer Satire auf die Eidgenossenschaft, von den ländlichen Rathäusern gesagt ist, sie seien gebaut „nach Manier und proportion der Archen Noe, in welche allerley Thiere eingangen seynd“ <sup>148</sup>).

Auch die städtischen Rathäuser haben sich, wie das Feldkircher Beispiel eindeutig zeigt, aus dem Tanzhaus entwickelt. Im Sprachgebrauch des ausgehenden Mittelalters können Tanzhaus und Rathaus synonym gebraucht werden <sup>149</sup>). Und vielerorts findet man an den Rat-

---

<sup>144</sup>) Welti, in: Heimatbuch Lauterach, 45.

<sup>145</sup>) Elmar Vonbank, Der Landsbrauch im Leben des Bregenzerwaldes (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1971, 131).

<sup>146</sup>) Das Rathaus auf der Bezegg ist oft beschrieben worden. Statt vieler Rudolf Fischer, Die Bezegg-Sul, Sinnbild demokratischer Gemeinschaft (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1971, 11 ff.); Andreas Uimer, in: Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg, 5. Bd., Dekanat Bregenzerwald, Dornbirn 1926, 107 f.

<sup>147</sup>) Hans Nägele, Bregenzerwälderisches in Spanien oder Spanisches im Bregenzerwald?, in: Bodenseehefte 6, 1955, 230—232.

<sup>148</sup>) Hans Franz Veiras, Heutelía, hg. v. Walter Weigum, München 1969, 219.

<sup>149</sup>) Beispiel (Johannes Aventin) bei Böhme, Geschichte des Tanzes, 28: „In einem Raht- oder Tantzhaus hub Samson die Säulen umb“.

häusern angebaute Lauben vor, in denen die Tradition der Gerichtssetzung in der Tanzlaube an offener Straße fortgeführt wird<sup>150</sup>).

Wenn wir uns rückblickend noch einmal die vielfältigen Aufgaben des Tanzhauses vor Augen führen und dabei den Standort neben der Kirche in Erwägung ziehen, so können wir daraus auf eine enge Wechselwirkung zwischen Tanzhaus und Kirche folgern. Ursprünglich war es so, daß die Kirche das erste und einzige Gemeindehaus im Dorf gewesen ist. Es war die Kirche, die von Bettlern und Händlern umlagert war. In der Kirche selbst wurden die Grundverkäufe feilgeboten<sup>151</sup>). In der Kirche wurden die Kundmachungen aller Art verlautbart<sup>152</sup>). Die Kirche diente auch als Rathaus<sup>153</sup>). Die Passionsspiele fanden in der Kirche statt und selbst vor dem Tanzen blieb die Kirche nicht verschont. Synodalbeschlüsse aus dem 13.—15. Jahrhundert zeigen, daß immer wieder in Kirchen und auf Kirchhöfen getanzt wurde<sup>154</sup>). So berichtet etwa auch eine chronikalische Aufzeichnung über ein komödiantisches Treiben auf dem Rankweiler Friedhof im Jahre 1334<sup>155</sup>).

Es entsprach den Reformbestrebungen der Kirche, solche Profanierungen des Kirchengebäudes zu beseitigen und wieder vor die Kirche zu legen. Und so war das Tanzhaus entstanden, wiewohl es immer ein von der Kirche nicht besonders gern gesehener Kompromiß zwischen Kirche und Welt blieb. Ein Zeugnis dafür ist das Verhalten der Jugend

---

<sup>150</sup>) Vgl. dazu Berent Schwineköper, Gerichtslaube und Rathaus zu Freiburg (Schauinsland 83, 1965, 5—69).

<sup>151</sup>) So wird z. B. 1423 März 12 ein Kauf nach Landsrecht in der Kirche von Lingenau ausgerufen (Vorarlberger Landesarchiv, Urk. Nr. 997); „nach Landsrecht“ besagt, daß es sich um eine in ganz Vorarlberg gültige Bestimmung handelt. Ein Beispiel aus Wolfurt (1590) bringt Welti, Kellnhof Wolfurt (Jahrbuch d. Mus. 1952, 52).

<sup>152</sup>) Burmeister, Vorarlberger Landsbräuche, 72. Als Beispiel sei hier nur etwa auf die Feuerordnung von Schruns 1746 verwiesen, die „der versambleten gemeind in der kirchen öffentlich von wort zu wort abgelesen“ wurde (Vorarlberger Weistümer, 1. Bd., 153). Auch für die Bregenzerwälder Polizeiordnung von 1555 war bestimmt, sie solle „Ehewiglich Zwüschend Sant Martins vnd Sant Kathreinen tag an den Canntzlen verleßen werden“ (Vorarlberger Volkskalender 1855).

<sup>153</sup>) Georg Troescher, Weltgerichtsbilder in Rathäusern und Gerichtsstätten (Wallraf-Richartz-Jahrbuch 11, 1939, 140).

<sup>154</sup>) Böhme, Geschichte des Tanzes, 38 (mit entsprechenden Quellenangaben).

<sup>155</sup>) Königsfelder Chronik des Clemens Specker von Sulgen, hg. v. Theodor von Liebenau (in Jahrbuch der k. k. heraldischen Gesellschaft Adler zu Wien 9, 1884, 22); vgl. dazu Ludwig Welti, Auf den Spuren des vorarlbergischen Frühhumanismus (Montfort 18, 1966, 450).

von Schruns, die 1721 unter dem Eindruck einer Jesuitenmission in stürmischer Begeisterung das dortige Tanzhaus niederlegte<sup>156</sup>). Und 1730 muß der Wirt zu Blons ein neu errichtetes Tanzhaus auf Geheiß des Propstes von St. Gerold sofort wieder niederreißen<sup>157</sup>). Solche Entwicklungen konnten allerdings kaum im Sinne der Kirche sein. Denn das Tanzhaus ließ immerhin eine Kontrolle des Tanzens zu, die in dieser Zeit schon in Verlust zu geraten drohte: man suchte das Tanzvergnügen jetzt in den Gasthäusern, so daß es sich der öffentlichen und kirchlichen Aufsicht entzog. Am Ende diente das Tanzhaus nur mehr als Abstellraum für die Feuerlöschgeräte der örtlichen Feuerwehr<sup>158</sup>), soweit es nicht auch noch zur Affichierung der öffentlichen Bekanntmachungen und als Versammlungsort der Männer nach der Kirche verwendet wurde. Jahrhunderte hindurch aber hatte es als Tanzhaus und Theater, als Versammlungshaus und Kaufhaus, als Gerichtshaus und Rathaus seine historischen Funktionen erfüllt. Trotz seiner unscheinbaren und nicht für die Dauer bestimmten Bauweise, trotz seines Mangels an künstlerischer und architektonischer Gestaltung war das Tanzhaus über lange Zeit neben der Kirche das Hauptgebäude in unseren Dörfern, ein Zentrum des Gemeindelebens, dessen kulturgeschichtliche Bedeutung nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

### 3. Teil

#### Die Gerichtssitzungen in der Stube

Die Verlegung der Gerichtssitzungen in eine heizbare Stube war eine konsequente Fortentwicklung der Konzession, die man sich mit dem Tanzhaus gestattet hatte. Denn bei kaltem Wetter bot auch das Tanzhaus nur unvollkommen die Möglichkeit, ein Protokoll zu führen.

Während die Zeitgerichte wegen ihrer Termine außerhalb des Winters einer extremen Kälte nicht so ausgesetzt waren, stellte sich bei dem ganzjährig tagenden Landgericht Rankweil sehr früh dieses Problem. So wird es in der Landgerichtsordnung von 1579 bereits als altes Herkommen bezeichnet, daß es dem Landgericht „zue Winterszeiten in ain Stuben mit Vrthail zue ziehen vnbenomen“<sup>159</sup>) sei. Weitergehende Privilegien erwirkten die Stadtgerichte für ihre Rathäuser.

---

<sup>156</sup>) Anton Ludwig, P. Flottos Bericht über die Mission in Schnepfau, in Schruns und in Bludenz, (Alemannia 5, 1931, 113).

<sup>157</sup>) Henggeler, St. Gerold, (Montfort 13, 1961, 50).

<sup>158</sup>) Bär, Tanzhaus, 48 (Au); Beitzl, Ein volkskundlicher Dokumentationsversuch, 147 (Gaschurn).

<sup>159</sup>) Rusch, Gaugericht, 60 f.

So erhielt die Stadt Feldkirch 1518 durch Kaiser Maximilian das Privileg, in Abwesenheit der Parteien hinter verschlossenen Türen richten zu dürfen und diesen anschließend die Urteile mündlich oder schriftlich zuzustellen <sup>160</sup>).

Bei den außerordentlichen Nachgerichten <sup>161</sup>) und Gastgerichten <sup>162</sup>), die die Anwesenheit der vollzähligen Gerichtsversammlung nicht erforderten, war es seit dem 15. Jahrhundert weitgehend üblich geworden, in einer Stube zu tagen. 1496 sitzt der Ammann zu Jagdberg in seinem Haus zu Gericht <sup>163</sup>). Im 16. und 17. Jahrhundert lassen sich immer wieder Gerichtssitzungen in Privathäusern nachweisen <sup>164</sup>). 1539 wurde im Kloster St. Gerold ein Nachgericht gehalten <sup>165</sup>). 1601/02 tagte sogar das Montafoner Märzengericht in der großen und kleinen Konventsstube des Klosters St. Peter <sup>166</sup>). 1650 wich das Kellhofgericht zu Wolfurt wegen des kalten Wetters vom Tanzhaus in eine Stube des Kellhofs aus <sup>167</sup>).

Zeitlich parallel dazu treffen wir immer wieder Gerichtssitzungen in Wirtshäusern an, die schließlich dazu führen, daß die örtliche Taverne zur gewöhnlichen Dingstatt wird. Bildlich gesprochen: das Gasthaus „Zur Linde“ ersetzt die ehemalige Gerichtslinde <sup>168</sup>). Nur als Beispiel seien hier die Tavernen von Damüls <sup>169</sup>), Hohenems <sup>170</sup>), Dorn-

---

<sup>160</sup>) Otto Stolz, Verfassungsgeschichte des Landes Vorarlberg, (Montfort 5, 1950, 54).

<sup>161</sup>) Es war so, daß man alle anstehenden Gerichtssachen zusammenkommen ließ, um sie an den Zeitgerichten zu verhandeln. Die Zeitgerichte haben feste Termine, meist im März, Mai oder Herbst; gewöhnlich dauerte eine solche Tagung drei aufeinander folgende Tage. Wurde man mit den Materien innert dieser Zeit nicht fertig, so wurde dieser Rest an den sogenannten Nachgerichten verhandelt.

<sup>162</sup>) Gastgerichte konnten jederzeit auf Verlangen und auf Kosten einer Partei außerhalb der Termine der Zeitgerichte stattfinden, insbesondere also etwa von fremden durchreisenden Kaufleuten, die die Termine der Zeitgerichte nicht abwarten konnten.

<sup>163</sup>) Documenta Sangeroldiana, 136.

<sup>164</sup>) Welti, Bludenz als Vogteisitz, 18 f. (mit vielen Beispielen für das Montafoner Gericht).

<sup>165</sup>) Documenta Sangeroldiana, 73.

<sup>166</sup>) Welti, Bludenz als Vogteisitz, 17.

<sup>167</sup>) Welti, Kellnhof Wolfurt, in: Jahrbuch d. Mus. 1952, 49.

<sup>168</sup>) Auf diesen Zusammenhang hat mich Pater DDR. Kolumban Spahr (Mehrerau) aufmerksam gemacht.

<sup>169</sup>) Ein alter Gasthof in neuem Gewande (Feierabend 14, 1932, 763).

<sup>170</sup>) Welti, in: Hohenems, Geschichte, 64 (Taverne ist die Engelburg); vgl. auch ebenda 32, 128, 130 u. ö. 1714 amtete in der Taverne zu Hohenems auch ein Notar, worin sich ebenfalls die Ablösung des Tanzhauses durch die Taverne kundtut.

birn<sup>171</sup>), Lustenau<sup>172</sup>), Rankweil<sup>173</sup>) oder Sulzberg<sup>174</sup>) genannt; in Wirklichkeit hat es natürlich kaum weniger Tavernen als Tanzhäuser gegeben.

Die Taverne bot als Gerichtshaus eine Reihe von Vorzügen. Einmal war sie noch als öffentlicher Ort anzusprechen. Zum andern war jede Gerichtssitzung von alters her mit Mahlzeiten und Umtrinken für die Richter verbunden<sup>175</sup>), wozu eben die Taverne die besten Voraussetzungen bot. Sie spielte auch beim Abschluß von Verträgen eine traditionelle Rolle; man betrachtete wichtige Verträge erst als perfekt abgeschlossen, wenn man darauf getrunken hatte. Man spricht hier vom sogen. Weinkauf<sup>176</sup>). Weiters bot die Taverne Raum für die Hinterlegung von Pfändern<sup>177</sup>), was besonders für das Gantgericht von Bedeutung war.

Entscheidend für die Entwicklung der Taverne zur Gerichtsstätte dürfte aber auch ein soziologisches Moment gewesen sein: die Tavernenwirte waren nämlich fast immer Gerichtspersonen. 1733 sind von

---

<sup>171</sup>) Rudolf Hä m m e r l e, Geschichte der Familie Rhomberg, Dornbirn 1974, 101.

<sup>172</sup>) Welti, in: Lustenauer Heimatbuch, 1. Bd., 234 ff. (mit einem Bild der Taverne); ebenda, 106: Tätigkeit eines Notars in der Taverne 1716.

<sup>173</sup>) Andreas Ulm e r, Die Schützenscheiben des Hauptschießstandes Feldkirch (Alemannia 7, 1933, 173, Nr. 85). Die Schießscheibe aus dem Jahre 1823 zeigt u. a. die alte Taverne.

<sup>174</sup>) H a l l e r, Sulzberg, 129 f. Die Taverne „in der rüthing“ (bei der Pfarrkirche) scheint bereits 1607 als Gerichtshaus verwendet worden zu sein.

<sup>175</sup>) Beispiele: Dornbirner Weistum von 1372, hg. v. Adolf Helbok (Archiv f. Geschichte u. Landeskunde Vorarlbergs 9, 1913, 142): „Wenn ain brobst ze dem esan usetzet an die stay, der sol aller geburschafft . . . ain maul gen alz ze ainer hochzit mit drin gericht“. Lingenauer Weistum von ca. 1420, abgedruckt bei Ludwig R a p p, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg, 4. Bd., Brixen 1902, 577: „So sind alle jare triuw ehaffte gericht, die selben sol ain bropst also halten vnd spysen . . .“; M. R a i c h, Gerichtsbetrieb im Westallgäu im 17. Jahrhundert (Heimatkunde, Beilage zum „Lindenberger Tagblatt“, 37. Jg., Nr. 227 vom 2. Oktober 1926), teilt eine ausführliche Rechnungslegung anlässlich der Simmerberger Gerichtsbesatzung 1679 mit; an dem Mittagessen waren 19 Personen beteiligt, nämlich außer den Amtleuten und Richtern auch noch die Geistlichkeit der näheren Umgebung. 1769 verzehrte das Gericht in Grünenbach in 4 Tagen 119 Gulden und 6 Kreuzer (vgl. M. W i e d e m a n n, Allgäuer Gastwirtschaftswesen im 17. und 18. Jahrhundert, in: Heimatkunde 3. Jg., Nr. 5 vom 8. Januar 1927).

<sup>176</sup>) Nach dem Bregenzerwälder Landsbrauch, hg. v. J. Feuerstein, Beza u. J., 47, muß derjenige, der den Kauf ziehet, den völligen Weinkauf erlegen, wobei für jeden Gulden 1 Kreuzer zu zahlen war. Die Damülser Artikel, mitgeteilt von Weizenegger-Merkle, Vorarlberg, 1. Bd., 171, bestimmen in Art. 33, daß von den ersten 100 Gulden 5 Gulden, von jeden weiteren 100 Gulden aber nur 30 Kreuzer zu dem Weinkauf gestattet werden. Weitere Beispiele: Montafon 1528, in: Vorarlberger Weistümer, 1. Bd., 84.

<sup>177</sup>) K e c k e i s, Rötis und Viktorsberg, 25: der Waibel soll das Pfand dem Gläubiger einhändigen oder „hinter die Tavern stellen“ (Gericht Rankweil-Sulz).

den 9 Tavernen in der näheren Umgebung Feldkirchs nicht weniger als 6, d. h. also zwei Drittel, im Besitz von Landammännern oder Urteilsprechern<sup>178)</sup>. Die Landammänner sind in allen Gerichten mehrheitlich Gastwirte gewesen, die natürlich ein Interesse hatten, die Gerichtssitzungen in ihre Wirtsstube zu verlegen. Die Nachteile einer solchen Entwicklung liegen auf der Hand, weshalb es wiederholt auch Mandate gegeben hat, durch die die Wirte vom Ammannamt ausgeschlossen wurden<sup>179)</sup>. Doch blieben diese Mandate ohne Erfolg. Besonders in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Landammann in der Regel Tavernwirt und die Gerichtssitzungen finden in der Taverne statt. Man empfand es keinesfalls mehr als einen Nachteil, daß der Gerichtsort nicht mehr allen zugänglich war und die Leute sich in der Türe oder draußen drängten, um einen Platz zu bekommen<sup>180)</sup>.

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bringen dann die Justizreformen der Aufklärung überall eigene Gerichtshäuser, wie es sie zum Teil auch bereits vorher schon gegeben hatte. Die städtischen Rathäuser waren dafür lang bewährte Beispiele. Und es war hauptsächlich eine Frage des Geldes, ob sich ein Gericht ein Standeshaus leisten sollte. Größere Gerichte neigten aus Prestige Gründen eher dazu als kleinere Gerichte. So verfügte das Gericht Rankweil-Sulz schon im 17. Jahrhundert über ein Gerichtshaus in Sulz<sup>181)</sup>. Im 18. Jahrhundert finden wir eigene Gerichtsgebäude in Dornbirn<sup>182)</sup>, Bezau<sup>183)</sup>, Lingen-

---

<sup>178)</sup> Vorarlberger Landesarchiv, Hds. u. Cod., Vogteiarchiv Feldkirch 25, 24: Von dem Taffern zue Ranckhweil gibt Johannes Schmidt 3. 25. 5. Von dem Taffern zue Sulz der Landtaman Ruesch 3. 25. 5. Von dem Taffern Altenstatt Joseph Gopp des gericht 2. —.— Von dem Taffern in dem gricht Jaggberg Arbogast Mähr des gericht 2. 30. — Von dem Taffern zue Götzis Dominicus Krantz des gericht 2. —.— Ein gleiches Joseph Schmidt von dem Taffern Göfis 2. —.— Gleichfahls Joseph Antoni Melckh von dem Taffern Thisis 2. —.— von dem Taffern in der Mäder Leopoldt Ender des gericht 1.30.—. Vnd Lestlichen Adam Küene von dem Taffern Mainingen 1. 8. 4.

<sup>179)</sup> Für ganz Vorarlberg wurde 1750 bestimmt: Ist der Gewählte Ammann oder Geschworene nicht schon Gastwirt, so darf er dieses Gewerbe auch nicht anfangen; betrieb er bei seiner Wahl schon die Wirtschaft, so ist ihm einzuschärfen, daß er die Parteien nicht nötige, bei ihm einzukehren und zu zehren (Weizenegger-Merkle, 1. Bd., 204). In Hohenems werden 1793 die Wirte als Ammänner gänzlich ausgeschlossen (Weiti, in: Hohenems, Geschichte, 141).

<sup>180)</sup> Vgl. die Schilderung der Lingenauer Ammannwahl 1709 (Bilgeri, Demokratische Bewegung, in: Montfort 17, 1965, 31).

<sup>181)</sup> Karl Ilg, Volkstümliche Bauweise in Rankweil (in: Heimat Rankweil, 511 f.) (mit Bild).

<sup>182)</sup> Gebhard Winsauer, Sturmtage im alten Dornbirn (Heimat 1927, 140).

<sup>183)</sup> Das neue Amtsgebäude Bezau, Bezau 1974, passim (mit Bild).

au <sup>184</sup>), Lochau <sup>185</sup>) (für Hofrieden), Damüls <sup>186</sup>), Schruns <sup>187</sup>), Weiler im Allgäu <sup>188</sup>) oder Grünenbach <sup>189</sup>). Vielfach sind diese Gerichtshäuser zugleich auch Tavernen gewesen oder aus solchen hervorgegangen.

Das Gerichtshaus ist ein Symbol dafür geworden, daß es der Gerichtsversammlung nicht mehr bedurfte. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts setzte es sich auch immer mehr durch, daß die Landammänner nicht mehr vom Volk, sondern von einem Wahlmännerkollegium gewählt werden. Auch verlieren die Landammänner ihre Funktion als Richter, worin sie durch staatlich geprüfte Juristen abgelöst werden. Das Volk nimmt an der Justiz allenfalls noch einen symbolischen Anteil. Folterkammern und Gefangenzellen, Schreibstube und Archiv weisen das Gerichtshaus als ein Instrument des absolutistischen Polizeistaates aus, der das Volk entmündigt hat. Die Verwaltungsreform während der bayerischen Besetzung seit 1806, die das vormärzliche Österreich 1815 trotz der Opfer der Völkerverheerung von 1809 nur allzu gerne übernommen hat und bestehen ließ, setzte einen endgültigen Schlußstrich unter die Jahrhunderte alte Tradition der Gerichtsverfassung.

Die Gerichtsverhandlungen unter freiem Himmel, im Tanzhaus und in der Gerichtsstube haben übereinstimmend ein gewisses Mobiliar gefordert: Unerläßlich waren der Richterstuhl nebst den Geschworenenbänken, der Richtertisch, der Richterstab und nicht zuletzt auch die Gerechtigkeitsbilder. Von diesen Gegenständen, soweit sie in den spärlichen Vorarlberger Quellen überhaupt greifbar sind, soll hier abschließend noch kurz die Rede sein, weil sie unser Bild vom Aussehen der Gerichtsstätten abzurunden vermögen.

Die Steinsessel, wie wir sie von der Beschreibung des Gerichtes Unterm Stein her kennen, stehen symbolisch für die Einfachheit dieses Mobiliars. Der Richterstuhl, der zur Erinnerung an die alte Dingstatt des

---

<sup>184</sup>) Vorarlberger Landesarchiv, Kreisamt I, 362, Nr. 612 (Verkauf des Gerichtshauses 1829).

<sup>185</sup>) Artur Schwarz, in: Lochau, Eine Einführung zur Straßenbenennung, Bregenz 1952, 36. Das Landgerichtsgebäude für Hofrieden, heute Gasthaus „Zum Adler“, wurde 1786 errichtet.

<sup>186</sup>) Vgl. oben Anm. 169.

<sup>187</sup>) Vorarlberger Landesarchiv, Stand Montafon, Nr. 521, 608, 789, 886 (1811—1826); Heimat 1927, 45.

<sup>188</sup>) Adam Horn und Werner Meyer, Die Kunstdenkmäler von Schwaben, 4. Bd., Stadt und Landkreis Lindau, München 1954, 533—537 (mit Bild). Das 1681 erbaute Amtshaus wurde 1748 Gerichtshaus und 1754 Gerichtstafel; dient jetzt als Heimatmuseum.

<sup>189</sup>) Ebenda, 328. Als Amtshaus im 18. Jahrhundert errichtet, jetzt Gasthaus zum Adler.

Gerichtes Rankweil-Sulz in das Gemeindewappen von Sulz aufgenommen wurde<sup>190</sup>), ist verschiedentlich in der heimischen Kunst dargestellt worden, insbesondere in verschiedenen Fridolinbildern<sup>191</sup>). Insbesondere zeigt das Fresco im Treppenaufgang der Rankweiler Wallfahrtskirche, wie wir uns eine Dingstatt im 17. Jahrhundert vorzustellen haben<sup>192</sup>).

Die künstlerische Darstellung stimmt im wesentlichen überein mit der Aussage des trockenen Inventars der Propsteigerichtsstube von St. Gerold aus dem Jahre 1678<sup>193</sup>): in deren Mittelpunkt steht der „große Lenen Sessel“, offenbar der Richterstuhl.

Bei der hier ebenfalls erwähnten „alt gemahlt Tafflen mit 2 Flügel“ könnte man an ein Gerechtigkeitsbild denken, wie uns eines aus der Bregenzer Ratsstube überliefert ist. Es handelt sich um ein 1518 entstandenes Weltgerichtsbild des Lindauer Malers Matheis Miller<sup>194</sup>), das heute im Vorarlberger Landesmuseum aufbewahrt wird. Verschiedene Spruchbänder fordern die Richter zur Gerechtigkeit auf:

„Ir herre gedenken an euer pflicht,  
Und rat damit jedem recht beschicht,  
Fürchten gott und sin streng gericht.“

Wir wissen, daß 1517 die Bregenzer Rathausstube mit verschiedenen Wappenscheiben ausgeschmückt wurde<sup>195</sup>). Man wird also auch das Gerechtigkeitsbild von 1518 in denselben Zusammenhang einer künstlerischen Gestaltung der Ratsstube in Bregenz bringen müssen. Da Matheis Miller auch Glasmaler gewesen ist<sup>196</sup>), könnte man daran denken, daß ihm die gesamte künstlerische Gestaltung der Ratsstube aufgetragen war, so daß wir in ihm auch den Schöpfer der Wappenscheiben zu sehen haben<sup>197</sup>).

In der Überlieferung stellt das zwar einen Einzelfall dar, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß einerseits solche Aufforderungen an die

---

<sup>190</sup>) Burmeister, Gemeindewappen, 207.

<sup>191</sup>) Beispiele: Johann Georg Schleh, Emser Chronik, Hohenems 1616, 52; Frey, Kunstdenkmäler Feldkirch, 470, Abb. 509.

<sup>192</sup>) Vgl. oben Anm. 15.

<sup>193</sup>) Rudolf Henggeler, Aus dem Propsteiarchiv St. Gerold, (in: Jahrbuch d. Mus. 1961, 45).

<sup>194</sup>) Gabriele Frisch, Matheis Miller, Maler in Lindau, Phil. Diss. München 1974, 36 ff.

<sup>195</sup>) Samuel Jenny, Glasgemälde aus Vorarlberg (27. Jahres-Bericht d. Mus.-Ver. 1888, 78 f.); vgl. auch Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 38, 1880, 127.

<sup>196</sup>) Frisch, Matheis Miller, 10.

<sup>197</sup>) Eine ehemals in der Martinskapelle aufbewahrte Glasscheibe mit dem Montforterwappen befindet sich heute im Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz. Als Auftragneber ist wohl Graf Hugo von Montfort-Bregenz († 1536) anzusprechen, der die Scheibe für den Bregenzer Rathaussaal gestiftet hat. Vgl. Jenny, a. a. O., 79.

Richter, andererseits aber auch bildliche Mahnungen an die Bedeutung des Eides vielfach an den Gerichtsstätten vorhanden gewesen sind. Erhalten hat sich etwa die Federzeichnung einer Schwurhand im Hohenemser Gerichtsbuch von 1564 mit der Deutung, daß die drei aufgehobenen Finger die Dreifaltigkeit symbolisieren, die beiden anderen Leib und Seele, und zwar der kleine den Leib, da dieser geringer zu veranschlagen sei als die Seele<sup>198</sup>). Die praktische Bedeutung dieser Darstellungen der Schwurhand sind leicht ersichtlich, wenn wir an die Vielzahl der Eidesleistungen bei den Gerichtsverhandlungen denken.

Es überrascht daher nicht, wenn wir auch den Richterstab mit einer Schwurhand versehen antreffen<sup>199</sup>). Dem Richterstab haftet während jeder Gerichtssitzung eine besonders starke symbolische Kraft an<sup>200</sup>): der Richterstab steht im Mittelpunkt des gerichtlichen Zeremoniells. An seine ehemalige Bedeutung erinnern noch die Richterstäbe (verbunden mit der Gerichtslinde bzw. mit dem Richterstuhl) in den Gemeindewappen von Egg<sup>202</sup>) und Sulz<sup>203</sup>). Auch in der Redensart „vor den Stab fordern“ (= vor Gericht fordern) und in der Bezeichnung „Stabhalter“<sup>204</sup>) hat der Richterstab einen Niederschlag gefunden; damit wird einerseits der Vorsitzende des Gerichts bezeichnet, andererseits auch der Ammannamtsverwalter während einer Vakanz des Ammanates.

Angesichts dieser großen Bedeutung des Stabes lassen sich hier am ehesten künstlerische Ausführungen beobachten. Leider ist jedoch das zur Verfügung stehende quellenmäßige, bildliche und archäologische Material äußerst spärlich. In den historischen Quellen wird beiläufig einmal erwähnt, daß der Stab aus Silber war<sup>205</sup>). Diese Verwendung von Edelmetall wie auch überhaupt die künstlerische Ausführung des Stabes verfolgen den Zweck, durch eine entsprechende Wertstei-

---

<sup>198</sup>) Welti, in: Hohenems, Geschichte, 123.

<sup>199</sup>) H ä m m e r l e, Familie Rhomberg, Bild 8: Porträt des Landammannes Johann Kaspar Rhomberg (1715—1777) mit dem Richterstab.

<sup>200</sup>) Zur Bedeutung und Funktion des Richterstabs im allgemeinen vgl. G e r n o t K o c h e r, Richter und Stabübergabe im Verfahren der Weistümer. Graz 1971.

<sup>201</sup>) Als Beispiele für viele sei hier verwiesen auf die Prozeßordnung von Blumenegg, in: Voralberger Weistümer, 1. Bd., 345—355; S p a h r, Lehengericht zu Grünenbach, 101—108.

<sup>202</sup>) B u r m e i s t e r, Gemeindewappenbuch, 81.

<sup>203</sup>) B u r m e i s t e r, Gemeindewappenbuch, 207.

<sup>204</sup>) J u t z, Voralbergisches Wörterbuch, 2. Bd., Sp. 1244 f., der allerdings nur die erste Bedeutungsvariante aufführt. Im übrigen ist der Beleg aus dem Bregenzerwälder Landsbrauch 12 „hebt den Stab in die Höh und verspannt das Gesicht“ richtig zu lesen „... verpannt das Gericht“.

<sup>205</sup>) G r a b h e r r, Reichsherrschaft Blumenegg, 17.

gerung die Aufsicht über den Stab zu steigern, um ihn so vor einem Verlust besser zu schützen.

Bildlich finden wir den Stab wiederum in den Fridolinsdarstellungen<sup>206)</sup> sowie auf Landammannporträts<sup>207)</sup>. Auf den Dornbirner Stab, der oben in eine Schwurhand ausläuft, wurde schon hingewiesen. Erhalten geblieben ist der Stab des Bregenzerwälder Landammanns Franz Xaver Fetz (1753—1833, gewählt 1798). Es handelt sich um einen Bambusstab von 130,5 cm Länge, silberbeschlagen mit Messingtülle<sup>208)</sup>.

Der Richterstab ist nicht mit jenen Stäben zu verwechseln, die bei Todesurteilen verwendet wurden. Bei der Verlesung des Urteils hält der Landammann einen großen schwarzen Stab in der Hand, den er auch bei der Vollstreckung mit sich führt. Dazwischen wurde nach der Verlesung des Urteils durch den Landammann ein kleinerer Stab zerbrochen<sup>209)</sup>. Auf die entsprechende Frage des Richters antwortet der Fürsprech: „. . . mügend den stab in vier tail prechen und ein tail gegen aufgang der sunen, den ander gegen nidergang und auf jede seiten ein tail werfende“. Der Richter zerbricht daraufhin den Stab mit den Worten „Gnad Gott der armen sel“<sup>210)</sup>.

---

<sup>206)</sup> Schleh, Emser Chronik, 52 (1616); Frey, Kunsttopographie, 470 (18. Jh.).

<sup>207)</sup> Hammerle, Familie Rhomberg, Bild 8.

<sup>208)</sup> Vonbank, Landsbrauch im Leben des Bregenzerwaldes, 126, Nr. 45.

<sup>209)</sup> Grabherr, Reichsherrschaft Blumenegg, 78.

<sup>210)</sup> Vorarlberger Weistümer, 1. Bd., 344.

# Eine Wallfahrt nach Maria Luschari

## Erinnerungen aus dem Lande Salzburg

Von Karl Fiala

Zur Zeit erinnern sich nur einige alte Leute in den Gemeinden Großarl und Hüttschlag, Bezirkshauptmannschaft St. Johann im Pongau, Salzburg, an eine frühere Wallfahrt zum Heiligen Berg, zur gnadenreichen Gottesmutter Maria Luschari, nun Monte Santo di Lussare. Sie wissen davon nur vom Hörensagen, daran teilgenommen haben sie nicht.

### Aus meinen volkskundlichen Notizen:

Bei einem Besuch, 1922, bei Frau Maria Pedroß, geweste Hebamme in Hüttschlag, sah ich in ihrem Gebetbuch ein Andachtsbild vom Gnadenort Maria Luschari. Auf meine Fragen erzählte Frau Pedroß: „Das Gebetbuch und Andachtsbild ist ein Erbe von meinem Vater, der bei dieser Mannerleut-Wallfahrt selbst mit dabei war. Eine Woche oder länger vorher ist der Tag zum Aufbruch bei den Häusern eingesagt worden. An Wegzehrung haben sie (die Pilger) Munken oder auch Talken<sup>1)</sup>, Speck, Schmalz (Butter), Sauerkas und etwas Salz im Schnurfla<sup>2)</sup> oder Wanderpack (eine Art selbst-erzeugter Buckelsack) mitgetragen. Vonnöten war auch ein Kochzoig, so, je nach Anzahl der Woifärer, ein paar Pfannen oder ein kleiner Kochkessel und mehrist ein zweites Paar Schuhe. Gefahren, das ist hier zu Fuß gegangen, sind sie übers Pürg, entweder über die Arlscharte durch die Mäetan (Maltein Dorf oder auch fürs Maltatal gebraucht)

---

<sup>1)</sup> Munke(n), eine Speise, im Pinzgau auch Karnerkoch genannt. Roggen wurde in Wasser geschwellt, nachher im Backofen gedörrt, sodann gebrochen oder auch grob gemahlen. Im Wasser gesotten und geschmalzt oder gleich in heißem Schmalz gesotten ergibt eine sehr anhängige Mahlzeit. Zu slowakisch móka F. Mehl. Talken M. Wenn Hüter mehrere Tage auf Tiersuche sind, Schafler, Karer (Galtviehhüter) länger nicht zur Almhütte kommen, so nehmen sie Salz für das Gelecke der Tiere und für sich selbst grob gemahlene Gerste mit. In Wasser angerührt und gesalzen ergibt dies den Talken. Nach E. Kranzmayer aus slawisch-awarisch talkon M. = Gerstenschrott bzw. die Speise daraus. Aber der Talken ist zur Zeit immer noch in Funktion, zwar nicht mehr als Menschenkost, sondern als Kraftfutter für Zuchtkälber.

<sup>2)</sup> Mundartlich Schnurfla (Schnurfler) zu mittelhochdeutsch snërfen stv. III, 2 refl. sich biegen, krümmen, einschrumpfen, Lexer 201.

bis Gmünd, wo übernachtet wurde, und weiter bis Spittal/Drau oder über den Kolm dahin. Wie es weiter gegangen ist nach Luschari, selg weiß ich nicht; <sup>3)</sup> geblieben sind sie beilich eine Woche."

#### **Weitere Zeugnisse aus dieser Zeit 1922 bis 1924:**

Bei alten Leuten, damals so um 70 bis 90 Jahre, konnte gelegentlich erfragt werden. In der Gemeinde Hüttschlag waren es meist Häusler und Kleinstbauern, die teils selbst in Luschari waren, teils noch Erzählungen über diese Pilgerfahrt in lebendigster Erinnerung hatten. Sie bestätigten vollinhaltlich, was Frau Pedroß mir erzählte. Sie wußten sogar einiges mehr darüber zu sagen.

So z. B. der alte Nigglehner, Prommegger, über 90 Jahre alt, der selbst noch seinerzeit im Bergbau tätig war, und der alte Steglehner, Kendbacher, Mitte 80 Jahre alt, sagten unter anderem: „Etwa 10 bis 15 Mannerleut aus Hüttschlag sind um Jakobi gen Luschari gepilgert. Bauern von größeren Höfen gingen nicht mit, denn sie wollten nicht so lange von ihrer Wirtschaft fern sein. Im Entertäuerischen (Kärnten), in Gmünd, haben wir uns gerne zu Lungauer und Karntner Wallfahrern gesellt, die über Kemsbruck (Kremsbrück im Liesertal) her um die Wege waren. Es war kürzweiliger, weil diese Wallfahrer das Maria-Luschari-Lied so schön singen kunt haben. Außer den Rosenkränzen haben wir keine besonderen Gebete gebetet. Zum Sünden büßen hat ein jeder von uns (Pilgern) ein Holzscheit auf den Luschariberg aufhin tragen müssen. Dafür haben wir ein Ablaßzettele gekriegt. Wann die Wallfahrt nach Luschari angehebt hat, selbiges weiß niemand, aber aufgehört hat sie, nachdem die Tauernbahn eröffnet wurde.“

#### **Jüngere Zeugnisse über diese Wallfahrt:**

Medizinalrat Dr. Rudolf Greil, Großarl — ich bat ihn, sich bei alten Patienten gelegentlich zu erkundigen —, bestätigte, daß einige alte Leute vom Hörensagen davon wußten (1958).

Mathäus Gruber, Schleusenwärter der OKA i. R., Großarl, wußte von seinen Eltern her, daß außer den schon oben erwähnten Überlieferungen die Luschari-Pilger auf ihr Reserveschuhpaar eine bestimmte Nagelung in Form eines Segenssymbols anbringen ließen. Wie es aussah, wußte er leider nicht. Als Teilnehmer an der Wallfahrt nannte er weiter auch Holzarbeiter und vorwiegend Häusler aus Hüttschlag, Karteis und aus der Wolfau (1959).

Anton Aichhorn, Postbeamter, ein Großarler, ermittelte 1970 in seiner Heimat. Abschriftlich: „Über die Wallfahrt nach Maria Luschari ist nur bekannt: Ungefähr bis zum Ersten Weltkrieg wurde diese Wallfahrt ausgeübt. Der alte Grießbichl-Bauer (Vöstl) ging mit weiteren

---

<sup>3)</sup> Mundartlich *ã e s c h b a* zu althochdeutsch, mittelhochdeutsch *alles wâ*, *alles ware* das ist anderswo, also nicht zu Hause.

12 Pilgern im Jahre 1908, ungefähr um Jakobi, nach Luschari. Sie waren vier Tage unterwegs. Die Gruppe ging über den Kolm nach Spittal, um dann mit der Bahn nach Tarvis weiterzufahren. Zurück kamen sie über dieselbe Strecke. Nach Fertigstellung der Tauernbahn (1909) gingen die Pilger über die Toferscharte nach Badgastein und fuhren von dort mit der Bahn weiter. Eine gewisse Personengruppe war es nicht, welche an der Wallfahrt teilnahm, vielmehr redeten sich einzelne ‚zusammen‘ und in kleinen Gruppen brachen sie auf.“ Gezeichnet Aichhorn, Ant. 20. II. 1970.

Eine weitere Zeugin für die Wallfahrt nach Maria Luschari ist die Insassin im Altenheim Großarl, Maria Magdalene Kendlbacher, alias Sailsitz Lena, geboren am 16. Juli 1887, also bald 88 Jahre alt. Sie war praktisch immer Sennerin, davon 33 Jahre auf einer Alm in der Gastein. Sie berichtet:

„Die Wallfahrt nach Maria Luschari wurde meist gemacht, wenn Schafe auf der Alm verloren gingen. Lenas Onkel und die Liptochter (Sondl Prommegger vom Lipphäusl, Wolfau, Gemeinde Hüttschlag) sind regelmäßig mitgegangen. Der alte Reiterbauer (Großarl) und der Batzen (N. Schaidreiter, Batzhäusler und Wollestreicher in Hüttschlag) haben vor dem Ersten Weltkrieg noch mitgetan. Während des Ersten Weltkrieges sind der alte Stadllucker (Großarl Bauer) und der Berger Rüpele (Grabenhäusler in Hüttschlag) nach Maria Luschari gepilgert. Die Wallfahrt dauerte rund eine Woche und wurde meist im Frühsommer gemacht.

Valentin Ceconi, Pfarrer von Hüttschlag, hat angeregt, die Wallfahrt teilweise mit der Bahn zu machen.“<sup>4)</sup>

So die Aussage von der Sailsitz Lena, die Schuldirektor Wolfram Paulus, Großarl, aufgenommen hat und diese mir schriftlich am 24. Februar 1975 übermittelte.

### **Zusammenfassung und Schlußfolgerung**

Im Dezember 1973 fragte ich bei den Pfarrherren in Großarl und in Hüttschlag an, ob eine Eintragung in der Pfarrchronik oder sonst ein schriftlicher Hinweis über die ehemalige Wallfahrt nach Maria Luschari im Pfarrarchiv vorhanden sei. Der Bescheid von beiden hochwürdigen Herrn Pfarrern war negativ. Eine kritisch beweiskräftige schriftliche Überlieferung für diese Wallfahrt wurde bisher nicht gefunden, daher wird versucht, aus der mündlichen Tradition doch Hinweise für mögliche Schlußfolgerungen zu bekommen. Die Abrede zur

---

<sup>4)</sup> Somit war doch auch ein bäuerlicher Beweggrund, eine Art Fürbitte zur glücklichen Sömmerung auf der Alm vorhanden. Daß aber auch ein Weiberleut mit auf Pilgerfahrt war, diese Ausnahme bezeugt Lena. An ihrem treuen Gedächtnis ist jedoch nicht zu zweifeln.

Wallfahrt wie die Einsage des Aufbruchtages hiezu bei den Häusern schließt eine Förderung seitens der örtlichen Seelsorger aus, denn es hätte hiefür eine Verkündigung von der Kirchenkanzel genügt. Es war wohl die Initiative gewisser Personen, diese Pilgerfahrt von früher her noch aufrechtzuerhalten. Vermutlich ist die Absicht, nach Maria Luschari zu pilgern, dem Heimweh von hier bodenständig gewordenen Kärntnern entsprossen. Für alt bodenständige Bauern im Großarlal bestand hiezu kein Bedürfnis. Die in den zwanziger Jahren noch so lebendige Erinnerung an Maria Luschari festigt, daß bei den Nachfahren von Bergknappen-, Hütten- und Holzarbeiter-Familien dieses Bedürfnis rege war, denn bei der Nachforschung über die Herkunft dieser Familien wurde aus teilweisen Eintragungen in der Pfarrmatrikel von Großarl und Hüttschlag „... ex Charintia“ dies erhellt.

Der Beginn dieser Wallfahrt könnte in die Zeit der Hochblüte des Hochfürstlich Salzburgischen Bergwerkshandels in Hüttschlag um 1750 bis etwa 1800 fallen, doch wissen wir es leider nicht. Das Ende ist aber nach der mündlichen Tradition mit der Eröffnung der Tauernbahn gesichert. Nun konnte man bequemer und billiger zu noch bekannten Verwandten, zur Freundschaft in Kärnten auf Besuch fahren. Die Überlieferung, Luschari-Pilger aus dem Großarlgebiet gesellten sich in Gmünd gerne zu denen, die aus dem Lungau kamen, läßt folgern: Auch in Bergbaugebieten im Lungau war diese Wallfahrt früher üblich und hatte vermutlich den gleichen Beweggrund.

# Fahnen- und Feuerwehrbräuche in Scheibbs, N. Ö.

Von Alois M. Wolfram

Bei der Durchmusterung alter Jahrgänge des „Erlaftal-Boten“ habe ich auf öffentliche Bräuche, wie beispielsweise das Hissen einer weißen Fahne auf dem Gerichtsgebäude von Scheibbs besonders geachtet.

Es war nicht ganz einfach, an die ältesten Jahrgänge des „Erlaftal-Boten“ heranzukommen. Was ich nun in den Bänden 1894—1896 und 1898—1900 (der Jahrgang 1897 ist zur Zeit verschollen) über die „Weiße Fahne“ gefunden habe, lasse ich in wörtlichen Zitaten folgen: „Erlaftal-Bote“ vom Sonntag, 28. Juli 1895, S. 3 (Scheibbs):

„Seit 14. dieses Monats weht am hiesigen k. k. Bezirksgerichte die weiße Fahne (diese beiden Worte fett gedruckt), ein Zeichen, daß sich seit dieser Zeit weder ein Häftling noch ein Untersuchungsgefangener in den Arresten daselbst befindet.“

„Erlaftal-Bote“ vom Sonntag, 8. Mai 1898, S. 3 (Scheibbs):

„Weiße Fahne. Von dem Dache des hiesigen Schlosses, in welchem das k. k. Bezirksgericht untergebracht ist, weht seit Dienstag mittags die weiße Fahne zum Zeichen, daß sich bei dem genannten k. k. Bezirksgerichte weder ein Untersuchungs- noch ein Strafhäftling befindet.“

„Erlaftal-Bote“ vom Sonntag, 5. Juni 1898, S. 3 (Scheibbs):

„Weiße Fahne. Von dem hiesigen k. k. Bezirksgerichte weht seit einigen Tagen zum Zeichen, daß sich in demselben kein Häftling befindet, die weiße Fahne.“

„Erlaftal-Bote“ vom Sonntag, 17. September 1899, S. 3 (Scheibbs):

„Weiße Fahne. Seit dem 13. September weht zum Zeichen, daß sich in den Mauern des hiesigen k. k. Bezirksgerichtes kein Gefangener befindet, vom Giebel desselben die weiße Fahne.“

„Erlaftal-Bote“ vom Sonntag, 17. Juni 1900, S. 3 (Gaming):

„Weiße Fahne. Seit 12. d. M. flattert auf dem Gebäude des hiesigen k. k. Bezirksgerichtes eine weiße Fahne zum Zeichen, daß die Zellen der hiesigen Arreste keinen Häftling beherbergen. Es soll dies,

wie allgemein erzählt wird, seit dem Bestande des k. k. Bezirksgerichtes Gaming das erste Mal sein."

„Erlaftal-Bote" vom Sonntag, 5. August 1894, S. 4 (Persenbeug):

(Am 15. 7. wurde in P. ein Bad eröffnet. Die Badestunden wurden für „Herren und Damen" getrennt genau festgelegt.) Dann heißt es wörtlich: „Der Stundenwechsel wird durch ein Glockensignal vorzeitig avisiert werden. Während der Badezeit bleibt eine roth-weiße Flagge aufgezogen."

\*

Vor kurzem habe ich einen Feuerwehrmann höheren Ranges über die Bräuche bei der Feuerwehr Scheibbs ausgeholt. Was er mir erzählte, habe ich — ziemlich wörtlich — schriftlich festgehalten.

### Feuerwehr

Mitteilungen von Hans Steffel, Angestellter in einem Steuerberatungsbüro, Scheibbs, am 10. April 1975.

„Die Feuerwehr Scheibbs wurde 1863 als drittälteste von Niederösterreich gegründet. — Ich bin seit 40 Jahren Mitglied dieser Feuerwehr.

Der dem Florianitag (4. Mai) nächstgelegene Sonntag wird vom niederösterreichischen Landes-Feuerwehrkommando jeweils zum ‚Floriani-Sonntag‘ bestimmt, an welchem in ganz Niederösterreich das Fest des Feuerwehrpatrons gefeiert wird. In Scheibbs findet an diesem Sonntag ein Kirchgang sämtlicher Feuerwehrleute (von Scheibbs und Neustift, das eine eigene Feuerwehr hat, obwohl Neustift seit 1939 zu Scheibbs gehört) statt und bei schönem Wetter nach dem Gottesdienst ein Umzug durch die ganze Stadt, bei welchem sämtliche Geräte mitgeführt werden. In den Straßen der Stadt aber gehen Feuerwehrmänner mit Sammelbüchsen vom Frühmorgen bis zum Beginn des Gottesdienstes eifrig umher und bitten um eine kleine Spende für die Feuerwehr. Dabei verteilen sie an die Spender kleine quadratische Blättchen, die sich von Jahr zu Jahr nur durch Aufdruck und Farbe unterscheiden."

„Eine Haussammlung der Feuerwehr wird um den Neujahrstag abgehalten. Im Fasching findet meist ein Feuerwehrball statt. Vor 23 Jahren habe ich zusammen mit dem Feuerwehrhauptmann (Steinmetzmeister Richard Ehrlich in Scheibbs) folgende Bräuche eingeführt, die seither pünktlich eingehalten werden:

1. Zu Weihnachten bekommt jedes Kind eines Feuerwehrmannes (bis zum 14. Lebensjahre) ein Päckchen mit Süßigkeiten. Gedacht ist diese Spende eigentlich als Dank an die Frauen dafür, daß sie ihre Männer zu jeder Tages- und Nachtzeit dem Ruf der Sirene folgen lassen.

2. Jeder Feuerwehrkamerad, welcher das 50., 60., 70., 75., 80., 85., 90. usw. Jahr erreicht hat, wird zu einer kleinen Geburtstagsfeier im Kreise der Kameraden (in ein Gasthaus) geladen und bewirtet.

3. Anfangs August veranstaltet die Feuerwehr im Stadtpark von Scheibbs ein „Parkfest“ (bei welchem Zelte und Tanzbühnen aufgeschlagen, an den Zufahrtswegen Fahnenmaste errichtet und die drei Brücken über die Erlaf mit Girlanden bunter Glasbirnen geschmückt werden; es fehlt auch nicht ein reichhaltiger Vergnügungspark. Wenn das Fest (Samstag und Sonntag) nicht ganz verregnet ist — was schon vorgekommen ist —, fällt für die Feuerwehr dabei immer ein schöner Reingewinn ab. Als Eintrittskarten werden rot-weiße Papierfähnchen zum Anstecken mit dem Aufdruck ‚Parkfest 19 . . ‘ ausgegeben.

Etwas Einmaliges muß ich noch erwähnen: Vor etwa 17 bis 18 Jahren hat die Feuerwehr die Patenschaft beim sechsten Kind eines Feuerwehrmannes übernommen. Es war ein Bub, der heute selbst schon Feuerwehrmann ist. Er bekam neben einem Patengeschenk auch ein Sparbuch überreicht, das bis zu seinem 18. Lebensjahr gesperrt ist. Auf dieses Sparbuch wird alljährlich vom Reingewinn des Parkfestes ein Betrag von S 200,— dazugelegt. Bis zum 14. Lebensjahr des Buben wurde alljährlich ein Kamerad zum ‚Jahrespaten‘ gewählt. Dieser mußte das Patenkind zu den üblichen Schenktagen (Namens- und Geburtstag, Ostern und Weihnachten) besuchen und aus eigener Tasche ‚gödenmäßig‘ beschenken. Diese Jahrespatenschaft wurde von den Gewählten immer gerne übernommen. (Selbstverständlich wurde kein Armer dazu ausgewählt.)

Vor etwa 15 Jahren wurde der Beschluß gefaßt — ich weiß nicht mehr, von wem die Anregung dazu ausgegangen ist —, daß beim Begräbnis eines Feuerwehrmannes die großen Löschgeräte vor dem Friedhofstor beiderseits des Weges aufgestellt werden, jedes flankiert von zwei Feuerwehrmännern. Sobald sich der Leichenzug dem Friedhof nähert, werden die gelben Blinklichter der Fahrzeuge eingeschaltet. Dieser Brauch ist inzwischen schon von allen Feuerwehren des Bezirkes übernommen worden. In Scheibbs findet die Einsegnung der Leichen je nach Wunsch in der Pfarr- oder Kapuzinerkirche statt. Falls in der Pfarrkirche, führt dann der Leichenzug am Feuerwehr-Gerätehaus vorbei. War nun der Tote ein Feuerwehrmann, werden alle Tore des Gerätehauses geöffnet und das Leichenauto bleibt mit dem Toten ein paar Augenblicke lang vor dem Gerätehaus stehen. Am Todestage des Feuerwehrmannes aber wird auf dem Gerätehaus eine schwarze Fahne gehißt, die erst nach dem Begräbnis wieder eingeholt wird.

Bis zum Zweiten Weltkrieg ist die Feuerwehr geschlossen beim Fronleichnamsumzug mitgegangen. Nach dem Kriege wurde davon

Abstand genommen, aber nicht aus Feindschaft zur Kirche, sondern aus folgender Überlegung: In Scheibbs werden seit altersher bei der Fronleichnamsprozession die großen Zunftfahnen mitgetragen: die Fahne der Bäcker, die der Schmiede, die Fahne der Maurer (mit dem Bilde der ‚Vier Gekrönten!‘, aber mit der irrtümlichen Inschrift: S. TRES REGES ORATE PRO NOBIS!) und selbstverständlich auch die große Fahne der Bauernschaft. Nun sind aber vor allem die Bäcker und Schmiede so zusammengeschmolzen, daß jeweils nur ein paar Manderln hinter ihrer Zunftfahne einherschreiten. Sie sind aber auch fast alle bei der Feuerwehr! Um nun die Zunftgruppen nicht noch mehr zusammenschmelzen zu lassen, rückt die Feuerwehr nicht mehr als solche zur Prozession aus. Die Schusterfahne kann ohnehin seit Jahren nicht mehr mitgetragen werden, weil es nur mehr ein paar alte Flickschuster gibt, die die schwere Fahne gar nicht tragen könnten. (Jede dieser Fahnen erfordert drei, vier starke Träger!)

Zu Beginn war unsere Feuerwehr in Gruppen geteilt. Die wichtigste Gruppe waren die ‚Steiger‘, welche auf die Leitern steigen und den Brand bekämpfen mußten. Zu dieser Gruppe wurden nur Dachdecker, Maurer und Zimmerleute genommen. Die anderen bildeten die Eimerkette usw. Solange es noch kein Telephon gegeben hat, mußten Meldereiter (Feuerreiter) Hilfe aus den Nachbargemeinden herbeiholen.

Scheibbs besitzt auch noch ein sehr altes Gerät: eine Handfeuerspritze. Es ist dies ein Holzrohr, das mit Eisenringen beschlagen ist und wie eine moderne Injektionsspritze gehandhabt wurde. Vor wenigen Jahren hat die (Nachbargemeinde) Purgstall an der Erlauf ein Feuerwehrmuseum errichtet, in welches wir auch verschiedene Gegenstände gespendet haben. Die Handfeuerspritze aber kriegen sie nicht, die Purgstaller!

Häufig sind unsere Einsätze im Frühjahr, wenn die Bauern ihre Wiesen ‚räumen‘ und dann die ‚Ramhaufan‘ anzünden. So erst gestern! Das Feuer hat sich rasch im dürren Gras ausgebreitet und hatte schon den Wald erreicht . . .”

Soweit also der Bericht des Gewährsmannes aus Scheibbs. Nur zum Abschluß: Nicht bekannt ist hier der Spottvers, den ich seinerzeit über die Feuerwehr von Mistelbach gehört habe:

Hollodaro,  
Die Feuerwehr ist dâ!  
Zu löschen ist sie stets bereit,  
Bei Täg und auch bei Nâcht,  
Ob's drunten tief im Keller is',  
Ob droben auf dem Dâch.

Freilich, hier in Scheibbs gibt es eben keine so „tiefen Keller“ wie in Mistelbach im niederösterreichischen Weinviertel.

# Chronik der Volkskunde

## VI. Internationale Arbeitskonferenz des Ethnologischen Atlases Europas und seiner Nachbarländer

St. Pölten, Niederösterreich, 20. bis 24. September 1976

10 Jahre nach der I. Internationalen Arbeitskonferenz des Ethnologischen Atlases Europas und seiner Nachbarländer, die 1966 in Zagreb stattgefunden hatte, hatte Österreich die Ehre, die diesjährige Arbeitstagung zu organisieren und zu veranstalten. 41 Teilnehmer aus 24 europäischen Ländern kamen nach zweijähriger Pause wiederum zusammen, um den Fortschritt der Atlasarbeit im nationalen Bereich international vorzustellen, zu koordinieren und damit die Arbeit für den Ethnologischen Atlas Europas nach einheitlichen und vergleichbaren Methoden voranzutreiben. Hierbei war besonders erfreulich, daß die an alle europäischen Länder ergangenen Einladungen so großen Widerhall fanden und fast alle europäischen Staaten Vertreter entsenden konnten.

Gleich zu Beginn der Tagung war die das Vortrags- und Arbeitsprogramm umrahmende internationale Ausstellung der in den einzelnen Ländern bearbeiteten ethnologischen Karten und Kartenwerke ein eindrucksvoller Beweis dafür, daß die räumliche Betrachtungsweise in der Ethnologie vertieft Fuß gefaßt hat und sich in Beispielen höchst eindrucksvoller Art dokumentierte. Für die gezeigten Exponate waren drei Ausstellungsräume erforderlich, die Karten wurden durch verschiedene Publikationen in Buchform ergänzt. Unter den gezeigten Beispielen befanden sich auch solche, die bereits durch automatisch gesteuerte Plotter hergestellt waren und zeigten, daß die computergestützte Kartographie auch vor der Ethnologie nicht halt macht.

Das zweitägige Vortragsprogramm war dicht. Traditionsgemäß hatte das Veranstalterland den zu Ehren von Sigurd Erixon gehaltenen Einführungsvortrag übernommen: emer. o. Prof. Dr. Wolfram sprach zum Thema „Kulturgrenzen in Europa“ und bewies damit erneut seinen großen europäischen Überblick. Weiters wurde auch in St. Pölten, so wie seinerzeit in Helsinki durch Prof. Torsten Hägerstrand, ein methodisches Grundsatzreferat gehalten. Frau Dozent Kretschmer sprach zum Thema „Methoden der Materialaufbereitung und wissenschaftlicher Kartenentwurf“, gezeigt an ethnologischen Beispielen. Im Hinblick auf Kartenaufbau und Legendenentwicklung dürfte Österreich im europäischen Rahmen unter die Ersten einzureihen sein.

Es folgte der Komplex konkreter Atlasthemen, der einerseits von einer nationalen Basis ausgehend gesamteuropäische Überblicke anstrebte, andererseits erfolgversprechende Themen für den Europa-Atlas vordiskutierte. Zu ersteren zählte das Referat von Prof. Dr. O'Danachair und Dr. A. Gailey zum Thema „Siedlung“. Eindrucksvolle irische Beispiele bildeten die Grundlage für eine Typologie-Diskussion europäischen Formats. Frau Prof. Dr. Delitala gab einen Überblick über die Fortschritte der volkskundlichen Kartographie in Italien. Ausgehend von ihrem eigenen Forschungsbereich in Sardinien verdankt der EA es ihrem besonderen Einsatz, daß nun auch für Italien ein zumindest lockeres Atlas-Komitee gegründet wurde. Aus Großbritannien berichtete Dr. Alexander Fenton über die Arbeiten zur gesamteuropäischen Karte zum Thema „Landtransport“.

im speziellen „Wagen und Karren“. Das Co-Referat dazu hielt Dr. A. Kovacs aus Ungarn.

Ein ganzer Nachmittag war den zwei am weitest fortgeschrittenen Karten gewidmet. Univ.-Prof. Dr. B. Bratanić, der Leiter der Koordinationsstelle in Zagreb, sprach zum Stand der Arbeiten an der europäischen Pflugkarte und stellte seine nun weitgehend abgeschlossene Typologie vor. — Univ.-Prof. Dr. M. Zender, der die zweite Koordinationsstelle in Bonn leitet, konnte die erfreuliche Mitteilung an die Versammlung überbringen, daß die 1. europäische Karte zum Thema „Jahresfeuer“ einschließlich eines umfangreichen Kommentares knapp vor der Drucklegung steht. Auch ein Verlag konnte bereits interessiert werden. Diese Tatsache ist umso beachtlicher, als damit die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der ethnologischen Kartographie auf ihr gemeinsames erstes großes Werk blicken kann, das nur durch den intensiven Einsatz und die Mitwirkung aller europäischen Länder bzw. deren nationalen Arbeitsstellen ermöglicht werden konnte. Das Ziel einer über nationale Grenzen hinweggehenden wissenschaftlichen Zusammenarbeit ist hier in schönster Weise verwirklicht und eindrucksvoll bestätigt worden.

In Abendsitzungen wurden in Spezialkommissionen konkrete Probleme der Weiterarbeit an bestimmten Themen besprochen. Es existieren eine Reihe von Subkommissionen, u. a. zu den Themenkomplexen Haus und Siedlung, Volksnahrung, Brauchtum usw. Das Ergebnis dieser Abendberatungen brachten die jeweiligen Sitzungsleiter am nächsten Tag der Gesamtversammlung zur Kenntnis.

Einen besonderen Akzent erhielt die St. Pöltner Tagung dadurch, daß seitens der leitenden Gremien aus Österreich die Bitte herangetragen worden war, Themen aus dem Bereich der geistigen Volkskultur (Brauchtum) für eine gesamteuropäische Bearbeitung namhaft zu machen, um so ein ausgewogeneres Verhältnis zu den bereits in Arbeit stehenden Komplexen aus der Sachkultur herzustellen. An Österreich selbst wurden diesbezügliche Themen für die Vorarbeiten übertragen.

Die sehr arbeitsintensive Tagung wurde umrahmt von zwei Empfängen, die einerseits der Bürgermeister der Stadt St. Pölten, andererseits der Landeshauptmann von Niederösterreich gaben. Auf diese Weise wurde die Anteilnahme der zuständigen amtlichen Stellen auf das schönste demonstriert. Besonderes Interesse fand bei den ausländischen Gästen die Ganztagesexkursion, die zwei Höhepunkte hatte: Besuch der Babenbergerausstellung in Stift Lilienfeld und Fahrt durch die Wachau mit Stadtrundgang in Krems und Besuch des dortigen Weinbaumuseums.

Die von den Teilnehmern besonders hervorgehobene harmonische Arbeitssituation, die auch für die Zukunft erfolversprechende Fortsetzungen erwarten läßt, wurde freundlicherweise dem Gastgeberland Österreich als Verdienst zugeschrieben.

Edith Hörandner-Klenk

Ingrid Kretschmer

## Griechische Volksschauspielforschung

### Ein Kongreßbericht

Vom 8. bis 18. August 1976 fand auf der Insel Zante der III. International Congress of Medieval and Popular Theatre unter den Auspizien des griechischen Kultusministeriums statt. Die ersten beiden Treffen dieser Art fanden schon 1965 und 1966 ebenda statt, durch den Tod des Gründers, K. Porphyris, und die nachfolgende Militärdiktatur wurde eine Fortsetzung dieser Idee damals verhindert, die gemäß der Gründungsidee mit der Zeit die Form eines internationalen Forschungsinstituts annehmen soll. Die themengemäß vielfältigen und disparaten Stoffgebiete wurden in sechs Problemkreise untergeteilt: Mittelalterliches

Theater, Puppentheater, Neugriechisches Schattentheater, Volksschauspiel (Dromena), Commedia dell'arte und die „Homilien“ von Zante. Die theoretischen Diskussionen mit den üblichen Kongreßreferaten waren begleitet von einer bezüglichen Buch- und Figurenausstellung, Filmvorführungen und Vorstellungen verschiedener internationaler und griechischer Ensembles auf dem St.-Markus-Platz der Stadt, darunter das Little Angel Marionette Theatre aus London (Punch and Judy, Noe-Spiel u. a.), das staatliche Puppentheater Lublin aus Polen (mit dem „Alten Polnischen Triptychon“, bestehend aus „Judith und Holofernes“, einem „Verlorenen Sohn“ und einem „Dorotheenspiel“, jeweils mit verschiedenen Puppenspieltechniken). The Martlet Tiptees aus Oxford (die Moralität „Mankind“, das Mysterienspiel um den Tod des Pilatus, ein „Mummers-Play“ und ein Robin-Hood-Spiel), zwei Laienspielgruppen der Insel, die „Homilien“ aufführten, zwei Karagiozis-Spieler mit verschiedenen Darbietungen, eine Volkstanzgruppe sowie die „Momojeri“, die eine Karnevalszenen der Kleinasien griechen vorstellten. Das Spektrum der Darbietungen entsprach damit noch keineswegs dem Thema, doch waren diese Veranstaltungen anregend und interessant in dem Sinne, als man hier konzentriert Abend für Abend Vorführungen verfolgen konnte, die als ausgesprochene Raritäten des heutigen Theater- und Kulturlebens anzusprechen sind. Im Rahmen dieser öffentlichen Darbietungen wurden auch zwei für den Volkskundler interessante Filme gezeigt, einer über die merkwürdigen Karnevalsverkleidungen der Insel Skyros, ein zweiter über den „Kalojeros“ (Kukeri-Spiel) der griechischen Thrakienflüchtlinge in Makedonien.

Auch das Symposium mit seinen 18 Referaten in insgesamt neun Sitzungen konnte die Themenstellung nicht erschöpfen, da man sich auch noch vorgenommen hatte, die Einflüsse dieser Theaterformen auf das moderne Theater zu thematisieren, welcher Aufforderung eigentlich nur der polnische Szenograph Mieczyslaw Ciesielski in größerem Umfange nachkam, indem er die Anwendung der Triptychon-Struktur in der modernen polnischen Bühnenbildpraxis dokumentierte. Schon im ersten Beitrag stellte Dr. Alan Fletcher von der Universität Oxford die Heterogenität der Phänomene heraus, die man unter dem Begriff „Mittelalterliches Theater“ subsumiert. Die Begriffsdefinition ist immer auch von den Rekonstruktionsversuchen beeinflusst. Dr. Lila Maraka (Athen) verfolgte die Entwicklung des Teufels von seiner dämonischen Ausformung zur lustigen Figur. Die zweite und dritte Sitzung war dem Puppenspiel gewidmet: Der Historiker George Speaight versuchte eine Morphologie der Volkshelden auf der europäischen Puppenbühne nachzuzeichnen. Dr. Hans R. Purschke (Frankfurt) beschäftigte sich mit dem „Dritten Auge“, einer Stirnwarze zwischen den Brauen, die auf Masken und Puppenköpfen zu finden ist. Die nächsten beiden Sitzungen waren dem griechischen Schattentheater gewidmet. Der Unterzeichnete durfte in einem Einführungsvortrag die soziologischen Gründe des Rückganges der Spielaktivität nach dem zweiten Weltkrieg skizzieren; einem Kurzreferat von I. Pampoukis (Athen) folgten ausgedehnte Diskussionen, an denen sich auch die Karagiozispieler selbst beteiligten. Der bekannte italienische Theaterschriftsteller und Schauspieler Dario Fo stellte in der Folge die pantomimische Ausdruckssprache der Commedia dell'arte (Grammelot) zur Diskussion und gab praktische Beispiele. Elena Povoledo von der dramatischen Akademie in Rom strich den zweifachen Ursprung der Commedia dell'arte heraus, den gelehrten aus der Comedia erudita sowie den populären aus italienischen Karnevalsformen. Die nächste Sitzung beschäftigte sich mit den griechischen „Dromena“: G. Aikaterinidis vom Forschungszentrum für Griechische Volkskunde in Athen gab einen Autopsiebericht über das Kalojeros-Spiel in Makedonien. Die letzte Sitzung hatte die „Homilien“ von Zante zum Thema: Es sprachen u. a. D. Jakoumelos, der das Quellenmaterial zur Aufführungsgeschichte auf den Inseldörfern stark erweiterte,

Sp. Kavadias, der den kretisch-ionischen Mischdialekt einer linguistischen Prüfung unterzog, sowie der Präsident des Kongresses, S. Antiochos, der Parallelen zum englischen Mummers- und Plough-Play sowie zur Commedia dell'arte herstellte.

In der Abschlusssitzung traten wieder ganz die Definitionsprobleme in den Vordergrund: stand zu Beginn der Begriff des „Mittelalterlichen Theaters“ im Zentrum der Kritik, so nun der Begriff des „Volkstheaters“. Diakritische Kriterien wie „vorrational“, territoriale Bindung, autodidaktischer Ausbildungsweg der Produzenten, Anonymität, soziale Zugehörigkeit der Spieler und/oder des Publikums zu Unter- oder Agrarschichten wurden als unzureichend erkannt und die Diskussion konzentrierte sich im folgenden auf Entstehungsgeschichte und Schwächen des Begriffes „Volk“, der sich in den verschiedenen Sprachen etwas unterschiedlich darstellt.

Auch auf dem theoretischen Sektor kam also der Kongreß nicht so sehr zu repräsentativen Ergebnissen als zu differenzierenden Einsichten in die Schwierigkeiten von nur begrenzt belastbaren Begriffen und schwer überprüfbareren Zusammenhängen, wie sie für diese Spezialgebiete von Theatergeschichte, Kulturhistorischer Volkskunde und Mediävistik kennzeichnend sind. In diesem Sinne bleibt für die kommenden Tagungen nicht bloß eine Stoffausweitung, sondern auch eine methodische Verfeinerung zu erwarten. Walter Puchner

### Hanns Koren 70 Jahre

Es ist uns Erkenntnis und Auftrag zugleich, „... den Charakter bewahren, das Inbild verwirklichen, die Person oder die Persönlichkeit retten, wie für den Menschen so für seine Gemeinschaft, in die er konkret als Schicksalsgemeinschaft hineingewachsen ist, für das Volk.“ Mit diesen Worten unseres Jubilars möchte man in den Tagen seiner gedenken, da der steirische Gelehrte und Kulturpolitiker sein siebzigstes Lebensjahr vollendet. Eine reiche und eine ungewöhnliche Ernte des Lebens ist es, auf die Hanns Koren zurückblicken kann.

Er ist als Sohn einer kinderreichen Bürgerfamilie am 20. November 1906 in der weststeirischen Stadt Köflach geboren. Bis heute blieb ihm die heimatliche Welt der Kleinbürger, Industriearbeiter und der Bauern des Umlandes dieser steirischen Bergmannsstadt unverloren. Hier verbrachte er seine frühe Jugend, hier erfuhr er erste prägende Eindrücke und kehrt er auch zu späten Impressionen noch immer gerne ein. Es folgen seine Gymnasialjahre am bischöflichen Knabenseminar in Graz und das Studium an der Universität Graz, an der er Germanistik (bei Polheim, Kleinmayr und Zwierzina), Volkskunde (bei Geramb), Kunstgeschichte, Archäologie und Soziologie betreibt. Früh zugleich mit der Jugendbewegung des Bundes Neuland und mit der jungkatholischen Studentenbewegung verbunden, formt alles das den angehenden Wissenschaftler und bestimmt ihn zunehmend inmitten eines bedeutenden steirischen Freundeskreises und unter dem wachsenden Einfluß Viktor Geramb's und der aufstrebenden Volkskunde.

Als Koren 1932 mit einer Dissertation über die Steirischen Josephspiele promoviert, beginnen zugleich seine Wanderjahre. Er zieht an das eben neugegründete Salzburger Institut für religiöse Volkskunde und entfaltet hier seine erste wissenschaftliche Tätigkeit. Ausholende Kundfahrten und Bestandsaufnahmen, Pläne zur Errichtung eines Archivs für Volksgebiete und zu einem umfassenden Museum für religiöse Volkskunde beschäftigen ihn neben seinem zunehmenden Auftreten in der Öffentlichkeit.

Was den Rastlosen in seinem Forschen und Suchen bewegt, findet alsbald seinen Niederschlag in ersten Veröffentlichungen; 1934 erscheint bei Pustet sein Handbuch „Volksbrauch im Kirchenjahr“, dem schon 1935 eine weitere Auflage

folgt, und 1936 seine Bekenntnisschrift „Volkskunde als gläubige Wissenschaft“. In ihnen kündigt sich der künftige Universitätslehrer ebenso an wie der sprachgewandte Meister geschliffenen Wortes und besinnlicher Nachdenklichkeit. In den Schicksalsjahren der Ersten Republik finden wir Koren wieder in Graz. Er wirkt an der Seite Gerambs am Steirischen Volkskundemuseum, beschäftigt sich aber nun vor allem mit den Realien, wozu der Aufbau der Gerätehalle des Museums äußeren Anstoß und wertvolle Möglichkeiten bot. Vor allem aus dieser Arbeit zeitigte dann die Frucht einer frühen Vorlesung und seines bedeutenden Buches über „Pflug und Axl“ (1950), die ihn schnell und auch international bekannt machten. Schon 1946 habilitierte sich Koren an der Universität Graz bei Geramb mit seiner feinen Studie über „Die Spende“ (1954), deren Untertitel „Arme Seelen — arme Leute“ schon an modernste Arbeiten der Volkskunde gemahnt. 1951 wird er zum tit. ao. Professor ernannt.

Ebenso bedeutend freilich ist Korens weiteres Wirken in der breiten steirischen Öffentlichkeit. Und wenn er mit den „Steirischen Volkstagen“ von 1936 und 1937 dem steirischen Landmann und Bergmann ihre spezifischen Festtage widmet, so setzt Koren damit bereits jene Akzente, die man später unschwer und durchaus folgerichtig in seinen großen Unternehmen für das Land Steiermark wiederfindet, im „Steirischen Gedenkjahr“ (1959), in den nachhaltigen großen Landesausstellungen (1966, 1968, 1970), in der steirischen Akademie (1965 ff.).

Dem freilich waren entscheidende äußere Wandlungen vorangegangen. Die Kriegsnot und die schweren Jahre nach dem Kriege ließen in ihm neue Kräfte und neue Ziele reifen. Koren folgt zunächst seinem Lehrer Geramb in der Leitung des Steirischen Volkskundemuseums. Er wird 1955 auch dessen Nachfolger als Ordinarius und Vorstand eines der ältesten Universitätsinstitute für Volkskunde, an dem er sein Fach durch fast 20 Jahre vertritt. Als Universitätslehrer sieht er sich zuvörderst veranlaßt, die „Grundfragen“ der Volkskunde zu klären, und so erscheint schon 1952 die Schrift „Volkskunde in der Gegenwart“, nicht nur als Pilotschrift für seine Hörer, sondern als ein tiefes Bekenntnis zu seinem Fach. Der sich schon damals abzeichnende Titel- und Theorienstreit in der Volkskunde, die Jahre unfruchtbaren und unablässigen „Schwadronierens“ anderswo (W. Brückner), werden hier und im Grunde kaum anfechtbar überwunden durch Korens ureigenste Wesensaussage, in der sich echte und wohlgegründete Zeitgemäßheit und vermittelnder Ausgleich verbinden.

Vielleicht muß man es wirklich bedauern, daß Korens späterer Weg dann „in die Politik“ geführt hat, die ihm viel Kraft und Energien abverlangen mußte. 1953 wird er Abgeordneter zum Nationalrat, fühlt sich aber dennoch der Wissenschaft und der Volksbildung wie je verbunden. Das führt ihn dann 1957 wieder völlig in die Steiermark zurück, wo er viele Jahre an der Seite von Landeshauptmann Josef Krainer das keineswegs leichte Geschäft eines Landesrates und Kulturreferenten und später auch des Landeshauptmannstellvertreters bekleidet. Ideenreichtum und ein klares konstruktives Konzept kennzeichnen ihn auch als Politiker. Stets besonders aufgeschlossen für das Gegenwärtige und Kommende und mit seinen kulturpolitischen Positionen und Perspektiven zwischen Avantgarde und Erzkonservatismus ins Kreuzfeuer der Meinungen zu geraten, das blieb ihm dabei nicht erspart. Er mußte es noch in späten Tagen und mit aller Deutlichkeit erfahren — und tragen.

Der Volkskunde ist Koren selbst in diesen härtesten Jahren der Anforderungen an ihn innerlich verbunden geblieben. Das bezeugen viele seiner Aktionen, Anregungen und Schöpfungen. Von ihnen sei hier nur die Schaffung des Österreichischen Freilichtmuseums in Stübing genannt, die letztlich doch seinem Weitblick und seiner Anregung zu verdanken ist. Und man kann es in jeder seiner vielen und oft bedeutenden Reden heute nachlesen, wie sehr Hanns Koren die Volkskunde stets als Grund und Leitstern betrachtet hat. Seine vielen Verpflich-

tungen freilich, die er später noch als Präsident des Steiermärkischen Landtages auf sich nehmen mußte, ließen ihm kaum die Muße zu Forschung oder ausgreifender Publikationstätigkeit. Immerhin vermehrte Koren auch jetzt noch seine wissenschaftlichen Arbeiten durch mehr als ein Dutzend bedeutender Beiträge. Und was er hier selbst in kleinen Aufsätzen oder in Vorträgen niedergelegt hat, zählt durchwegs zum bleibenden Erkenntnisgut und trägt unverkennbar die Züge einer in die Tiefe gehenden Gründlichkeit und einer eigenen Originalität.

Immer deutlicher brachten die Jahre der Reife Korens Kunst der Darstellung im Wort und in kleinen, freien Impressionen an den Tag, die er schon als Student pflegte. In einer stattlichen Reihe seiner großartig hinskizzierten Reden und Vorträge, Memoiren und Schilderungen läßt er vor unseren Augen seine Begegnungen und Erinnerungen sprechen. Sie zeigen Koren als Menschen wie als Gelehrten und Landespolitiker von einer anderen Seite seines ganzen Wesens und Denkens. Auch hier ist er der Meister in seinem Wort, erkennt selbst der Fernerstehende das unverwechselbare geistige Profil dieser in Wahrheit vielseitigen und doch im letzten so nachhaltig von ihrer steirischen Heimat geprägten und — bewegten — Persönlichkeit. Als solche wohl feiert man ihn in diesen Wochen mit Recht. Als solchen wissen wir Hanns Koren auch unter uns. Die Volkskunde hat ihrem Jubilar gewiß vieles zu danken. Sie schließt daran ebenso herzlich als Angebinde ihre aufrichtigen Gratulationen für ihn. Uns freilich fehlt zu solchem Anlaß der Genius seiner Worte und Reden. Aber er wird es verstehen und uns sicherlich unseren aufrichtigen Wunsch abnehmen, daß ihm der liebe Herrgott noch viele weitere und gute Jahre schenke und segne und daß es sei nach dem Wort des Lateiners:

faustum felixque!

Oskar Moser

#### Karl Haiding 70 Jahre

Im Juli dieses Jahres, am 3. 7. 1976, vollendete Karl Haiding sein siebenzigstes Lebensjahr. Aus der bekannten Wiener Schule (A. Haberlandt, R. Much, W. Koppers, A. Menghin) kommend, hat Haiding für die Volkskunde in Österreich und später namentlich des steirischen Ennsbereiches Bedeutendes und Bleibendes geleistet. Er tat dies durch Jahrzehnte als Privatgelehrter und bis zuletzt unter großen persönlichen Opfern; er ging aus von der Kinderspielforschung, gewann dann später vor allem als Erzählforscher Ruf und auch internationale Geltung. Der Volkserzählung im weitesten Sinne sind seine bekanntesten Bücher gewidmet, darunter „Österreichs Märchenschatz“ (1953), „Österreichs Sagenschatz“ (1965), „Märchen und Schwänke aus Oberösterreich“ (1969) und die Neubearbeitung von V. v. Geramb's „Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark“ (4. Aufl. 1967).

Als Lebenswerk des Jubilars freilich sind seit 1955 die Gründung und der Aufbau des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels im steirischen Ennstal hervorzuheben. Haiding hatte sich damit in umfassender Weise mit der gesamten Volkskultur dieses Raumes auseinandergesetzt und uns so auch wichtige Bereiche der Sachkultur neu erschlossen. Für den rastlosen Ernst und Eifer, mit denen er dies tat, zeugen neben Erzähl- und Brauchforschung weit über 150 Publikationen.

Karl Haiding ist Inhaber des Österreichischen Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst sowie zahlreicher anderer Auszeichnungen. Er selbst wirkt bis heute in verschiedenen internationalen Forschungsgremien, Kommissionen u. dgl. Am 21. 8. 1971 wurde er an der Universität Graz zum Honorarprofessor ernannt. Als Mitglied des Institutes für Volkskunde dieser Universität hat er sich stets auch um die Verbindung mit dem wissenschaftlichen Nachwuchs angenommen und gehört Karl Haiding zum Kreis der für die Volkskunde unablässig wirkenden und tätigen Persönlichkeiten der Steiermark. Wer um seinen Idealis-

mus, seine Tatkraft und die Opferbereitschaft weiß, mit denen er selbst sich — trotz mancher Rückschläge im Leben — der Volkskunde hingeeben hat, der wird dem Jubilar Dank und Bewunderung nicht versagen können und ihm Erfolg und Erfüllung seines Forscherlebens auch fürderhin aus einem offenen Herzen wünschen.

Oskar Moser

#### Hohe Auszeichnung

##### Univ.-Prof. Dr. Ernst Burgstaller — Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst

Dem ehemaligen Leiter des Instituts für Landeskunde der Oberösterreichischen Landesregierung, wirkl. Hofrat tit. a. o. Univ.-Prof. Dr. phil. Ernst Burgstaller, wurde vom Herrn Bundespräsidenten für seine Verdienste in der Erwachsenenbildung und für seine jahrzehntelange Forschungs- und Lehrtätigkeit insbesondere auf dem Gebiet der Volkskunde das Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse verliehen. Dekret und Insignie der hohen Auszeichnung wurden Professor Burgstaller im Rahmen einer kleinen Feier im Landeskulturzentrum Ursulinenhof in Linz vom Leiter der Abteilung Erwachsenenbildung des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst, Ministerialrat Dr. Hans Altenhuber, überreicht.

## Literatur der Volkskunde

**Gerda Grober-Glück, Motive und Motivationen in Redensarten und Meinungen. Aberglaube, Volks-Charakterologie, Umgangsformen, Berufspott in Verbreitung und Lebensformen.** 2 Bände (Text- und Tafelband) (= Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge, Beiheft 3). Marburg 1974, N. G. Elwert Verlag. 561 Seiten mit zahlreichen Kartenskizzen im Text; Kartenband mit 49 Faltkarten. DM 270,—.

Als 1933 die Leitung des Atlas der deutschen Volkskunde wechselte, brachten Adolf Spamer und Eduard Wildhagen Vorschläge für den V. Fragebogen, der dann auch ausgearbeitet und verschickt wurde. Bei den Mitarbeitern des Atlas und auch an den Landesstellen war dieser V. Fragebogen sehr umstritten. Er enthält Fragen, wie sie Adolf Spamer in seiner Bezogenheit auf das tatsächliche Leben des volksmäßigen Menschen in der Gegenwart wichtig erschienen, wie sie aber sowohl den stärker ethnographisch wie den eher kulturgeschichtlich eingestellten Bearbeitern und Kritikern banal, ja überflüssig erschienen. Fragen wie: Was sagt man, wenn sich die Katze putzt? hielt man weitgehend für unnötig. Daß sich aus der großräumlichen Beantwortung zumindest kulturgeographische Schlüsse würden ziehen lassen, schien des doch sehr großen Aufwandes nicht wert.

Der Fragebogen ist ausgeschickt und vielfach auch beantwortet worden. Die Bogen sind 40 Jahre lang liegen geblieben. Es hat der ganze Mut, die ganze Tatkraft von Gerda Grober-Glück dazugehört, daß sie dieses Material von alltäglichen Redensarten mit der Zeit aufarbeitete, sicherlich zum Teil doch ab und zu von der internationalen Sprichwort- und Redensartenforschung ermutigt, so ungefähr von Archer Taylor im Westen bis zu Matti Kuusi im Osten, die so manche hier vorliegende Komplexe zum Teil in eigenen Monographien bearbeitet haben. In der Gegenwart hat man für die damals gestellten Fragen zweifellos wieder mehr Verständnis und wird es daher dankbar begrüßen, daß das Material nunmehr einheitlich durchgearbeitet und auch sogleich in Kartenform dargestellt wurde.

Gerda Grober-Glück macht zunächst mit dem Besonderen dieses Materials wie mit ihrer Methode der Darstellung vertraut. Es ist die statistische Methode, deren praktische Durchführung die vorliegenden Karten ergeben hat. Dann folgt die Darstellung des Materials, das in voller Breite dargeboten wird. Zunächst die Abwehrhandlungen gegen das Verschreien, dann der Zahlenaberglaube, also Dinge, um die sich die Volksglaubenforschung wohl immer schon gekümmert hat. Die volkscharakterologischen Fragen, die nun folgen, sind bei weitem weniger behandelt worden: Was sagt man zu Menschen mit zusammengewachsenen Augenbrauen, zu Blond- oder zu Schwarzhaarigen, zu Rothaarigen — da häufen sich auch die literarischen Belege —, was zu Kraushaarigen, was zu Linkshändern? (Daß man diese heute gern zu einer „unterprivilegierten Minderheit“ stempeln möchte, ist hier noch nicht berücksichtigt.) Dann folgen die sprachlich kuriosen Vergleiche, etwa „frech wie Oskar“ oder „dumm wie Bohnenstroh“. Fast unglaublicherweise lassen sich auch daraus Ergebnisse gewinnen, wenn auch manchmal nur in der Hinsicht, daß man die Ausstrahlungen von

bestimmten Zentren, also beispielsweise von Berlin, daraus ablesen kann. Für Wien glaubt übrigens Gerda Grober-Glück eine solche Ausstrahlung nicht erkennen zu können: S. 556, „Wien tritt mit eigenem Umkreis so gut wie gar nicht hervor.“

Bis hierher mag manches bekannt, manches doch fast unwesentlich sein. Bei den „Deutungen alltäglichen Geschehens“ wird man die Ergebnisse mit anderen Maßstäben prüfen. Handelt es sich doch um so bezeichnende Dinge wie: Was sagt man, wenn man einander die Hände übers Kreuz gibt? Oder was meint man bei Ohrenklängen, bei Nasenjucken, beim Stolpern? Liegt da nun der Musikant oder auch der Jude, der Schatz, der Schimmel begraben, und warum ist das in verschiedenen Landschaften ganz verschieden? Auf Karte 25 ist zu sehen, daß „Musikant begraben“ in ganz Ostösterreich sehr dicht verbreitet ist wie sonst fast nirgends. Ob da nicht eine Ausstrahlung von Wien, wo die Redensart eine Selbstverständlichkeit war und ist, vorliegen sollte? Die von der Verfasserin hier Bd. I, S. 234, vorgebrachte Erläuterung: „(Hier liegt ein Jude begraben); diese Form erreicht im modernen Rhein/Main-Gebiet, wo viele Redensarten über Juden Fuß gefaßt haben, ihre höchste Verbreitungsdichte, während der ‚begrabene Musikant‘ im wenig fortschrittlichen Gebirgsland Österreichs eine Dichte von 90 Prozent erreicht“ kommt mir doch etwas zweifelhaft vor. Es wäre also offenbar ein Fortschritt gewesen, wenn man in unserem „wenig fortschrittlichen Gebirgsland“ auch „da liegt ein Jude begraben“ gesagt hätte? Und die Dichte der Redensart mit dem Musikanten hätte etwa mit unserer geringen Fortschrittlichkeit, nicht aber — was doch auch vorstellbar wäre — mit unserer Musikalität zu tun?

Solche hier nur kurz herausgegriffene Fälle zeigen, daß das ungeheure Material sich offenbar nur sehr schwer methodisch auswerten läßt. Es ist ungewöhnlich verdienstlich, daß die Materialien gesammelt und ausgebreitet wurden. Die „plötzliche Gesprächsstille“ ergibt beispielsweise für „ein Engel geht durchs Zimmer“ und für alle anderen üblichen Redensarten sehr viel. Wenn auf der Karte 27 in und um Wien völlige Leere herrscht, ist das für den landschaftlichen Kenner doch kurios: So sagt man hier wirklich, und die Redensart ist tatsächlich bekannt, wogegen „ein Leutnant bezahlt seine Schulden“ eben gänzlich unbekannt ist. Ich bin mir also nicht ganz sicher, ob die Karten, die selbstverständlich vereinfachen und verallgemeinern müssen, in solchen Fällen schon ohne weiteres benützt werden können. In anderen Fällen sind sie gewiß zuverlässiger, etwa bei Karte 32, auf der zu sehen ist, wo überall man behauptet, daß man eine böse Schwiegermutter bekomme, wenn man an der Tischecke sitzt. Die Belege in der Umgebung von Wien sind dünn gehalten, obwohl die Redensart allgemein bekannt ist. Die dichte Bezeugung von „man wird nicht heiraten“ auf Karte 33 dagegen fällt auf: Die Meinung ist hier durchaus nicht allgemein geläufig.

Solche kritische Einzelhinweise scheinen dem gewaltigen Werk gegenüber sicherlich unangemessen und undankbar. Es ist hier doch soviel geboten, daß man zunächst anerkennen muß, wieviel wirklich aufgearbeitet werden konnte. Davon steckt sehr viel in dem Schlußkapitel „Auswertung des Materials“, in dem zunächst die Grundfragen der Motivik dieser Redensarten erörtert werden, dann die „Lebensformen der Motive und Motivsysteme“, worunter Eigenständigkeit, Motivhaushalt, Motivaustausch usw. zu verstehen ist. Dann interessiert besonders das „Verhalten der Motive im Raum“, also die Auswertung der Karten durch die Darstellung der Verbreitungsformen der Motive, der Motivschichten, wobei der Vergleich mit Sprachschichten naheliegt und gezogen wird. Daraus ergeben sich nun „Motivlandschaften“, von denen einige sehr deutlich zutage treten wie „Deutschland nördlich der Donau“ oder „Deutschland östlich der Weser“. Mit dem Abschnitt „Städte als Strahlungszentren“ wird ein immer wich-

tiger erscheinendes Kapitel angeschnitten. Von hier geht der Blick auf die „Humorlandschaften“, deren Karten 45—47 man wohl besonders nachdenklich betrachten wird. Man könnte dieses Gebiet anhand anderen Materials wohl auch anders durcharbeiten und dann erneut kartographisch darzustellen versuchen.

Der Atlas der deutschen Volkskunde ist mit diesem bedeutenden Werk einem Teilgebiet des Faches Volkskunde nähergerückt, das etwa durch das mächtige Redensarten-Werk von Lutz Röhrich und Gerda Meinel in der letzten Zeit stärker als bisher in den Vordergrund geschoben wurde. Man wird manche Ergebnisse der Forschung also nunmehr auf zwei Linien zu erreichen versuchen. Die Möglichkeiten für die zweite, die kartographische Linie, hat Gerda Grober-Glück mit ihrem großen Werk geschaffen. Dazu muß man herzlich Glück wünschen, denn so konzentrierte Arbeit wird doch nicht alle Tage, nicht einmal alle Jahre einmal geleistet, und wir haben alle den Gewinn davon, daß ihre Ergebnisse nunmehr auch schön veröffentlicht vorliegen. Leopold Schmidt

**Betty J. Bäuml und Franz H. Bäuml, A Dictionary of Gestures.** Metuchen, New Jersey 1975. 284 Seiten, einige Abb. S 11,—.

Es gibt Gebiete, die lange Zeit wenig beachtet bleiben, und dann wieder gleich mehrfach bearbeitet werden. Das interessante aber schwierige Gebiet der Gebärden, Gesten und Haltungen, das ein eminent volkskundliches Gebiet ist, aber auch die Sprachforschung wie die Kunstwissenschaft beträchtlich interessieren muß, gehört hierher. War vor kurzem auf das Buch von Robert L. Saitz, Edward J. Cervenka und Melanie Pekarsky, *Handbook of Gestures: Colombia and the United States* (Mouton 1972) aufmerksam zu machen, so handelt es sich jetzt wieder um ein in den Vereinigten Staaten erschienenes Buch, und wieder tragen die Verfasser deutsche Namen.

Sie haben sich zum Ziel gesetzt, aus allen zur Verfügung stehenden Quellen ein Wörterbuch der Gebärden zu erstellen und sind dabei weitgehend auf jene Gesten-Somatologie gekommen, die ich einstmals, 1953, vorgeschlagen habe. Die Bäumls kennen übrigens auch diese Arbeit, wie ihre sehr ausführliche Bibliographie erweist. Ihre direkten Anregungen haben sie offenbar von Archer Taylor empfangen. Mitteilungen sind ihnen von dem zu früh dahingegangenen Herbert Fischer in Graz wie von Wayland D. Hand und manchen anderen zugekommen.

Sie haben daraus ein sehr brauchbares Wörterbuch gemacht, das Körper, Finger, Knie oder was es sonst sein mag in den jeweiligen Verbindungen heranzieht. Also beispielsweise das Manesse-Bild Walthers von der Vogelweide (S. 40) nach Kinn, Hand und Knie. Man kann bei den einzelnen Artikeln dann die Verbindungen feststellen, die etwa die Haltung „Pensiveness“ ergibt. Wenn man sich jeweils in die englische Terminologie einliest, gewinnt man gewiß Aufschlüsse der verschiedensten Art. Die Verfasser haben sich übrigens, wie schon das Walther-Beispiel zeigt, bemüht, Zeugnisse der bildenden Kunst heranzuziehen. Eine Liste (S. XXXIV f.) gibt darüber Aufschluß, was sie von Barcelona bis Venedig daraufhin durchgesehen haben. Nach Wien hat sie ihr Weg offenbar nicht geführt, und ins Institut für mittelalterliche Realienkunde nach Krems auch nicht, wo man ihnen vielleicht hätte zeigen können, wie man so etwas heute methodisch macht. Daß die Interpretation mittelalterlicher Bilder schwierig ist — wie jeder Fachmann weiß —, ergibt sich sogleich bei einer Stichprobe. Auf S. 102 wird als Abb. 6 eine Verspottung Christi (Miniatur in der Pierpont Morgan Library, New York) aus dem Stundenbuch der Katharina von Cleve gezeigt. Vorn links kniet ein Knecht und verspottet durch Fingergebärden den sitzenden Heiland. Die Autoren glauben zu sehen, daß er mit den Fingern der linken Hand die Nase hochzieht, eben als Spottgebärde. Aber dem ist nicht so, der Maler hat nur die Gebärde so schräg im Bild nicht deutlich darstellen können:

Der Mann hat den rechten Zeigefinger rechts am Mund, den linken Zeigefinger von oben her links am Mund, nicht an der Nase, und ist also in Wirklichkeit ein „Maulbreitzieher“, wie wir ihn von vielen anderen Spottgebärdebildern gut kennen. Die Nasenspottgebärde, die von den Bäumls angenommen wird, gibt es dagegen in gleichzeitigen Zeugnissen nicht.

Tut nichts, solche Arbeiten sind schließlich unter anderem dazu da, um ein derartiges umfangreiches Gebiet wie es eben das der Gebärde ist, einmal weiter aufzuarbeiten. In diesem Sinn wird das Buch sicherlich seine Dienste tun.

Leopold Schmidt

**Ethnologische Nahrungsforschung.** Ethnological Food Research. Vorträge des zweiten Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung (= Kansatieteellinen Arkisto, Bd. 26). Helsinki 1975. 340 Seiten mit Abb.

**Ulrich Tolksdorf, Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen,** 1. Teil (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 13). Marburg 1975, N. G. Elwert Verlag. 447 Seiten mit 41 Karten. DM 28,—.

Die Speisenvolkskunde und ihre Ausläufer in Ethnologie und Soziologie haben in den letzten Jahren eine bedeutende Förderung erfahren. Die großen Veröffentlichungen von Günter Wiegelmann und Hans Teuteberg sind daraus entstanden und haben auf viele jüngere Nachfolger eingewirkt. Die internationalen Symposien, die dafür veranstaltet wurden, haben zur Förderung beigetragen. Anni G amerith hat in unserer Zeitschrift darüber berichtet und man darf sagen, daß auch aus ihren Berichten hervorgegangen ist, in welchem Ausmaß diese Forschung weiterwächst und wie Österreich gerade durch ihre eigenste Forschung daran beteiligt ist.

Das Symposium in Helsinki, geleitet von Niilo Valonen, hat nun schon seinen literarischen Niederschlag gefunden. Der stattliche Band bringt alle Referate, von denen hier nur einige aufgezählt werden sollen. Jay Allan Anderson und Margaret Louise Arnott berichten über die Festspeisen am amerikanischen Thanksgiving Day. Nils-Arvid Bringéus, bedeutender Anreger auch der Speisenvolkskunde, beschäftigt sich mit dem Zusammenhang von Essen und Volksglauben in Verbindung mit der Herstellung von Blutwürsten. Anni G amerith hat ihren Vortrag „Arten und Wandel (der Breinahrung) am Beispiel des Landes Steiermark mit weiteren Bezügen“ vorgelegt. Die ungarische Spezialistin Eszter Kisban berichtet über „Tagesmahlzeiten im Wandel am Beispiel Ungarns“. Ein bemerkenswerter Beitrag zur Gegenwartsvolkskunde kommt von Konrad Köstlin über „Die Revitalisierung regionaler Kost“, ein Phänomen, das man vermutlich nicht wird überbewerten dürfen. Mit den Vorspeisen im baltischen Bereich beschäftigt sich Gustav Ränk in dem lebenswürdigen Beitrag „Ein kleines Vorspiel zum Festmahl“. Zum Beitrag Köstlins bietet Erszebet Sergö in gewisser Hinsicht ein Gegenstück mit „Ungarische Hirtenspeisen im Gaststättenwesen“. Einem nicht ganz unbekanntem Thema widmet Hans J. Teuteberg seine Studie „Zur sozialgeschichtlichen Bedeutung der Kartoffeln und ihrer Eingliederung in die deutsche Volkskost“. Das leitet zu den Überlegungen von Ulrich Tolksdorf „Ernährung und soziale Situation“ über, die freilich so sehr auf dem Strukturalismus eines Levi-Strauss aufbauen, daß man an ihrer Gültigkeit einigermaßen zweifeln wird. Günter Wiegelmann steuert schließlich „Ideen zu einer kartographischen Erfassung europäischer Kostunterschiede“ bei. Die beigegebenen Karten entstammen der Arbeit von Erika und Heinrich Schmitt enner, Speise und Trank in Europa (Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Deutschen Instituts für Länderkunde, N. F., Bd. 17/18, Leipzig 1960, S. 109 ff.), und werden von Wiegelmann methodisch kritisch betrachtet.

Auf die zahlreichen wichtigen Arbeiten aus dem Norden (Alexander Fenton, Andreas Ropeid, S. M. Tibbott) und Osten (Maria Dembinska, Pirkko Kvoalain, Grith Lerche, Wassil Marinow, Vacys Milius, Matti Räsänen, Kerttu Suuronen, Zofia Szromba-Rysowa, Ofelia Vaduva, Niilo Valonen, Romulus Vulcanescu) kann hier nicht eingegangen werden. Man ist dafür dankbar, daß sie hier zugänglich gemacht wurden.

Ulrich Tolksdorf, der sich auf dem Symposion von Helsinki so stark theoretisch äußerte, hat inzwischen den ersten Teil seines Werkes, „Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen“, herausgebracht und damit zweifellos eine gediegene Monographie vorgelegt. Er berichtet über die bisherige nicht sehr umfangreiche Forschung und gibt an, nach welchen Richtungen seine Materialerhebungen und Auswertungen zielen. Dann versucht er die „sozio-ökonomische Situation“ im 19. und 20. Jahrhundert zu charakterisieren, was zweifellos für seine Landschaften besonders wichtig erscheint. Dann setzt der 1. Hauptteil „Sammelnahrung“ ein, womit wir uns also wieder auf einem der guten alten Buschan-Haberlandt-Felder befinden. Zunächst wird das Sammeln von Wildgräsern, Wildgemüse, Beeren und Früchten sowie Pilzen geschildert, dann folgt der Hinweis auf die Sammler und eventuellen Konsumenten, ferner ein Versuch, zu klären, in welchem Sinn diese Dinge eigentlich gegessen werden; Tolksdorf spricht da von einer „Stellung im kulturellen Wertsystem“. Schließlich folgt die „Kulturelle Technik“, worunter man sich die Zubereitung vorzustellen hat. Das Kochen oder Roh-Verzehren spielen sich nach Tolksdorfs Ausführungen in einer „sozialen Zeit“ und einem „sozialen Raum“ ab. Man merkt, daß bei ihm viel Theorie, viel Nomenklatur und vor allem viel überflüssiges Fremdwörterwesen eine recht bedeutende Rolle spielen. Der nächste Hauptabschnitt ist der Getreidenahrung gewidmet. Hier wird zunächst über Anbau und Verbreitung der einzelnen Sorten, vom Weizen bis zum Reis, berichtet, dann folgt ein knapper Exkurs über „Mörser, Stampfen und Handmühlen“. Und dann kommt breit ausgeführt die „Zubereitung und Stellung im Speisen- und Mahlzeitensystem“. Von den Suppen bis zum Brot und den Kuchen ist es ein langer Weg, aber man wird die Einzelausführung über Breie, Brennsuppen, Mehlklümpchen, Klöße, Fladengebäcke, Waffeln usw. mit Interesse zur Kenntnis nehmen. Den Abschluß dieses Teiles bilden die Ausführungen über die Festspeisen von Silvester bis wiederum zu Weihnachten.

Eine reiche, auf einem gediegenen Fundament nicht nur der Literaturkenntnis aufgebaute Arbeit, mit der man sich allenthalben auseinandersetzen sollte. Manches darin liest sich zu theoretisch, zu fremdwortbelastet, zu sozialtheorieverliebt. Aber die Sammlung ist gut, die Aufarbeitung erscheint gediegen. Man kann den zweiten Teil also mit Interesse erwarten.

Leopold Schmidt

#### **Das Sühnekreuz von Trausdorf an der Wulka, Burgenland.**

Schmid, Hanns: Ein petrologischer Beitrag zur Herkunft des Sühnekreuzes.

Kaus, Karl: Der archäologische Befund.

Meyer, Wolfgang: Dokumentarischer Bericht.

Ratz, Alfred: Forschungen über Sühnekreuze, zur mittelalterlichen Geschichte von Trausdorf und über Leitnamen der Gutkeled.

(= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 57, Kulturwissenschaften. Eisenstadt, Burgenländisches Landesmuseum, 1975. S. 64—194, Abb. auf Tafeln, Karten, eine Faltkarte.)

Schon bei der ersten Durchsicht des vorliegenden Heftes erscheint es als gutes Omen, daß Leopold Schmidt in seinem Artikel „Beiträge zur Volkskunde des Burgenlandes in den Jahren 1955 bis 1971“ die Aufnahme der „noch

stehenden alten Steinkreuze" anregt (S. 49). Hat er doch durch Gründung und Förderung der Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung im Verein für Volkskunde einem legitim der Volkskunde angehörenden Forschungszweig neue Impulse und Arbeitsmöglichkeiten gegeben. Spricht darum der Rezensent wirklich nur pro domo, wenn er bereits angesichts der Autorenliste die Frage stellt: Und wo ist der Volkskundler? Ihre Beantwortung wird sich am Ende der Besprechung von selber ergeben. Diese Autorenliste hat es überhaupt in sich: schien sie ja die Erfüllung einer von mir immer wieder gestellten Forderung nach der interdisziplinären Zusammenarbeit (die heutzutage sich erschreckend vermehrenden Angliomanen würden diese als „Teamwork“ bezeichnen) in unserem speziellen Bereich zu sein.

Eine zweite Frage, die für mich persönlich eine Gewissensfrage ist, erhebt sich gleich zu Beginn und verstärkt sich im Laufe der Lektüre zu einem schmerzhaften Bohren: Darf oder muß der philologisch, näherhin humanistisch gebildete Wissenschaftler das ehrlich erworbene Kapital seines Wissens angesichts der in unseren Tagen grassierenden Sprachverwilderung reaktionslos à fonds perdu schreiben? Das heißt in concreto: Hat er bei der Auseinandersetzung mit einer wissenschaftlichen Arbeit Scheuklappen anzulegen und lediglich den Inhalt zu konsumieren, ohne auf dessen sprachliche Form eingehen zu dürfen? Dieses Dilemma fängt schon beim Titel an; warum müssen wir den deutschen Import des Schrägstriches bei Ortsangaben sklavisch übernehmen, anstatt die sprachlich schönere und hierzulande bisher übliche Schreibung beizubehalten: Trausdorf an der Wulka (im Kopf meiner Rezension habe ich die Änderung willkürlich vorgenommen, um nicht die Schreibmaschine mit dem Verzweiflungsruf „Non possumus“ schließen zu müssen); Schützen am Gebirge usw.

Ob die Amts-Unsprache an solchen Untaten Anteil hat, ist irrelevant; Sprache wird (noch) nicht von Amtswegen geformt.

Die mißbräuchliche Anwendung von „nachdem“ zur Schilderung eines Kausalnexes mag in gewissen Schichten der Umgangssprache zu pardonieren sein, in einem wissenschaftlichen Artikel keinesfalls (S. 105 und 112 gleich gehäuft); das gleiche gilt für den sehr modischen Abusus von „während“ in adversativem Sinn, w o g e g e n es ja nur die Gleichzeitigkeit zweier oder mehrerer Vorgänge oder Handlungen ausdrückt. Die Schreibung „Ethymologien“ (S. 151) wollen wir demgegenüber nur dem Druckfehlerteufel anlasten.

Nachdem (hier ist es angebracht) ich mich nunmehr einigermaßen meines oben angedeuteten Dilemmas entledigt habe, fällt es mir bedeutend leichter, in medias res zu gehen.

Den petrologischen Beitrag von Hanns Schmid muß ich mangels einschlägiger Kenntnisse unbesehen zur Kenntnis nehmen, allerdings nicht ohne für diese Frucht interdisziplinärer Kooperation dankbar zu sein. Als Wunschtraum ergibt sich daraus das Fernziel, einmal, „in illo tempore“, alle steinernen Flurdenkmäler so auf ihre materielle Provenienz hin geprüft und untersucht zu sehen...

Der archäologische Befund (Karl Kaus) zusammen mit dem dokumentarischen Bericht (Wolfgang Meyer) unterstützen mein so oft aufgestelltes Postulat, nach allfälligen Standortveränderungen zu fragen und zu forschen. Die hier angewendete Akribie kann nur als höchst verdienstlich gewertet werden. Wichtig ist die schon relativ früh festgestellte Vertragung infolge von Kommasierungen; andererseits muß betont werden, daß für ein wirkliches Sühnekreuz der Tatort bestimmend war, nicht eine eventuell vorhandene Parzellengrenze. Die beigegebenen Photos sind leider nicht optimal; durch einen kleinen Trick, wie einen künstlichen Hintergrund oder auch Retusche der Konturen, wäre wohl manches Detail besser zur Geltung gekommen.

Die Arbeit von Alfred Ratz nimmt nicht nur im Titel den meisten Raum ein, da dem verdienstvollen Verfasser offensichtlich sein genealogisch-

historisches Temperament durchgegangen sein dürfte; reduziert man Text und Anmerkungen unter dem Aspekt des eigentlichen Themas — was sich lohnt —, erhält man eine schätzenswerte Bereicherung der Steinkreuz-Literatur. Freilich leidet unter dem eben diagnostizierten etwas einseitigen Temperamentsausbruch unter anderem die große Faltkarte, auf welcher die Signaturen der schlichten Steinkreuze, die doch eher hervortreten sollten, gegenüber den farblich und größenmäßig bevorzugten Produkten von Genealogie und Heraldik stark abfallen.

Hat der interessierte Leser nach all dem die oben vorgeschlagene Beschränkung aufs Wesentliche durchgeführt, findet er eine Menge beherzigenswerter Erkenntnisse und Formulierungen. Die Erwägung über eventuelle sekundäre Verwendung des Steinkreuzes als Grenzstein fällt ebenso in diese Kategorie wie der Hinweis auf das Markieren alter Verbindungswege und Straßen durch diverse Flurdenkmale (S. 132). Die Zahl XIII ist auch in diesem Zusammenhang keine Unglückszahl, denn sie kennzeichnet die für uns so wichtige Rückkehr des Autors zum übergeordneten Thema mit Erörterungen über Datierung und Epigraphik des Trausdorfer Steinkreuzes, wie es richtig heißen müßte (nicht „Kreuzstein“; so im Artikel auf S. 133). Richtig ist auch die Bemerkung, die freilich dem volkskundlich Geschulten nichts Neues bringt, daß nämlich die Zuordnung durch kunsthistorische Stilmerkmale wie „gotisch“ oder „romanisch“ unter Bezugnahme auf die Steinkreuze wenig zu sagen hat (S. 134).

Hat man nunmehr die Rezension einer wichtigen und verdienstvollen Publikation abzuschließen, griffe man gerne (als Volkskundler doppelt gern) nach einem Sprichwort und setze den Schlußpunkt mit „Ende gut, alles gut“. Aber der fachliche G'wissenswurm nagt und bohrt, bis man die eingangs mehr spontan gestellte Frage wiederholt: Und wo ist der Volkskundler? Jetzt allerdings ist sie das fundierte Produkt einer gewissenhaft durchgeführten Kritik und als solche erneut zu stellen. Denn dem Volkskundler hätte die Zusammenfassung, wohl auch die (undankbare) Arbeit einer Redaktion und Reduktion auf das Wesentliche gebührt.

Emil Schneeweis

**Hans Mairhofer-Irrsee, Der Riese von Lengau. Lebensgeschichte vom 2,58 m großen Franz Winkelmeier, dem größten Menschen der Welt. Salzburg 1976, Verlag Alfred Winter. 84 Seiten mit zahlreichen Photographien von Oskar Anrather.**

Der bekannte Irrseer Holzbildhauer und Sammler Hans Mairhofer ist den Spuren des bedauernswerten „Riesen von Lengau“ nachgegangen. Der arme Mann hat infolge seines merkwürdigen Längenwachstums kein schönes Leben gehabt und seine Angehörigen und Nachbarn haben noch lange von ihm erzählt, als er 1887 in seiner Heimat starb. Mairhofer hat die großen und kleinen Andenken an diesen bauerlichen Menschen sorgfältig gesammelt. Die Bilder bezeugen Haus, Tracht, Gerät aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr eindringlich, aber auch die Bildnisse, den Partezettel, das Grab schließlich in Lengau.

Eigentlich ein menschliches und natürlich auch ein kulturgeschichtliches Denkmal, dieses schmale Gedenkbuch über den unglücklichen bauerlichen Riesen aus Oberösterreich.

Leopold Schmidt

**Unvergängliches Kärnten. Beiträge zur Heimatkunde Kärntens (Sonderdruck aus „Die Kärntner Landsmannschaft“, Festnummer Oktober 1976). Großoktav, 192 Seiten mit zahlreichen Abb. Klagenfurt 1976, Kärntner Landsmannschaft.**

Der schöne Festband ist aus Anlaß der Tausendjahrfeier des Landes Kärnten entstanden. Er steht dementsprechend unter historischem Vorzeichen, beginnt auch mit den „Wichtigsten Daten zur Kärntner Geschichte“, zusammengestellt

von Friedrich W. Leitner, ist aber dank der Unterstützung der Schriftleitung durch Franz Koschier weitgehend der Volkskunde gewidmet. Es finden sich darin manche Beiträge, die in ähnlicher Form schon bekannt sind, aber auch manche neue Untersuchungen, die den Band als besonders wichtig erscheinen lassen. Schon die Hinweise von Alfred Ogris, „Zur Herkunft der Kärntner Bürger“, sind auch in diesem Zusammenhang wichtig. Der religiösen Volkskunde dient der Beitrag von Alois Maier, „Auch das ist Kärnten“, eine knappe Übersicht der Kirchengeschichte des Landes. Eine ausführliche Spezialuntersuchung hat Gerhard Baumann als „Ikonographische Betrachtungen zum ‚Heiligen Haupt‘ zu Klagenfurt“ gewidmet. Die mit viel Vergleichsliteratur gearbeitete Untersuchung betont vielleicht etwas zu wenig, was dieses Klagenfurter Gnadensbild mit der dorndurchstochenen Zunge Christi wohl noch besonders aussagen wollte: die Warnung vor der „Zungensünde“, was weit über den Ursprung der Darstellung aus einem „geheimen Leiden“ hinausgehen dürfte. Ein anderes Kapitel wird mit „Lobissers Holzschnitten zur Buch-Illustration“ von Richard Milesi angeschnitten, wieder ein anderes mit dem „Humor in der Kärntner Mundartdichtung“ von Ida Weiß. Die ernsthaftige Mundartforschung wird durch Maria Hornung mit dem „Altertümlichen Wortgut in den Mundarten von Oberkärnten“ vertreten. Zu ihren „Wörtern“ sind in guten Zeichnungen hier auch „Sachen, nämlich Fuhrwerk und Gerät“ gestellt. Diesem Gebiet ist dann die umfangreiche Studie von Oskar Moser, „Die bäuerlichen Sachgüter im Aufbau der Kärntner Volkskultur“, gewidmet. Die vorzüglichen Aufnahmen Mosers sind eine schöne Bereicherung des Textes. Literaturangaben hätten wohl den Umfang sprengt; aber der nicht zur Redaktion verpflichtete Leser vermißt sie halt doch. Eine Ergänzung dieses Gebietes bietet Karl Eisner mit den „Mühlen im Liesertal“.

Die nächste Gruppe von Abhandlungen gehört der musischen Volkskultur an. Franz Koschier behandelt mit reichem Bildmaterial den „Hüttenberger Reiftanz“. Ise Koschier, die über die Kärntner Krippen dissertiert hat, stellt die „Profanen Figuren einer Gmündner Hauskrippe“ mit der netten Musikantengruppe (Querflöte, zwei Schalmeien, ein Bassettl, zwei Geigen) vor. Dann führt Johann Viertler „Die Zinke — eine geheime Bilderschrift“ als Angehöriger der Exekutive in Kärnten vor, die ja diese Gaunerzinken zu lesen verstehen muß. Franz Koschier wieder gibt eine Übersicht über „Die Kärntner Männertrachten“, teilweise geordnet und bebildert. Die Weiterführung des volkstümlichen Singens in den bürgerlichen Gesangsgruppen stellt Günther Mittergradnegger in „Kärnten und seine Lehrerquintette“ dar. Rudolf Maier und Gerfried H. Leute behandeln „Die Pflanze im Kärntner Jahres- und Lebensbrauchtum“ mit einer guten botanisch angeordneten Liste. Mit der „Fischerei an den Kärntner Seen“ von Hans Sampl und der „Kärntner Landschaft und ihrem Klima“ schließt Ferdinand Tschada den reichhaltigen Band. Beinahe hätte man, wenn es sich nicht um eine Festschrift gehandelt hätte, noch um ein Register gebeten, denn der disparate, aber reiche und wertvolle Stoff könnte durchaus durch einen solchen Behelf aufgeschlossen sein.

Leopold Schmidt

Peter Assion, *Altdeutsche Fachliteratur* (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 13). Berlin 1973. Erich Schmidt Verlag. 235 Seiten.

Die Erforschung der altdeutschen Fachliteratur, erstmals von Gerhard Eis initiiert und einfallreich fortgesetzt, wird auch von seinen Schülern konsequent fortbetrieben. Schon Eis war der Volkskunde verbunden und bei Assion ist dies vielleicht noch stärker der Fall. Daher ist der vorliegende Band, der zum ersten Mal das bemerkenswerte, aber einer größeren Allgemeinheit doch recht unbekanntes Gebiet zusammenfassend darstellt, für das Fach

Volkskunde wichtig. Es ist immer wieder erstaunlich, über wieviele Gebiete es eigentlich mittelalterliche Fachliteratur gegeben hat und aus welchen Quellen, vor allem lateinischen, sie sich gespeist hat. Die „freien“ und die „unfreien“ Künste haben jeweils ihre eigene Literatur gehabt, wobei unter den „unfreien“ Gebiete wie Handwerk, Kriegswesen, Seefahrt, Handel, Landbau, Haushalt, Jagd, Heilkunde und „Hofkunst“ inbegriffen sind. Daß Gebiete wie Landbau, Tierhaltung, Jagd, aber auch Heilkunde für die Volkskunde wichtig sind, ist selbstverständlich. Besonders spürbar ist aber die Bereicherung doch wohl auf den Gebieten der „verbotenen Künste“, wozu Mantik und Magie einerseits und Gaunertum und Betrug andererseits gezählt werden. Man wird wohl künftighin bei jeder Arbeit auf dem Gebiet des „Volks Glaubens“ zunächst nachschauen müssen, was an „Mantik und Magie“ sich schon in dieser so versteckten Literatur gefunden hat.

Das Gebiet ist durch eine sehr ausführliche Bibliographie erläutert, für die man besonders dankbar sein wird. Aber auch die Register ergeben selbstverständlich die notwendigen Aufschlüsse zumindest über die Personen der alten wie der neuen Zeit. Im ganzen also ein in seiner Art notwendiges und nützlich Buch.

Leopold Schmidt

**Alfred Cammann, Märchenwelt des Preußenlandes (= Heimat und Volkstum, Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde, 1973. Schloß Bleckede an der Elbe 1973, Otto Meissners Verlag. 604 Seiten, zahlreiche Abb. auf Tafeln.**

Alfred Cammann vom Verein für niedersächsisches Volkstum in Bremen ist in den letzten Jahren durch eine Reihe bedeutender Sammlungen von Volkserzählungen bekannt geworden. Immer geht es ihm um die Aufsammlung von Märchen, Sagen und Schwänken bei den Menschen, die ihre alte Heimat im deutschen Osten verloren haben, die sich aber allmählich in ihren heutigen Wohnorten in Westdeutschland wieder haben finden lassen. Auf diese Weise ist Cammanns wichtiger Band „Westpreußische Märchen“ (= Supplement-Band zur Fabula, A 3, Berlin 1961) entstanden, auf ähnliche Weise hat er sein Buch „Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien“ (Göttingen 1967) erarbeitet.

Hier liegt nun der sehr stattliche Band mit den Volkserzählungen aus Ost- und Westpreußen vor, die er nach dem Zweiten Weltkrieg von Gewährsleuten in Westdeutschland erfahren konnte. Cammann hat ein sehr enges Verhältnis zu seinen Gewährsleuten, von seinen Schülern bis zu deren Großmüttern, und schildert auch gern, wie er jeweils an diese herankam und wie selbst die Schüler mit dem Tonband auf die Jagd nach den Märchen ihrer Großmütter ausgeschied wurden. Auf diese Weise sind so manche Erzählungen auch in Mundart festgehalten worden und die Photographien der Gewährsleute ließen sich dadurch auch beibringen.

Die Erzählungen sind in den vier Gruppen: Märchen, Legenden, Schwänke, Sagen jeweils nach den Gewährsleuten angeordnet, vermutlich um deren Erzählstil geschlossen vorzuführen. Die Märchen hat Kurt Ranke ganz knapp auf nur einer halben Seite in einem „Typen-Verzeichnis“ erläutert. Die Sagen, für die man immerhin die ostpreußische Sagenliteratur ausführlicher heranziehen hätte können, sind ganz unkommentiert geblieben. Auch zu den Schwänken wären Erläuterungen wohl nicht schwer gefallen, aber vielleicht soll der ganze Band einmal durchkommentiert werden. Man kann es selbstverständlich verstehen, daß Cammann hier eine Art Hausbuch für seine Erzähler und deren Bekanntenkreise schaffen wollte. Die verhältnismäßig ausführlichen Berichte über seine Gewährsleute, aus denen man ja ein ganzes Stück Geschichte unserer Zeit her-

auslesen kann, weisen darauf hin. Aber eine im engeren Sinn volkskundliche Aufbereitung wäre doch auch möglich und nützlich, womit ich übrigens nicht die Einleitung Cammanns meine, in der er sich mit der theoretischen Literatur der späten sechziger Jahre auseinandersetzt, die mindestens meiner Ansicht nach dafür nichts hergibt.  
Leopold Schmidt

**Ulf Diederichs und Christa Hinze** (Hg.), *Norddeutsche Sagen. Schleswig-Holstein, Friesland, Hansestädte*. Düsseldorf — Köln 1976, Eugen Diederichs Verlag. 288 Seiten mit zahlreichen Abb. DM 29,50.

In der alten Reihe „Deutsche Stammeskunde“, die Paul Zaunert herausgab, war kein Band „Norddeutschland“ enthalten. Aber die alten Sagensammlungen des mittleren 19. Jahrhunderts gibt es und eine Auswahl aus diesen kann wohl einen oder auch mehrere Bände ergeben, die stilistisch den Bänden der Neudrucke der Zaunertschen Serie angeähneln sind. In dieser Art haben Ulf Diederichs und Christa Hinze also nun eine Auswahl aus Otto Beneke (1854), Ernst Deecke (1852), Karl Müllenhoff (1845), Friedrich Wagenfeld (1845) und mehreren anderen vorgenommen und zwischendurch immer wieder Gustav Fr. Meyers „Schleswig-Holsteiner Sagen“ von 1929 benützt, von welchen 1968 in ihrem eigenen Verlag ja die von Kurt Ranke eingeleitete Neuauflage erschienen ist.

Die aus diesen alten Ausgaben ausgewählten Sagen sind hier nun landschaftlich angeordnet: Schleswig-Holstein, die Hansestädte und Friesland. Der Quellennachweis ist ganz knapp gehalten, leitet aber doch auf die Originalveröffentlichung zurück. Ein Ortsregister ist die einzige weitere Aufschlüsselung des Bandes. Was man mit dem wichtigen Stoff sonst hätte tun und wie man zumindest mit einem Personennamenverzeichnis und einem Motivregister der Forschung hätte helfen können, das können wir hier nur so hinschreiben. Der Verlag läßt es nicht machen, er glaubt diese Bände zu einigermaßen erträglichen Preisen volkstümlich gestalten zu müssen. Daher hier nur einstweilen der Hinweis, daß ein zweiter Band „Norddeutsche Sagen“ die Überlieferungen aus Niedersachsen „zwischen Harz, Heide und Meer“ bringen soll. Der Kenner denkt wohl an die „Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuche“ von Adalbert Kuhn und Wilhelm Schwartz zurück, erstmals 1848 erschienen, die aber nunmehr von Georg Olms in Hildesheim genau, aber sehr teuer neugedruckt wurden.  
Leopold Schmidt

**Leander Petzoldt** (Hg.), *Schwäbische Sagen. Vom Odenwald bis zum Bodensee, vom Schwarzwald bis zum Lech*. Düsseldorf — Köln 1975, Eugen Diederichs Verlag. 260 Seiten mit zahlreichen Abb. DM 29,50.

Im Gegensatz zu den aus mehreren alten Sagensammlungen einfach zusammengeschnittenen Sammelausgaben liegt hier eine ordentlich mit Quellenangaben gearbeitete Auswahl vor, wie bei dem lang geschulten und bewährten Sagenforscher Petzoldt gewiß nicht anders zu erwarten.

In der Zaunertschen Serie hat Rudolf Kapff 1926 einen Band „Schwäbische Sagen“ herausgegeben, der eigentlich nie zu den starken Bänden dieser Reihe gerechnet wurde. Begreiflich, da es eben für Schwaben seit der Romantik viele gute, bei Anton Birlinger muß man wohl sagen sehr gute, Sammlungen gab. Sie sind gut ein Jahrhundert alt und kaum mehr erreichbar. Daher war schon die Auswahl von Kapff berechtigt und ihre Neugestaltung durch Petzoldt ist es gewiß auch. Petzoldt hat die Sagen nach Motivgruppen geordnet, von den „Schicksalhaften Begebenheiten“ bis zu den „Schwanksagen und Ortsneckereien“. Da ist also für alle wilden Frauen, Erdgeister, unheimlichen Gewässer, Teufel und Riesen usw. gesorgt. Zu den Stücken aus alten Sammlungen tre-

ten mehrere Neuaufzeichnungen, zum Teil von der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde zur Verfügung gestellt.

Die kapitelweise Aufgliederung nach Motiven und Motivgruppen ist nützlich, verführt aber bekanntlich leicht dazu, über die jeweiligen Grenzen hinauszugreifen, um noch die eine oder andere typische Ausformung miteinbeziehen zu können. Petzoldt sagt in der Einleitung darüber, daß „auch in manchen Fällen die Überlieferung der benachbarten Landschaften einbezogen wurde“ (S. 9). Wenn man diesbezüglich nachprüft, so wird man freilich finden, daß dies einigermaßen häufig und auch recht weitausgreifend geschehen ist. Man kann Karlsruhe (11, 69) ebensowenig hier einbeziehen wie Durlach (12), Wertheim (13), Lonnerstadt in Oberfranken (16), Kreuzwertheim (18), Ansbach (47), Würzburg (56), Hof (60), Heidelberg (70, 95), Aub (88) — die Reihe läßt sich lang fortsetzen. Auf diese Weise geht doch der stammheitliche Charakter der Sammlung verloren, auf den der Leser bei dem Titel „Schwäbische Sagen“ eben Anspruch hat. Sicherlich spielen heute die alten Stammesgrenzen bei weitem nicht mehr die gleiche Rolle wie etwa vor anderthalb Jahrhunderten. Aber dann sollte man eben derartige im Titel noch stammheitlich gebundene Ausgaben gar nicht mehr machen.

Davon abgesehen wird man sicher feststellen, daß die Ausgabe gute Quellenangaben besitzt, daß in den Anmerkungen manchmal noch eine weitere Fassung aufgenommen wurde, zum Teil nach Aufzeichnungen aus jüngster Zeit, durch Mitglieder von Petzoldts Seminar. Der weiteren Erschließung dient ein Ortsregister. Personennamen- und Motivregister fehlen auch hier. Auch ein Verzeichnis der Abbildungen, bei denen es sich doch um quellenmäßig wichtige alte Stiche usw. handelt, wäre in einem solchen Fall keine Verschwendung.

Leopold Schmidt

**Johannes Künzig** (Hg.), *Schwarzwaldsagen*. Neuausgabe 1976. 384 Seiten mit 37 Tafel- und 34 Textabbildungen. Köln 1976, Eugen Diederichs Verlag. DM 29,50.

Künzigs „Schwarzwaldsagen“, eine der besten landschaftlichen Sagensammlungen überhaupt, die schon bei ihrem ersten Erscheinen als vorbildlich empfunden wurde, ist von uns bei jeder Neuaufgabe wieder begrüßt worden. Es ist erfreulich, daß die vor wenigen Jahren erst erschienene Neuausgabe nun schon wieder eine Neuaufgabe gefunden hat, die alle Qualitäten der erfreulichen Neuausgabe wieder besitzt. Mit Anmerkungen und Register wohl ausgestattet und durch die alten Ortsansichten wiederum erfreulich benützlich, lesbar und anschaulich.

Leopold Schmidt

**Ype Poortinga**, *De ring fan it ljocht*. Fryske folksforhalen (= Fryske folksforhalen, Bd. I). 416 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen von G. van der Meer. Ljouwert/Leeuwarden, Niederlande 1976. Verlag Bosch en Keuning NV, Baarn, De Tille BV, Ljouwert. Fl. 37,50.

Märchen aus Friesland, in der westfriesischen Sprache aufgezeichnet und veröffentlicht, sind für uns eine große Neugierigkeit. Der Herausgeber Ype Poortinga hat diese Märchen und Schwänke in den Jahren 1971—1974 für die Friesische Akademie in Leeuwarden auf Tonband aufgenommen. Hier liegen sie nun vor, geordnet nach Wunder- und Zaubermärchen, Legendenmärchen, Novellenmärchen, Schwänken und Münchhausiaden, insgesamt 297 Nummern, also ein sehr stattlicher Bestand. Erfreulicherweise sind Anmerkungen beigegeben, die im wesentlichen die Erzähler namhaft machen und die Aarne-Thompsonsche Typennummer angeben. Gleichzeitig wird mitgeteilt, daß J. van der Kooi einen „Type-Index of Folktales in West Frisian Popular Literature and Oral Tradition“ vorbereitet. Da die Märchen, soviel ersichtlich ist, sehr stark mit den nie-

derdeutschen Überlieferungen zusammenhängen, wäre die Herausgabe des Typen-Index in deutscher Sprache wohl sinnvoll, denn mit den friesischen Texten, ohne jegliche Übersetzung, wird sich die Volkserzählforschung doch sehr plagen müssen. Aber die Sammlung und ihre Herausgabe an sich ist selbstverständlich sehr löblich. Das Buch mit seinen eindrucksvollen Zeichnungen ist sicherlich auch als Volksbuch für das niederländische Friesland verwendbar.

Leopold Schmidt

**Gerhard Heilfurth, Der erzgebirgische Volkssänger Anton Günther. Leben und Werk. Frankfurt am Main 1962—1976. Verlag Wolfgang Weidlich. 286 Seiten mit 34 Abb. auf Tafeln.**

1876, vor genau 100 Jahren, ist der nachmals berühmte erzgebirgische Volksdichter Anton Günther in Gottesgab zur Welt gekommen, 1937 hat er sie ebendort freiwillig verlassen. Gerhard Heilfurth, der sich praktisch sein Leben lang mit dem Volkslied und Bergmannslied des Erzgebirges beschäftigt hat — seine Dissertation von 1935 hat schon davon gehandelt —, hat diesem Volksdichter eine bedeutende Monographie gewidmet, die gleichzeitig das ganze Werk, die gesamte Mundartdichtung Günthers enthält. Das Buch erscheint seit vielen Jahren in immer neuen Auflagen. Die vorliegende 7. Auflage ist wieder ergänzt und nicht zuletzt mit den sehr aufschlußreichen Bildern von der erzgebirgischen Grenze zwischen Sachsen und Böhmen ausgestattet, auf der Günther aufwuchs. Damals vor 100 Jahren reichte noch das alte Österreich-Ungarn bis zur damaligen deutschen Reichsgrenze und die Verhältnisse waren wohl ärmlich, aber erträglich und vor allem politisch unbelastet. Daß sich Gewitter zusammenbrauten, merkte Günther erst, als er Jahre lang in Prag arbeitete und dort auch zum Heimat- und Mundartdichter wurde. Als solcher kehrte er in seine hochgelegene windumraute arme Heimat zurück und hat viele Jahre als Bauer, als Handelsmann, als Volksmusikant und als Heimatsänger gewirkt. Seine volkstümlichen Lieder sind in einer Zeit lang vor dem Rundfunk viel gesungen worden. Sie standen ja auch in den verschiedensten volkstümlichen Zusammenhängen, ebenso wie die Schwänke, welche Günther erzählte und die Heilfurth auch in diesen Band aufgenommen hat. Seine mit Worterklärungen und Registern ausgestattete Monographie ist daher in vieler Hinsicht aufschlußreich.

Leopold Schmidt

**Paul Friedl, 461 Haus- und Sympathiemittel. Vom Überlügen, Ansprechen, Gesundbeten und Anwünschen. In 50 Jahren gesammelt und aufgezeichnet. Rosenheim 1976. Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. 144 Seiten, 98 Abb. nach alten Holzschnitten. DM 19,80.**

Eine kleine Sammlung von volksmedizinischen Hausmitteln, wie sie im 18. Jahrhundert in verschiedenen Veröffentlichungen kolportiert wurden, später in die volksheilkundigen Handschriften gelangten und zum Teil auch mündlich überliefert wurden. Gegen das Gerstenkorn etwa, aber auch gegen das Hühnerauge und die vielen anderen kleineren und größeren Beschwerden. Paul Friedl in Zwiesel hat zusammengeschrieben, was er davon erfahren konnte, und hat sich mitunter auch davon überzeugen lassen, daß die Mittel halfen. Das alles ist hübsch angeordnet, hübsch gedruckt und mit Holzschnitten aus dem Augsburger „Buch der Tugend“ von 1486 verziert, was den alten Hausmitteln einen Anschein höheren Alters verleiht, der ihnen vielfach wohl nicht ansteht. Aber wie bei allen „Rosenheimer Raritäten“ ist eben Wert auf ein sehr gefälliges Aussehen gelegt. Für den Fachmann ist es einigermaßen tröstlich, daß ein alphabetisches Sachregister auch ihm ermöglicht, sich rasch darüber zu orientieren, was hier etwa vom Knoblauch, von der Königskerze oder auch vom Kornschnaps mitgeteilt wird.

Leopold Schmidt

**Annette Thoma, Bei uns. Zeichnungen von Emil Thoma. Rosenheim 1974, Rosenheimer Verlag Alfred Förg. S 200,—, DM 19,80.**

Annette Thoma, die Schöpferin der „Deutschen Bauernmesse“, hat für viele Menschen in Bayern, vor allem in Altbayern, viele Jahre hindurch so etwas wie einen Mittelpunkt der Heimat gebildet. Mit Ludwig Thoma, Josef Hofmiller und wenigen anderen zählt sie zu den weltlichen Hausheiligen einer großen Gemeinde. Es ist daher verständlich, daß man ihre kleinen Artikel, meist als Feuilletons geschrieben, oft als Kalenderbeiträge gedacht, gesammelt und zu einer Art Heimatbrevier gestaltet hat. Was Annette Thoma in ihrer besinnlichen Art über Bauernadvent, Mettengang in Andring, Bauerntheater, Sunnwend, Pfingstlummel, Kirta und so viele andere Stichwörter aus einem heimlichen Lexikon der altbayerischen Volkskunde zu sagen wußte, liegt hier nun gesammelt vor. Manches ist volkserzieherisch gedacht, manches heimatkritisch, wie etwa „Bayerntum und Bayerntümelei“. Von ihren eigenen Hausheiligen, also Josef Hofmiller, Kiem Pauli und wenigen anderen, berichtet sie mit wehmütiger Ehrfurcht. Zu anderen, etwa zu Lena Christ, hat sie wohl einen Weg gesucht, zu anderen wie Kurt Huber, hat sie ihn vermutlich nur angestrebt. Alles Erlebte spricht noch immer stark an, alles vielleicht doch mehr Angelesene fällt dagegen ab. Man freut sich, wenn man Stücke wie „Erlebte Volksweisheit“ noch immer nicht nur lesen, sondern eigentlich auch fachlich verwerten kann, denn das wäre ihr bestimmt recht gewesen.

Die feinen Kohlezeichnungen von Emil Thoma, nur ganz beiläufig zum Text hingewandt, sind eine wahre Augenweide. Leopold Schmidt

**Irmgard Gierl, Raritäten aus Schmellers Bayrischem Wörterbuch. Rosenheim 1974, Rosenheimer Verlag Alfred Förg. 228 Seiten. S 257,40.**

Irmgard Gierl, die sich schon mit vielen Sparten der Volkskunde in Bayern beschäftigt hat, wollte ihren eigenen Worten nach keinen „Volksschmeller“ machen. Aber der nunmehrige Buchtitel „Raritäten“ deckt den Inhalt des geschmackvoll gemachten Buches ja auch nicht. Es handelt sich um Auszüge aus den Einzelartikeln Schmellers für die üblichen Teilgebiete der Volkskunde, von Aberglaube und Almerin bis zum Hochzeits- und Totenbrauchtum. Im „Schmeller“ steht unerhört viel zu Schiffsleuten und Fischern, zur Volksmedizin wie zur Kleidung und zu vielen anderen Gebieten, die vor 150 Jahren noch völlig selbstverständlich ins Volksleben eingebettet waren. Heute klingen die Stichwörter und ihre Erläuterung oft wie Museumsstücke, aus dem lebendigen Zusammenhang genommen und pietätvoll aneinandergereiht. Das hat Irmgard Gierl sehr gut gemacht, hat vielleicht nicht alle Artikel ausgewertet, aber manche mit offenkundiger Liebe besonders behandelt, auch die Ortsnamen, die Personennamen — einige Koseformen nämlich — und schließlich die Stadt München, in der sich der Oberpfälzer Schmeller erst allmählich einlebte.

Irmgard Gierl hat ihrer Auswahl eine freundliche Biographie Schmellers beigegeben und den Stoff durch gute Register erschlossen. Man hätte manche Artikel zweifellos kommentieren müssen; Schmeller ist doch mancher Irrtum unterlaufen, seine Etymologien passen heute manchmal nicht mehr und seine Sacherläuterungen sind mitunter nicht mehr recht verständlich. Freilich hätte eine wirklich sachkundige Kommentierung nicht nur viel Platz, sondern auch viel Arbeitszeit erfordert. Eine solche kommentierte Ausgabe sollte wohl einmal in Angriff genommen werden. Vorläufig wird man aber den schönen Band sicherlich gern benutzen. Leopold Schmidt

**Ludwig Merkle, Alte Bergsteigerei. München 1976, Süddeutscher Verlag, 176 Seiten mit 5 Abb. nach alten Vorlagen.**

Wenn man die alte beschreibende Literatur kennt, die Art, wie sich die Aufklärer einerseits, die Romantiker andererseits den Bergen in Österreich und in Bayern genähert haben, dann ist einem viel von dem bekannt, was Merkle hier in seiner netten Auswahl zusammengetragen hat. Er hat die Abschnitte ungefähr dem Geschmack der Zeit um 1800 entsprechend angeordnet, von den „scheußlichen Bergen“ der Frühzeit bis zu den „wahrhaft schönen Hirtinnen“, die man immer wieder erwartete und doch nur so selten fand. Für uns ist es schon wichtig, daß Merkle eine beachtliche Anzahl von österreichischen Reisenden und Topographen kennt und benützt: Ebel (1803), Hacquet (1785), Kürsinger (1841), Kyselak (1829), Sartori (1812), Schrank (und natürlich Moll) (1785), Schubart (1834), Schultes (1804), Vierthaler (1816) und Weidmann (1834). Da fallen zumindest zum Almleben von damals ganz nette Belege ab, von der Hütte bis zur Speisenbereitung. Lob steht neben viel Tadel und Unverständnis. Die ersten Touristen wußten nicht, daß sie aus einer anderen Welt kamen. Aber sie brachten deren Hauch mit, der im Lauf von zwei Jahrhunderten die alte Menschenwelt der Alpen so gründlich verändern sollte. Leopold Schmidt

**Hessische Töpferei zwischen Spessart, Rhön und Vogelsberg.** Herausgegeben von Joachim Naumann (= Kataloge der Staatlichen Kunstsammlungen Kassel, Nr. 7. Kassel, Staatliche Kunstsammlungen, 1975. 56 Seiten, Abb. auf Tafeln.

**Bauernkultur in Mecklenburg III. Die Keramik** (Katalog der Volkskundlichen Sammlungen des Historischen Museums Schwerin). Bearbeitet von Ralf Wendt. Schwerin, Historisches Museum, 1976. 120 Seiten, 71 Abb. auf Tafeln.

Die eigentliche volkstümliche Keramik, die Hafnerware, ist die längste Zeit das Stiefkind in Forschung und Veröffentlichung gewesen. Gesammelt haben die Museen freilich von Anfang an auch auf diesem Gebiet, aber bis zur eingehenderen Erforschung einzelner Hafner und ihrer Werkstätten und bis zur typologischen Durchmusterung der Bestände hat es lang gedauert. Die in den letzten Jahren zügig begonnene Forschung, vor allem in München von dem vor kurzem verstorbenen Paul Stieber betrieben und weiter angeregt, hat schon viel erbracht. Ohne sie wären die Veröffentlichungen der letzten Jahre nicht zu verstehen, ob sie nun damit direkt oder nur indirekt in Zusammenhang stehen mögen.

Seit Adolf Spamer 1933 seine „Vorbemerkungen zu einer Darstellung der hessischen Töpfer- und Zieglerkunst“ veröffentlichte (Hessische Blätter für Volkskunde, 32, S. 52 ff.) ist viel Zeit vergangen. Aber in all den Jahren sind doch immer Beiträge, früher von Karl Rumpf, heute von Alfred Höck und einigen wenigen anderen, veröffentlicht worden, welche ein gewisses Bild des Bestandes schon ergeben. Ein Privatsammler, Ludwig Steinfeld in Schlüchtern, hat jahrelang ganz auf sich gestellt die alten Hafnerarbeiten gesammelt und seine mit viel Mühe erworbenen Schätze nunmehr dem Hessischen Landesmuseum in Kassel übermacht: 750 Stück Irdenware und 160 Stück Steinzeug, ein sehr schöner Bestand. Er berichtet darüber einleitend und die Fachleute Alfred Höck (Zur Töpferei im ehemaligen Kreis Schlüchtern und: Hinweise auf die neuzeitliche Töpferei im Gebiet der ehemaligen Kreise Fulda und Gelnhausen), dann Ulf Leinweber (Bemerkungen zur Töpferei in Lauterbach und Schlitz, Römershag und Oberbach), Liesel Tripp (Der Eulofen, aus meiner Kindheit in Steinau an der Straße) und Joachim Naumann (Die Gefäße) schließen daran. Joachim Steinfeld hat noch „Erinnerungen eines alten

Töpfers (Konrad Ruppert, Marjoß)" beigesteuert, ein durchaus aufschlußreiches Gespräch, auch durch gute Photos untermalt. Den Hauptteil des Kataloges bildet der schöne Bildteil, aber mit Interesse wird man auch die gesammelten „Töpfer-sprüche" zu Kenntnis nehmen.

Fast gleichzeitig ist der III. Teil der musealen Darstellung, „Bauernkultur in Mecklenburg", im Historischen Museum Schwerin erschienen. Die beiden ersten Bände waren dem Arbeitsgerät und dem Mobiliar gewidmet. Hier nun hat Ralf Wendt die ganze stattliche Sammlung an alter Hafnerware seines Museums vorgestellt mit einem reichen guten Bildteil, der nicht nur Schüsseln und Teller, Henkeltöpfe und Paartöpfe zeigt, sondern auch Kerzenständer, Bügel-eisenuntersätze, Puddingformen, Petersilientöpfe und Krüge und Kannen der verschiedensten Formen. Auch Feiertagsziegel und verwandte Ziegler- und Hafnerarbeiten vervollständigen den Bestand. Darüber hat es in Mecklenburg bisher nur sehr wenig Literatur gegeben; bei den mittelalterlichen Stücken handelt es sich ja auch um Ausgrabungen erst der letzten Jahre. Die ausführliche Katalog-leistung ist daher sehr zu begrüßen.

Leopold Schmidt

Günther Franz, Geschichte des deutschen Bauerstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Zweite ergänzte und erweiterte Auflage (= Deutsche Agrargeschichte, Bd. IV). 301 Seiten mit 22 Abb. und 16 Bildtafeln. Stuttgart 1976, Verlag Eugen Ulmer. DM 88,—.

Auf diese „Deutsche Agrargeschichte" war in unseren Besprechungen mehrfach hinzuweisen, auch auf den verdienstvollen, sehr lesbaren Band von Günther Franz, der die Bauerngeschichte von der Volksgeschichte her sieht und darstellt. Das in jeder Hinsicht orientierende Buch liegt bereits in zweiter Auflage vor, worauf also besonders hingewiesen werden muß. Es ist nur knapp zur Gegen-wart her ergänzt, in den Literaturangaben vielfach erweitert.

Die bereits abgeschlossen scheinende „Deutsche Agrargeschichte" soll übrigens nunmehr noch durch einen VI. Band erweitert werden, eine „Geschichte des Gartenbaues in Deutschland", was man durchaus begrüßen wird. Obwohl es ja einige, und zwar gute gartenbaugeschichtliche Werke gibt, ist das Gebiet in diesem Zusammenhang der Agrargeschichte noch nicht erfaßt worden, so daß die Ergänzung gerechtfertigt erscheint.

Leopold Schmidt

Luis Carlen, Naters — Blatten — Belalp (= Schweizer Heimat-bücher, Bd. 168). Bern 1973, Verlag Paul Haupt. 56 Seiten, davon 25 bis 56 Abb.

Heimatbücher geraten nicht selten etwas engherzig und engstirnig. Anders steht's, wenn ein Autor, der seine Heimat wohl sehr genau kennt, darüber hin-aus aber ein Gelehrter von weitgespannten Interessen ist, so ein kleines Heimat-buch gestaltet. Der volkskundlich so vielfach interessierte Rechtshistoriker Louis Carlen kennt und liebt seine Heimat, das Oberwallis, und für kleine Mono-graphien wie die vorliegende weiß er viel aufzubieten.

Die Einleitung des Bildbandes erläutert die Landschaft an der oberen Rhone, die hier Rotten heißt: Der große Wiener Altgermanist Rudolf Much war immer der Meinung, daß man im Deutschen eigentlich zur Rhone „der Rotten" sagen müsse, da dieser deutsche Name ja tatsächlich vorhanden sei. Hier ist das ganz ohne Präntention als landschaftliche Selbstverständlichkeit festgehalten. Am oberen Rotten also liegt Naters, dessen Wappen einen geflügelten zweifüßigen Drachen aufweist, der vielleicht mit der „Natter" gemeint sein mag. Dann wird der Einfluß des nahen St. Moritzen besprochen, das Verhältnis zu den „Herren" und ihren Burgen, von denen sich einige Türme erhalten haben. Eine kurze

Geschichte der Gemeinde Naters folgt, ebenso eine ganz knappe des Kurortes Blatten und schließlich eine erlebnisgesättigte Schilderung der „Belalp“, bei einem Historiker des Alprechtes besonders verständlich.

Die schönen Bilder erschließen diese Oberwalliser Kleinlandschaft vorzüglich. Die alten Blockbauten, auch die Blockspeicher mit ihrer Mäusewehr kommen sehr gut heraus, aber auch die Menschen, etwa die Mädchen in ihren Trachten bei der Fronleichnamsprozession oder die Männer in ihren Uniformen der päpstlichen Schweizer Garde, bei der viele gerade aus dem Oberwallis immer schon gedient haben.

Leopold Schmidt

**Student und Hochschule im 19. Jahrhundert.** Studien und Materialien. Mit Beiträgen von Karsten Bahnson, Franz Gall, Detlef Grieswelle, Christian Helfer, Gustav Otruba, Mohammed Rassem, Christoph Thienen-Adlerflicht (= Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 12). Göttingen 1975, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. 389 Seiten. DM 86,—.

In der von der Fritz-Thyssen-Stiftung geförderten Reihe „Neunzehntes Jahrhundert“ ist schon so mancher Band erschienen, der auch für das Fach Volkskunde von Bedeutung ist. Der vorliegende, von Christian Helfer und Mohammed Rassem eingeleitete Band ist den Hochschulen, ihrer Struktur, ihren Studenten und Absolventen zugeordnet. Mehrere Beiträge von österreichischen Verfassern, wie Franz Gall und Gustav Otruba, sind auch österreichischen Themen gewidmet. Von Bedeutung erscheint besonders der Beitrag von Gernot Stimmer über „Die Mythologisierung der Revolution von 1848 als Modell einer Studentenrevolution“. Zeitgeschichtlich von Wichtigkeit ist die Abhandlung von Detlef Grieswelle über den „Antisemitismus in deutschen Studentenverbindungen des 19. Jahrhunderts“. Und im engeren Sinn in unser Fachgebiet gehört die etwas kurz geratene Abhandlung von Christian Helfer über „Formen und Funktionen studentischen Brauchtums im 19. Jahrhundert“. Da wäre wohl, mit Einschluß der Darstellung des studentischen Brauchtums in einer recht breiten und auf breitschichtiges Leserpublikum hin ausgerichteten Literatur, noch manches zu sagen gewesen. Aber man ist ja froh, daß solche Themen überhaupt in einem seriösen Zusammenhang und unpolemisch dargestellt werden, wie dies hier der Fall ist.

Leopold Schmidt

**Leo Zehnder, Volkskundliches in der älteren schweizerischen Chronistik** (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 60). 683 Seiten. Basel 1976, Verlag G. Krebs AG. Sfr. 60,—.

Ein Quellenbuch, wie es zwar vielerorts möglich, aber leider seit langem nicht mehr geschrieben wird. Die ältere Volkskunde, etwa Birlinger für Schwaben, hat solche nützliche Auszüge gemacht. Späterhin hat Hans Moser im Sinn einer solchen Quellenkunde für die historische Volkskunde gewirkt, wobei seine eigenen Arbeiten stets über die bloßen Quellenauszüge hinausgingen. Nun hat Hans Trümpy in Basel die Aufgabe der Erstellung eines solchen Quellenbuches für die Schweiz einem Dissertanten gestellt und das Ergebnis ist eine sehr bedeutende Sammlung, die in genau überlegter Anordnung den Stoff von den heimatischen Bauten bis zu Witz, Spott, Ortsneckerei darbietet, und zwar jeweils den Quellentext, dazu ihn erläuternde Anmerkungen und am Schluß jedes Kurzabschnittes die weiterweisende Literatur.

Diese Tausende von Stellen erfassende Belegesammlung wird zureichend eingeleitet, indem zunächst die Quellen, dann ihre zeitgenössischen Interpretationsversuche besprochen werden, und wobei die chronikalischen Aufzeichnungen

nach den Hauptgruppen, nämlich den zeitgenössischen Darstellungen, den Tagebüchern und Selbstbiographien, den Wallfahrts- und Reiseberichten, den eigentlichen Chroniken und den humanistischen Chroniken aufgegliedert erscheinen. Ein wichtiges Kapitel stellt die Haltung der Reformation und der Gegenreformation zum Volksbrauchtum dar, wofür sich aus den Quellen ja viel herauslesen läßt.

Der gewaltige Stoff ist durch ein Register aufgeschlüsselt, das die Autoren, die Orte und die Sachen nachweist. Das erleichtert jede weitere Arbeit auf diesem Gebiet selbstverständlich ganz beträchtlich. Der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde aber möchten wir bei dieser Gelegenheit, dem 60. Band ihrer schönen Veröffentlichungen, dazu herzlich gratulieren. Ihre „Schriften“ gehören doch wohl wirklich zu dem, was man als Rückgrat unseres Faches ansprechen darf.

Leopold Schmidt

**Peter Korniss, Bräutigam des Himmels. Bilder ungarischer Volksbräuche.** Mit einem Vorwort von Sándor Csoóri. Ethnographische Erläuterungen von Ferenc Novák. Budapest 1975, Corvina Verlag. Großformat, unpaginiert.

Ein ungewöhnliches Bilderbuch. Peter Korniss, der mit den Vertretern der ungarischen Volkskunde in guter aktiver Verbindung steht, hat Hauptgruppen des lebendigen Brauchtums von Ostern bis zur Hochzeit, vom Kinderspiel bis zum Krippenspiel hervorragend photographiert. Es ist eine Art expressiver Lichtbildkunst, angesichts derer sich Sándor Csoóri in seinem Vorwort ausdrücklich auf die internationale Kunst der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, so von Picasso bis zu Béla Bartók beruft. Man kann die Menschen in ihrem Verhältnis zum Brauchtum gewiß so sehen und wenn man die glückliche Hand dazu hat, auch so photographieren. Wie die drei Könige in der Stube die Hausmutter ansingen; wie die Buso-Masken beim Umzug gar nicht so ungemütlich anschauen, wie man meinen möchte; wie die Frauen in weißen Kleidern trauern, das ist hier alles eindringlich verdeutlicht. Manche Gruppen wie etwa die Weinlese oder die Totenpfähle — ein berühmter ungarischer Roman ist nach ihnen sogar betitelt — prägen sich stark ein. Manche offenbar altertümlich verbliebene Gruppen wie etwa die Burschen im Tanzhaus von Szék (Sic, Jud. Cluj, Rumänien) dokumentieren durch diese Bilder ihr Dasein besonders stark.

Die „ethnographischen Erläuterungen“, jeweils auf ein solarisiertes Textbild gestützt, geben knapp, was man zu den Aufnahmen wissen soll, manchmal ein bißchen zu allgemein, nicht erlebt, sondern angelesen. Aber die Orts- und Zeitangaben zu den Aufnahmen sind genau. Alles in allem ein geglücktes Buch. Nebenbei: Es sind Schwarzweiß-Aufnahmen und man vermißt die Farbe überhaupt nicht.

Leopold Schmidt

**Imre Katona, A haban kerámia Magyarországon (Die Habaner Keramik in Ungarn).** Budapest 1974, Képzőművészeti alap kiadóvállalata. 224 Seiten mit 152 Abb., davon mehrere in Farben. Ft. 200,—.

Die Habaner Keramik übt nach wie vor auf Sammler und Museumsleute eine gewisse Faszination aus. Dieses formenschöne Geschirr mit der zurückhaltenden Bemalung aus dem frühen 17. Jahrhundert, das lange Zeit nachgewirkt hat, ist wahrscheinlich schon in seiner Entstehungszeit bekannt und beliebt gewesen, weil es unantastbar, unparteiisch war. Die Schüsseln und Krüge weisen kein einziges religiöses Sinnbild auf, aber auch keinen Bibelspruch, so daß Anhänger der verschiedensten Konfessionen sich ihrer unbesorgt bedienen konnten. Der Grundstock der Hersteller wie auch der Benützer ist offenbar deutsch gewesen, das zeigen die zahlreichen Namen. Aber auch wenn einmal ein Spruch

vorkommt, übrigens ein durchaus weltlicher Spruch, dann ist er deutsch, wie sich bei der Achtfachflasche auf S. 12 zeigt; da steht dann in einem Feld neben den mehr oder minder phantastischen Tieren:

Drinck ain mal  
vnd st. Drinck zwei mal  
vnd gedrinck trei mal  
vnd schve gelt  
tas man dich fir  
kanen schmarutzer helt.

Aber so ein Zutrinker-Vers ist offenbar eine Ausnahme. Meist begnügt man sich mit dem Besteller-Monogramm und der Jahreszahl und immer wieder mit einem Zunftzeichen oder für gewöhnlich mit den stilisierten Blütenmotiven.

Imre Katona hat hier offenbar sehr fleißig die Bestände in Ungarn gesammelt, in den Anmerkungen sind die Veröffentlichungen dazu genannt und die Abbildungsbeschreibungen geben die Standorte und die genauen Maße an. Das Buch ist ganz in ungarischer Sprache geschrieben ohne auch nur die geringste Hilfe. Vielleicht sollte davon eine deutsche Ausgabe erscheinen.

Leopold Schmidt

**St. D. Imellu, To peri zoon idiotitos ergu tu Ailianu os piji eidiseon peri majikon kai deisidaimonon doxasion kai syitheion** (St. D. Imellos, Das Werk des Aelianus über die Eigenschaft der Tiere als Informationsquelle über magische und abergläubische Vorstellungen und Gebräuche). Athen 1972. 163 Seiten.

Die Habilitationsschrift des Direktors des Forschungszentrums für Griechische Volkskunde der Akademie in Athen wertet hauptsächlich die iatrosophischen und therapeutischen Angaben des Sophisten Claudius Aelianus (zirka 170—235 n. Chr.) in dem genannten Werk aus, reiht sie, thematisch gegliedert, in das Heilwissen und die Arztkunst der Zeit ein und verfolgt ihren diachronischen Werdegang durch die byzantinische Periode herauf bis zum Volksglauben und den Heilpraktiken der Neugriechen. Die heilmagischen Vorstellungen und volksmedizinischen Therapiemethoden erweisen sich dabei als unglaublich zählebig und geographisch weit gestreut. Methodisch schließt der Verfasser damit an das Konzept seines Vorgängers G. Spyridakis (†) an, der die Quellen zur byzantinischen Volkskultur programmatisch für die neugriechische fruchtbar gemacht hatte, und dehnt die erfolgreiche Komparation historisch bis zum römisch-griechischen Hellenismus aus. Damit schließt der Verfasser an die Versuche älterer Forschergenerationen an, die Volkskunde auch die Ergebnisse der Altphilologie und Archäologie in Erwägung ziehen zu lassen; die statische und unilineare Kontinuitätsvorstellung hat dieses Konzept späterhin problematisch werden lassen. Die griechische Forschungstradition nimmt in dieser Entwicklung eine Sonderstellung ein.

Das Werk des Aelianus, ein Schüler Pausanias, stellt eine wahllose Kompilation älterer und zeitgenössischer Quellen dar und darf mit der literarischen Gattung der Tierfabel bzw. des Tiermärchens in Zusammenhang gebracht werden. Das hellenistische Interesse am Tier, besonders am außergewöhnlichen Tier, wird auch in anderen Erscheinungen manifest, wie den Zoologischen Gärten in den großen Metropolen, die Freude an Dressurakten u. a., und bewegt sich vor dem geistigen Hintergrund eines bukolischen und zugleich verwissenschaftlichten Naturgefühls. Die in klassischem Attisch verfaßte Zoologie des lateinischen Schriftstellers sprach vermutlich einen breiten Leserkreis an. Die Quellenangaben werden meist von ihm unterschlagen; daß Aelianus selbst etwas aus der lebendigen Tradition der Zeit geschöpft hat, ist unwahrscheinlich.

Die Angaben des Aelianus werden nun mit griechischen und lateinischen Quellen der Epoche sowie mit Parallelerscheinungen des byzantinischen und neugriechischen Volkslebens verglichen. Den Quellenwert rezentgriechischer Phänomene für die Rekonstruktion der byzantinischen Volkskultur hat schon Ph. Kukules in Detailfragen nachweisen können. Der Verfasser versucht dasselbe Konzept bis zum Hellenismus hin auszudehnen, ohne sich nur auf den retrospektiven Blickwinkel zu beschränken; er hält sich korrekterweise an den Detailvergleich und läßt sich auf keine allgemeinen Affinitätskomparationen ein. Jenseits der übersichtlichen Durchgliederung der Einzelthemen liegt der Wert der Arbeit vor allem in der gediegenen Sicherung der Detailerkenntnis, in der Beherrschung des antiken Quellenpotentials und der bibliographischen Orientiertheit in der verstreuten Spezialliteratur.

Das 1. Kapitel (13—21) beschäftigt sich mit dem mythischen Volk der Psylloi in Libyen, das in einer Art totemistischer Beziehung zu gehörnten Schlangen steht und deren Vertreter als Heilmagier für Schlangenbisse im Altertum bekannt waren<sup>1)</sup>. Sie kannten drei Methoden gegen den Giftbiß: Speichel, Wasser oder die Berührung mit dem nackten Körper. Die Speichelmethode wird bei Wunden bis heute geübt und geht auf die Beobachtung des tierischen Wundleckens sowie auf die Vorstellung der Körpersekrete als Träger der Lebenskraft zurück. Das Wasser wird ebenso vom heilenden Psyllos direkt auf die Wunde gespuckt (Variante der Speichelmethode). Der besondere heiltherapeutische bzw. schmerzlindernde Gebrauch des Waschwassers der Hände, des Badewassers oder des Spülwassers der Reliquien ist für Byzanz und Neugriechenland nachgewiesen und geht auf dieselbe Vorstellung zurück. Von besonderem Interesse ist die rezente Nachricht vom Gebrauch des Waschwassers der Unterkleider des Mannes: Es wird, mit seinem Speichel vermischt, von der schwangeren Frau zur leichteren Geburt getrunken<sup>2)</sup>. Zu diesen den neuzeitlichen Hygienevorstellungen nicht immer ganz entsprechenden Methoden gehört auch das Einwickeln des Neugeborenen in das Unterhemd des Vaters (indirekte Hautberührung als Kraftübertragung). Diesen Brauch weist der Verfasser dem Typ der Synanachrosis, der Heilung durch Berührung mit dem nackten Körper, zu<sup>3)</sup>. Die Methoden der Psylloi waren so erfolgreich, daß sie sogar Augustus nach Rom geholt haben soll, um die lanzenverwundete Kleopatra zu heilen.

Es ist von einigem Interesse, daß ungefähr zur gleichen Zeit, unabhängig von der vorliegenden, eine andere Studie über die Vorstellung der gehörnten Schlange in Griechenland erschienen ist<sup>4)</sup>, wo die Erzählvarianten über das Sagentier aufgelistet sind. Bei der Frage der historischen Herkunftsschicht des Fabelwesens findet auch Aelianus neben vielen anderen antiken Quellen gebührende Würdigung. Der Zusammenhang mit dem Einhorn sowie mit dem Kreuzhirsch ist im Altertum und Mittelalter latent. Darauf weist noch die neugriechische Namensform der gehörnten Schlangen, „liokorno“ (= unicornis); den gleichen Namen führen auch kleine schwarze Reliquienkreuze, denen iatro-

<sup>1)</sup> Dazu auch RE XXIII 2 (1959), 1465—1476.

<sup>2)</sup> D. S. L u k a t o s, Der Gatte in den Geburtsbräuchen und volkskundliche Zeichen der Sohngeburt (griechisch). (Epetiris tu Laographiku Archeiu 8 [1953/54]. Athen 1956, 152—156.)

<sup>3)</sup> Zur weiten Verbreitung dieser therapeutischen Wundermethode, die sogar Tote zum Leben erweckt haben soll, die Studien von O. Weinreich und L. Bieler im Archiv für Religionswissenschaft 32 (1935), 246—284 bzw. 228 bis 245.

<sup>4)</sup> D. B. O i k o n o m i d i s, Volkserzählungen über gehörnte Schlangen (griechisch). Praktika tu Protu Diethnus Kyprolojiku Synedriu. Nicosia 1973, Bd. III-2, 241—248 (mit franz. Res.).

sophische Bedeutung zugeschrieben wird. Dasselbe glaubt man aber eben auch von der gehörnten Schlange: Mit ihrem Serum kann man andere Schlangenbisse heilen. Der signifikante Sinnkontext der Bedeutung des Heiligen Tieres der Psylloi, der erfahrenen Schlangenbißtherapeuten, ist somit in einen stimmigen Assoziationszusammenhang gebracht.

Das folgende Kapitel über magische Mittel und Verfahren (22—67) handelt von Amuletten und Zauberformeln. Der Prozeß des schrittweisen Verlustigehens der ärztlichen Errungenschaften der griechischen Antike in den magischen Heilpraktiken des Hellenismus, zum Teil noch mit pseudowissenschaftlichen Rationalisierungen überformt, wird hier greifbar. Die Prinzipien der Kraftübertragung und der Analogiehandlung bleiben für die Medizin der nachfolgenden Jahrhunderte bestimmend. Diese ungenügenden und zum Teil lächerlichen Mittel waren für lange Strecken der abendländischen Kultur die einzigen Waffen gegen Krankheit und Tod. Die Therapie und Prophylaxe durch Amulette und Zauberformeln wurde nur von wenigen hellenistischen Ärzten und den Kirchenvätern — aus anderen Gründen — abgelehnt. Aelianus sowie auch Plinius und Marcellus beschreiben einen magischen Akt, bei dem eine Eidechse, der man die Augen ausgestochen hat, durch die Anfertigung eines Ringes mit einem Gagatstein, auf dem eine Eidechse eingeritzt ist, wieder sehend wird. Dieser Ring schützt vor und heilt Augenleiden. Die Analyse der Einzelelemente dieser komplexen Handlung enthüllt eine Fülle von Glaubensvorstellungen, antiker wie rezenter, die in ihrer „logischen“ Verkettung überzeugend wirken. Dasselbe gilt für den Adlerstein als Amulett für eine leichte Geburt<sup>5)</sup> oder das ausgerissene Auge des Fisches Myros gegen Ophthalmie. Bei den Zauberformeln überwiegen die Bindsprüche und Bindehandlungen: das Schwanzmessen des Hundes gegen seine Flucht<sup>6)</sup>, das dreimalige Herumführen des Hahnes um das Tischbein, der Gürtelschlag der Jungfrau für das Pferd, das nicht urinieren kann usw. Der Bedeutungszusammenhang kann hier oft erst durch die weitgespannte Komparation erschlossen werden, da er in seinen rezenten Manifestationen wenig bewußt ist.

Die Uniformität gewisser Heilvorstellungen erweist sich besonders auf dem Gebiet der therapeutischen Methoden (68—82): die Heilung durch das Analogieverfahren (z. B. der Anblick des gelblichen Vogels „Charadriion“ gegen Gelbsucht, die Adlerleber gegen Augenleiden usw.), die Krankheitsübertragung auf ein Tier und die Heilung nach dem antiken Sprichwort: Der Verletzte kann auch heilen. Für dieses therapeutische Dogma läßt sich die Epilepsie-Heilung anführen (Glaube: Epilepsie wird durch den Mond hervorgerufen): durch das nächtliche (Mond) vom Hund (Tier der Hekate = Mondgöttin) ausgerissene Mandragoraskraut oder durch die Eidechsenhaut (Tier der Hekate). Die Rekonstruktion solcher in sich „logischer“ Vorstellungssysteme wird mit Einfühlungsgabe und großer Quellenkenntnis vorgenommen.

Das 4. Kapitel (83—107) über verschiedenen Aberglauben verfolgt mit der skizzierten synchron-diachronen Methode verschiedene Glaubensvorstellungen: so, daß der Genuß des Nachtigallenfleisches zur Schlaflosigkeit führe (Analogie), daß Nordwind während der Kopulation männliche Nachkommen bringe (auch in Byzanz und Neugriechenland für Menschen, Schafe und andere Tiere), die antipathetische Beziehung zwischen Hirsch und Schlange, das Umbinden des rechten Knies gegen den wütenden Stier, das Menstruationsblut zur Feldverwüstung u. a. m.

---

<sup>5)</sup> Weiteres Material bei Fr. K a u m a n n s, Der Adlerstein als Hilfsmittel bei der Geburt. (Hessische Blätter für Volkskunde 5, 1906, 133—156.)

<sup>6)</sup> Dazu auch E. G r a b n e r, Verlorenes Maß und heilkräftiges Messen. Krankheitsforschung und Heilhandlung in der Volksmedizin. (Zeitschrift für Volkskunde 60, 1964, 23—34.)

Das letzte Kapitel (108—142) beschäftigt sich mit Wunderzeichen, Orakeln und Prognostik: die ambivalente Bedeutung des Spinnennetzes im Heiligtum, Schwalbennest, Eulenzug, Rabe, Krähe usw. Das Material zu den Witterungszeichen ist zum Großteil der peripathetischen Schule entnommen: Kraniche vom Meer kommend bedeuten harten Winter, Kranichrufe Regen, schweigende Kraniche Windstille; der Eulenzug bringt schweren Winter, der Reiherruf Schlechtwetter, der Rabenzug Regen usw.

In einem kurzen Epilog (143—144) wird der Quellenwert des Werkes gewürdigt: Das eklektizistische Oeuvre des Aelianus ist für viele Nachrichten verlorengangener Schriftsteller die einzige Quelle. Da er als eigenschöpferische Autorenpersönlichkeit kaum hervortritt, gibt er einen getreuen Spiegel des Wissens seiner Zeit. Durch die Kreuzung anderer zeitgenössischer Quellen wird die Ansicht erhärtet, daß er als repräsentativer Vertreter des hellenistischen Wissensstandes gelten kann und somit historisch-diachron komparationsfähig ist. Eine sorgfältige Spezialbibliographie (146—156), ein Stellenregister für Aelianus (157 bis 158) sowie ein Namens- und Sachregister (159—162) runden die gut fundierte Arbeit ab, welche die griechische Forschungstradition der Auswertung volkskundlicher Nachrichten aus antiken Quellen, den Kirchenväterschriften, der byzantinischen Hagiographie sowie der europäischen Reiseliteratur kenntnisreich fortführt.

Walter Puchner

**Teodoro Vidal, Los Milagros en metal y en cera de Puerto Rico.** Fotografias por Pablo Delano. 190 Seiten mit zahlreichen Abb. San Juan de Puerto Rico 1974, Ediciones Alba.

Die spanisch besiedelte Insel Puerto Rico besitzt ein Wallfahrtswesen, das offenbar so ziemlich alle seine Züge aus der alten spanischen Katholizität aufweist. An den Gnadenstätten, zumeist marianischen, wird geopfert, und zwar handelt es sich um Votivgaben aller Art, von blechgeschnittenen bis zu wachsgegossenen, und aller Intention, also Tiere und Menschen mit allen nur möglichen Körperteilen.

Der Verfasser leitet in einem Eingangskapitel die Votive von den etruskischen und griechischen ab, kennt auch die in Spanien ausgegrabenen Bronze-Opfergaben und stellt neuere gegossene Figürchen etwa vom hl. Blasius oder von der Madonna daneben, die ihrer Aufhängeöse nach wohl Anhänger und keine Votivgaben waren. Dann gibt er einen Überblick über den Werdegang der Metall-Votivgaben auf Puerto Rico, die größtenteils aus Zinnplättchen geschnitten und mehr oder minder flüchtig graviert sind. Eine Zusammenstellung der Motive zeigt die Menschendarstellung, die Versinnbildlichung von Kindern, Armen, Beinen, Brüsten, Händen, Köpfen und Geschlechtsteilen, alles offenbar rasch gearbeitet und daher nicht selten zu einer sekundären Primitivität neigend. Daneben gibt es aber, beispielsweise bei den Augenvotiven, das Nachleben barocker Formen. Die Materialien reichen von Gold und Silber über Kupfer und Zinn bis zu Aluminium. Bemerkenswert erscheint, daß nicht nur die Gnadenbilder mit Votiven behängt werden, sondern ganze Standarten mit den „Milagros de Santa Maria“ benäht erscheinen. Unter den handgeformten Wachsvotiven finden sich beachtenswerte Motive, wie beispielsweise die Kopf-Hüft-Henkel-Gestalt (S. 111). Auch hier macht sich aber wieder das Nachwirken guter barocker Formen bemerkbar. Ein eigener Abschnitt ist den Herstellern und Verkäufern der sehr vereinfachten Metallplättchenvotive gewidmet. S. 143 ff. sind die Namen dieser Hersteller genannt.

Das wertvolle Buch ist (in New York) hervorragend gedruckt, so daß die schönen Aufnahmen von Pablo Delano auch voll zur Geltung kommen.

Leopold Schmidt

**Selbstverlag des Vereines für Volkskunde**  
**Alle Rechte vorbehalten**  
**Druck: Holzwarth & Berger, Wien 1**  
**Wien 1976**